Das Buch

vom

Aberglauben.

Des Aberglaubens alte Rechte,
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Noch ist im menschlichen Geschlechte,
Ihr Einfluß grösser als man glaubt.

Neue verbesserte Auflage.

Leipzig im Schwickertschen Verlage, 1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wer Exemplare von diesem Buche haben will, erhält solche noch für den Pränumerations-Preis à 6 Gr. doch muß man Emballage und Porto tragen. Uebrigens wende man sich deßhalb an mich.

Schwickert,
Buchhändler in Leipzig.

Vorrede.

Ein Abergläubischer ist der, welcher mehr als wahr ist, glaubt. Er ist also das Gegentheil von dem Ungläubigen, welcher weniger glaubt, als wahr ist. Denn das Wort **aber** hieß ehedem so viel als **über** oder **mehr**. Der Aberglaube äussert sich durch ungegründete und verkehrte Meinungen von Dingen, und durch die daraus entstehenden Handlungen: Daher muß die wahre Ursach von den Dingen gezeigt, das thörigte und lächerliche in den abergläubischen Handlungen dargestellt, und zur Erreichung der Absichten sichrere Mittel angegeben werden. Bei den Mitteln, die der Abergläubische wählt, leidet die gute Sache der Religion, und der Nächste; sie entehren die Vernunft, wirken grössere Unwissenheit, und thun der Lasterhaftigkeit oft den gewünschtesten Vorschub. Anstatt Ursach und Wirkung zu vergleichen, die Zukunft ruhig zu erwarten, das, was andere sagen und thun, zu prüfen, und die Vernunft so zu gebrauchen, wie man sollte und könnte — schreibt der Abergläubische den Dingen Ursachen und Wirkungen zu, die sie nicht haben, fürchtet und hofft ohne Grund, baut auf die Zeugnisse andrer allzuviel, und denkt zu wenig. In einem gewissen Maas ist also der Abergläubische doch einfältig. Unwissenheit und Einfalt erzeugen gewiß Vorurtheile und Aberglauben. Der kleinste Theil der Abergläubischen sind Betrüger; der größte aber Betrogene, oder solche die von den kräftigen Wirkungen gewisser Ausrufungen, Zirkel u. s. w. etwas erwarten.

Hat man aber bisher dem Aberglauben eifrig oder zweckmässig genug entgegen gearbeitet? oder hatte der, dem es am Willen nicht fehlte, passende Hülfsmittel; und wird dieses Buch dem Mangel abhelfen? der Verfasser hat es so einzurichten gesucht, daß Eltern und Volkslehrer es gebrauchen können, die Kinder danach zu lehren, damit das künftige Geschlecht frei von demselben werde. Er hat, um diese Absichten zu erreichen, in Beispielen gelehrt, die unter dem Volk herumgehenden abergläubischen Geschichten, das abergläubische Verfahren erzählt, und die Beschwörungsformeln angeführt, dadurch jeden sicher zu stellen: Denn was könnten alle Beweise helfen, wenn der Schwache durch die ausserordentlichen Worte des Betrügers und seine Gaukeleien übertäubt und bethört

würde? Er hat nirgends getobt, und glaubt, daß die, welche dieß Buch als einen Leitfaden zum lehren gebrauchen wollen, es auch nicht thun, sondern in ruhigem Ton lehren und überzeugen; aber hie und da manches, das für Kinder nicht gehören mögte, weglassen werden; wohin z. B. Rosenfelds Geschichte gehört. Mit Machtsprüchen kann hier nichts ausgerichtet werden; sondern nur durch Belehrung und Uiberzeugung. Durch abwechselnden Ton sorgte er für das Vergnügen derer, die es gebrauchen werden; und dadurch, daß er das vorhandene gute mit sorgfältiger Auswahl gebrauchte, für Vollständigkeit.

Eltern! Lehrer! Entfernt, wenn ihr selbst davon solltet angesteckt seyn, abergläubische Meinungen: Aber sucht auch eure Kinder davor zu bewahren, oder befreit sie davon; denn das ist eure grosse Pflicht. Warlich, auf Gottes weiter Welt ist keiner unglücklicher als ein Abergläubischer. Der Weise richtet sich bei traurigen Ereignissen durch die Hoffnung des bessern auf: Der Abergläubische fürchtet immer das schlimste, oder hegt ungegründete Hoffnungen; verursacht sich immer neue Unruhe und Angst; sieht überall Schreckbilder; vergißt die Vorsehung und traut dem Ohngefähr. Der Aberglaube hat überall sehr unseelige Folgen, und verbreitet Unglück und Elend: Er verschließt den Menschen zu ewiger Uuthätigkeit, und zündet Gott zu Ehren Scheiterhaufen an.

Jetzt darf das Ungeheuer verfolgt werden: Ehedem betrachtete man den öffentlichen Bezweifler des Aberglaubens, als einen Gottesleugner, und unterwarf ihn strenger; gerichtlicher Untersuchung. Darum ist der Aberglaube wol jetzt noch so gemein: Denn immer noch räuchern Scharfrichter oder alte Weiber, die Ställe des kranken Viehes, oder die Wiege des verwahrlosten Kindes; und Capuciner werden in protestantische Orte gefodert, Gespenster zu bannen, oder Geister zu citiren.

Heinrich Ludewig Fischer.

Inhalt.

Vom Teufel. S. 1
Von der Einbildungskraft. 10
Von Gespenstern. 15
Von der Seele. 34
Kann ein Mensch sich anderswo selbst sehen? 35
Von Ahndungen. 36 Vom Alp. 42
Von Mondsüchtigen oder Nachtwanderern. 44
Von den Träumen. 46
Vom Kobold. 55
Vom Nickert. 57
Von Wechselbälgen. 60
Vom wilden Jäger. 61
Vom dreibeinigten Hasen, Bieresel, 63 Bergmännchen. 64
Vom Aberglauben beim Gewitter. 64
Vom Wetterableiter. 71
Vom fliegenden Drachen. 73
Von feurigen Kugeln. 75
Von Sternschnuppen. 76
Von Feuermännchen, Irrwischen, 77 fliegenden Funken springenden oder hüpfenden Zügen ꝛc. 80
Vom Nordlicht. 80
Vom Regenbogen. 81
Von Regenbogenschüsseln. 82
Von den Höfen um die Sonne und den Mond. 83
Von Nebensonnen und Nebenmonden. 84
Von Cometen. 84
Von Sonnen- und Mondfinsternissen. 85
Abergläubis. Meinungen vom Mond und dessen Wirkungen. 87
Vom Blut- 90 und Schwefelregen. 91
Vom Feuerregnen. 92
Vom Regnen der Frösche u. s. w. 92 blutrothen Wasser, Aberglauben bei entstandenen neuen Quellen, Hungerquellen. 93
Vom Himmelsmehl. Aberglaube aus der Naturgeschichte. 94
Von Hexen und Hexenmeistern. 113
Von der Walpurgisnacht. 124
Kann ein Mensch dem andern Tort anthun, oder ihn verwünschen? 131
Vom Spiritus familiaris. 145
Vom Bannen. 146
Kann man sich gegen Hieb und Schuß festmachen? 147 ein Gewehr besprechen; 148 sich verwandeln z. B. in einen Wehrwolf? 149 sich unsichtbar machen? 150
Sich anderswo sehen lassen? 150 einen andern verblenden. 151

Inhalt.

Von Sympathie und Antipathie. 1
Aberglaube von Dieben, Gehängten ꝛc. — 1
Kann das unter der Erde befindliche Geld brennen? 1
Vom Schatzgraben. 1
Von der Wünschelruthe. 1
Vom Feuerbesprechen. 1
Abergläubische Meinungen vom Entstehen des Feuers. 1
Mittel, eine Krankheit am Vieh zu heilen; 177 das Fieber und die Rose zu vertreiben. 1
Von den Tarantaten 183 und St. Vitstanz. 1
Von Marktschreiern und Wunder-Doctoren. 1
Aberglaube aus dem gemeinen Leben. 1
Uiber Tagewählerei. 213 Tagsgeschichte eines Abergläubischen. 2
Graf, der Wunderarzt. 2
Vom Magnetismus ꝛc. 2
Aberglaube vor und bei der Geburt des Menschen: 2
beim Gevatterstehen und bei dem Taufen: 253 beim Sterben und Begrabenwerden: 255 bei Trauungen: 2
beim Abendmahl- und Kirchengehen. — 2
Von Propheten, Wahrsagern und Zigeunern. 2
Ist es gut, sein künftiges Schicksal zu wissen? 2
Vom Wahrsagen aus den Sternen. 2
Von der Physiognomie. 2
Vom Wahrsagen aus dem Gesicht: den Händen: 281 der Caffeetasse: 285 dem Wasser: 287 dem Klingen in den Ohren. 2
Vom Wahrsagerloos: 2
Von dem Kartenschlagen: 2
Sieb- und Schlüssellaufen, 292 und Punctiren. 2
Von der Feuer- 299 und Wasserprobe. 3
Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben, und darf derselbe vor dem dritten Tag nicht heraus gezogen werden? 3
Vom Bluten eines ermordeten Körpers. 3
Vom Geistercitiren. 3
Aberglaube aus der Christnacht. 3
Calenderaberglaube. 3

Vom Teufel.

Man sieht es für das Kennzeichen einer übeln Erziehung und der Unwissenheit an, wenn jemand einen Teufel glaubt, und lacht über solchen, als einen Dummkopf.

Das Daseyn des Teufels läugnen, ist Unglaube; ihm eine gewisse Macht über die Welt und die Menschen zuschreiben, ist Irrglaube: Aberglaube ist es, zu glauben, daß der Mensch mit ihm in Verbindung treten, daß er Sturmwinde, Hagel, Platzregen, Erdbeben u. s. w. erregen, und andere Dinge wirken könne.

Aus der Bibel haben wir seinen Ursprung kennen gelernt. So wie alles von Gott gut erschaffen war; so war auch er als ein guter Engel mit vortreflichen Eigenschaften erschaffen worden: Da er aber mit dem glücklichen Zustande, in welchen Gott ihn gesetzt hatte, nicht zufrieden war, und sogar eine Anzahl Engel aufrührisch gegen Gott machte, um vielleicht sich über ihn zu erheben; so wurde er aus dem Himmel vertrieben, und an einen finstern, abgelegenen Ort verwiesen. In Catechismen und andern Büchern sieht man die schrecklichsten Abbildungen von ihm. Uiber dem Kopf ragen Hörner hervor. Die Stirne ist unförmlich gewölbt, die Nase unmäßig lang, und der Mund, in dem man die scharfen Zähne sieht, sinkt über dem langen, spitzigen Kinn, tief hinein. Der Gurt um

den flatternden Rock ist eine gräßliche Schlange, die grimmig ihren Rachen aufsperrt. Unter demselben ragen Bocksfüße hervor; die Hände sind mit starken Klauen bewafnet, und der Schweif, der hinten herunterhängt, endigt sich in einem spitzigen Pfeil. Uiberall sieht man seine Gestalt kohlschwarz. Vor ihm steht ein großer, Zähneblökender, zottigter Hund, dem die geifernde Zunge aus dem Rachen hängt.

Bücher mit solchen Abbildungen gab, und giebt man noch Kindern in die Hände, ihnen einen rechten Abscheu vor dem Teufel beizubringen, ohne zu bedenken, daß man dadurch unnatürliche und widersinnige Begrife in ihnen erzeugt, woraus in der Folge Uibel entstehen, die oft auch durch die Zeit nicht wieder gut gemacht werden können. Daher ist es nicht zu bewundern, wenn jetzt noch als wunderbare Wahrheit erzählt wird, wie der Teufel roth gekleidet in das Wirthshaus gekommen sey, sich an den Tisch gesetzt, allerhand verführerische Reden geführt, und unter den Spielenden Uneinigkeit zu erregen gesucht habe, bis, da man ein herunter gefallenes Kartenblatt habe aufnehmen wollen, sein Pferdefuß sey gesehen worden; da er denn mit Zurücklassung eines häßlichen Gestanks verschwunden sey. O, die Furcht vor dem Teufel ist allgemein und groß genug; man darf sie durch grauenvolle Abbildungen und Erzählungen nicht vermehren; sie ist größer, als sie bei Christen seyn sollte. Man schreibt dem Teufel Thaten zu, die nur die Allmacht verrichten kann; und alle die merkwürdigen Begebenheiten, welche die Vorsehung aus weisen Absichten geschehen läßt; als ob er eine mit Gott getheilte Herrschaft über die Welt und die Menschen hätte! Man rede von Gottes Allmacht, von seinen Strafen, daß es bei ihm stehe, glücklich oder unglücklich zu machen; und man wird höchstens einen Seufzer hören. Aber man rede von den Bezauberungen durch den Teufel, und von seinen Verwüstungen; sage, er habe jenem den Hals umgedrehet, jenen in die Luft geführt, und unter gräßlichem Geschrei zerrissen — und man wird es von ganzem Herzen glauben und erschrecken. Beweist dieß nicht, daß man den Teufel mehr fürchtet als Gott? Und wie viele Handlungen der Christen fliessen daraus? In Wis-

mar zeigt man ein künstlich gearbeitetes, eisernes Gitterwerk, welches dem Taufstein zur Einfassung dient, und den Teufel zum Verfertiger haben soll. Auch in dem Dohm in Magdeburg zeigt man Arbeiten von ihm; und in Staßfurth (einem Städtchen im Magdeburgschen) seine Mütze, die er gelegentlich im Saalkreise soll verlohren haben. In einem ohnweit Halle gelegenem Dorf Sennewitz zeigt man einen sehr großen Stein, den der Teufel vom Petersberge her (eine starke Meile weit) geworfen habe, die daselbst neuerbaute Kirche zu zertrümmern, welche in jener Gegend die erste lutherische gewesen. Die Vertiefungen, welche der Regen durch die Länge der Zeit gemacht hat, sollen die Eingrife von seinen Klauen seyn. In Wien zeigt man noch den Ort, wo der Teufel einen lutherischen Schlosserjungen zur Hölle hinab geführt, weil er über eine katholische Religionssache gespottet.

Der Teufel kann uns ohne Gottes Zulassung nicht schaden; denn er ist unter Gott: und ob er gleich darauf bedacht seyn mag; so kann er doch ohne Gott nie seine Absichten erreichen. Wenn man das erste Capitel des Buchs Hiob liest; so scheint es zwar, als ob da dem Satan die Macht zugeschrieben werde, Sturmwinde und Gewitter zu erregen; als ob er den Hiob mit bösen Schwären geschlagen habe: Aber man muß nur die Stellen, die davon reden, recht erklären. Die Entstehung des Donnerwetters, das Hiobs Schafe und Hirten tödtete, die Erregung des großen Windes, der sein Haus umwarf, wird wirklich nicht dem Satan, sondern Gott zugeschrieben; denn die Worte des siebenten Verses im zweiten Capitel beziehen sich auf Gott, und müssen eigentlich so gegeben werden: **Da fuhr Satan aus, vom Angesicht des Herrn, und er, der Herr, schlug Hiob mit bösen Schwären.** Man muß hiebei bedenken, daß das Buch Hiob in morgenländischem Sprachgebrauch geschrieben ist, und daß man die dichterischen Vorstellungen, die darin vorkommen, nicht eigentlich und wörtlich erklären darf. Ein anderer Beweis für die Wirkungen des Teufels, und seine Macht über die Menschen, könnten die Besessenen seyn, welche im neuen Testament erwähnt werden, von

denen der Heiland und seine Apostel Teufel ausgetrieben haben: Allein dieser Beweis beruht auf falscher Erklärung der Schriftstellen, die von den Besessenen handeln. Wir finden, wenn von solchen Leuten geredet wird, das Wort Tämon, welches so viel als Geist bedeutet. Unter dem Wort Geist kann man aber nicht allemal ein lebendiges, persönliches Wesen verstehen; sondern es bedeutet sehr oft nur die Eigenschaft einer Sache. So heißt z. B. der Geist der Zwietracht, die Zwietracht selbst; der Geist der Versöhnlichkeit, die Versöhnlichkeit selbst. Zu den Zeiten Christi waren Juden und Heiden gewohnt, alles böse, besonders aber solche Krankheiten, welche den Körper heftig angriffen und herum warfen, Tämonen zuzuschreiben. Nach Luc. 13 V. 11 und 12. hatte eine Frau achtzehn Jahre lang ein Gebrechen, wodurch sie ganz contract geworden war. Nach der Einbildung und dem Redegebrauch der Juden, hieß es ein Geist der Krankheit, V. 11. Jesus aber nennt sie schlechthin eine Krankheit, indem er V. 12. zu dieser elenden Person sagt: **Weib, sey los von deiner Krankheit.**

Das Geisteraustreiben, das durch Christum und seine Apostel geschah, zeigt also die wunderthätige Gesundmachung der Kranken, der Wahnwitzigen und Rasenden an; denn solche Kranke wurden damals Besessene oder eigentlich Begeisterte genennt. Wenn daher die Evangelisten erzählen, daß der Heiland einen Tämon ausgetrieben habe; so folgt daraus nicht, daß solche Leute vom Teufel wirklich besessen gewesen. Aber so, (könnte man fragen) hätte der Heiland die falschen Begrife, welche die Juden von diesen kranken Personen hatten, gebilligt? Auch das folgt nicht daraus. Ein weiser Mann, besonders wenn er Volkslehrer ist, richtet sich nach dem im gemeinen Leben eingeführten Sprachgebrauch, um verstanden zu werden, ohne die irrigen Meinungen zu billigen, die der Unwissende dabei hat. Der Naturlehrer braucht die Ausdrücke: Sternschnuppe, fliegender Drache, St. Vits-Tanz ꝛc. ohnerachtet er wohl weiß, daß jenes Feuer nicht von den Sternen fällt, dieses kein Gespenst, und letzteres eine Krankheit seyn soll, die den Körper in ausserordentliche Bewegung setzt. So konnten Christus und seine

Apostel die Redensarten: Einen Dämon haben, einen Dämon austreiben, — gebrauchen, ohne die falschen Begrife der Juden zu billigen. Wem inzwischen diese Meinung, die aber höchst wahrscheinlich, und durch die größten Gottesgelehrten bestätigt ist, nicht gefällt, der mag glauben, daß bei den Krankheiten der Besessenen der Teufel zugleich eine Wirkung auf ihre Seele gehabt; und daß Gott dieß aus weisen Ursachen zu den Zeiten Christi zugelassen habe. Dergleichen Stellen: **Der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe** 2c. können unmöglich eigentlich verstanden werden; denn wer hat je den Teufel gesehen, oder ihn unter der Gestalt eines brüllenden Löwen erblickt? Oder wen hat er je verschlingen wollen? Der böse Geist, der von Zeit zu Zeit über den König Saul kam, und ihn beunruhigte, war eine starke Melancholie oder Schwermuth. Dieß erhellet theils aus dem Umstand, weil diese Krankheit durch Music gehoben werden konnte; theils, weil sie den Saul auf Gottes Zulassung befiel, und daher Geist Gottes, Geist vom Herrn genennt wird. Wer könnte dabei an einen Teufel denken? Gesetzt aber, der Teufel hätte ehedem eine gewisse Macht über die Menschen gehabt; so kann er sie doch jetzt nicht mehr haben, weil ihm durch Christum die Macht genommen ist. Es würde der Ehre Gottes ganz zuwider seyn, wenn mon glauben wollte, Gott gebe dem Teufel die Macht, Menschen zu erwürgen, sie ins Wasser zu stürzen, und in anderes Unglück zu bringen; besonders da wir wissen, daß Gott ihn an einen entfernten, finstern Ort verwiesen, und ihn mit Ketten vest gebunden, zum Gericht aufbewahrt; daß er sich daher aus demselben so wenig entfernen kann, als ein mit Ketten im Gefängnis Angeschlossener aus demselben. * Die Christen wissen das, und fürchten sich so abergläubisch vor dem Schaden, den ihnen der Teufel etwa zufügen mögte. Sie bekreuzen die Ställe, um das Vieh vor ihm zu sichern, und sprechen den Seegen, um selbst vor ihm

* Anmerk. Es bleiben hier freilich manche andere biblische Stellen zurück, die erklärt werden müßten, um die Meinungen von dem Teufel, seinen Wirkungen und seiner Macht ganz wegzubannen; aber wie wenig Genugthuung würde man dem Zweifler auch in dem weitläuftigsten Capitel geben können?!

sicher zu seyn. Sie lesen den Anfang des Evangelii Johannis, den zu bannen, dessen Macht ihrer Meinung nach so groß ist. So wenig man also das Daseyn des Teufels auf der Welt und unter den Menschen behaupten kann; so wenig und noch weniger darf man glauben, man könne durch ihn etwas thun. Es sind Einbildungen und Lügen, es ist Thorheit und Aberglaube, wenn man glaubt, es könne jemand mit dem Teufel in ein Bündnis treten. Dergleichen Menschen giebt es nirgends in der Welt, denen der böse Geist Vortheile verschaffe, denen er Nahrungsmittel, Geld u. dgl. zuführe, und die sich ihm dafür zu eigen ergeben hätten. Es sind grobe Lügen, wenn man erzählt, der Teufel habe einst jemand für die ihm geleisteten Dienste geholt, nachdem die bestimmte Zeit verflossen sey. Sollte Gott wol zugeben, daß der Mensch mit diesem Geist in eine so genaue Verbindung trete? Sollte er es zugeben, daß dieser böse Geist eins seiner Geschöpfe so grausam behandle? Wenn man eine Beschreibung von dem Teufel fodert; so erhält man zur Anwort: Der Teufel ist ein Geist. — Ein Geist aber ist ein einfaches Ding, das kein Körper ist, und das daher nichts körperliches vornehmen, keinem den Hals umdrehen, keinen zerreissen kann. Sollte der Teufel so etwas thun können; so müßte er vorher einen Körper angenommen haben. Ohne Gottes Zulassung könnte das nicht geschehen; der gütige Gott aber, der seine Geschöpfe liebt, wird so etwas nicht zulassen. Von Zaubern und Hexen (die aber nirgends sind) glaubt man gewöhnlich, daß sie mit dem Teufel in Verbindung stünden, durch dessen Hülfe sie denn, unter Hersagung gewisser Formeln und Sprüche, unter Beobachtung gewisser Gebräuche (die aber gar nicht zureichend sind, etwas ausserordentliches zu thun) solche Dinge ausrichten könnten, die über menschliche Kräfte giengen. Das sind Mährgen! Die Egyptischen Zauberer, welche in dem zweiten Buch Mosis erwähnt werden, waren listige Betrüger, die sich geheimer Künste rühmten, durch Ceremonien und Beschwörungen die Unwissenden zu hintergehen, und durch ihre Gaukeleien bei ihnen sich Ansehen zu verschaffen. Sie versuchten, die Künste nachzumachen, welche Moses und Aaron thaten, und es gelang ihnen zu-

weilen, etwas ähnliches hervorzubringen; aber sie konnten es nicht immer. Die heutigen Zauberer sind entweder Betrüger, oder Betrogene, oder Verlästerte. Sie sehen entweder die Nichtigkeit ihrer Kunst ein, und behalten sie als ein Erwerbsmittel bei; oder sie glauben selbst, daß die Alfanzereien, die andere ihnen vormachten, besondere Wirkungen hätten; oder sie sind von schmähsüchtigen und abergläubischen Leuten für das ausgegeben, was sie wirklich nicht sind. Geschickte und gelehrte Männer, z. B. der Erfinder der Druckerey, u. s. w. wurden ehedem von dem Neide oder der Dummheit beschuldigt, als ob sie mit dem Teufel in Verbindung stünden. Die Meinung, daß Menschen mit dem Teufel Bündnisse gemacht haben sollen, entstand in den Zeiten der Unwissenheit, wo man alles das, was man nicht sogleich einsehen und begreifen konnte, dem Teufel zuschrieb. Bei einem verstorbenen Gelehrten fand man etwas, worin man ein vierfüßiges, hariges Thier sahe. Jeder hielt es für den Teufel, den er bei sich gehabt habe, darum er auch so gelehrt gewesen sey. Man verwehrte seinem Leichnam die Erde zum Begräbnis, bis man überzeugt wurde, daß man durch ein gutes Vergrößerungsglas eine Spinne sahe. Von denen, die sich dem Teufel ergeben, sagt man, daß sie sich mit einem Pergament, welches dieser ihnen gebe, in den Finger schneiden müßten, um sich dann mit ihrem Blut folgendermaßen zu unterschreiben: „Dieweil du Lucifer und Beelzebub, Oberster der Teufel, versprochen hast, alle mein Begehren zu erfüllen; so verspreche ich N. dir nach den abgelaufenen .. Jahren für deine Dienste hinwiederum meinen Leib und Seele, daß du damit umgehest nach deinem Gefallen.„ Weder die heilige Schrift, noch ein anderes glaubwürdiges Buch sagt, daß der Mensch mit dem Teufel in ein Bündnis treten, und durch ihn Wunder thun könne. Bei denen, die so etwas von sich selbst sagten, oder andern weiß zu machen suchten, wurde der Betrug gemeiniglich entdeckt; wo es nicht geschah, da kann man sehr wahrscheinlich vermuthen, daß er bei gehöriger Untersuchung an den Tag gekommen seyn würde. In einem gewissen Dorfe wohnte ein wohlhabender, aber herzlich einfältiger Bauer. Einst da er in der Schenke

war, wurde von dem Teufel, seinen Hörnern, Klauen ꝛc. viel ge-
redet. Er glaubte alles, und gerieth darüber so in Furcht, daß
er nicht allein nach Hause gehen wollte. Ein paar abgefeimte
Pursche suchten sich sofort seine Einfalt zu Nuze zu machen: Der
eine verkleidete sich, wie der Teufel in der Schenke war beschrie-
ben worden, und kam des Nachts vor des Bauers Thür, kraßte
daran, und brüllte durch ein altes Horn, daß es fürchterlich anzu-
hören war. Alle die im Hause waren, erwachten, und zitterten
und bebten. Der erschrockne Bauer lief selbst ans Fenster hin
da er aber die gräßliche Gestalt sahe, schrie er: Ach, der Böse
leibhaftig! und schlug das Fenster geschwind zu. Drei Nächte
trieb der verkapte Teufel sein böses Spiel, bis der abergläubi-
sche Bauer sich auf den Weg nach dem Kapuzienerkloster mach-
te, den vermeindlichen Teufel bannen zu lassen. Die Betrüger
erfuhren das bald: Der eine begegnet dem Bauer wie von ohn-
gefehr, stellt sich, als wiße er von nichts, und verspricht, gegen
eine gewisse Summe Geldes den Teufel zu bannen. Wer war
froher, als der einfältige Mann! gleich kehrt er mit diesem um
ihn die Nacht in seinem Hause zu behalten. An die Thür wer-
den drei Kreuze gemacht; aber um 11 Uhr kommt der Teufel
und brüllt und kraßt wie sonst. Da that der Kerl als murmelte
er Worte her, machte denn die Thür plözlich auf, und peitschte auf
dem Teufel Schlag auf Schlag, und jagte ihn mit grossem Ge-
schrei fort. Ach wie bedankte sich der Bauer, und wie gern gab
er das versprochne Geld. — Doch die Regierung erfuhr's, und
ließ den einen in seinem Teufelshabit einige Tage an den Pran-
ger stellen; beide dann aber einige Zeit auf die Vestung bringen.

Es hat religiöse, im Guten eifrige Männer gegeben, die, weil
sie von lebhafter Einbildungskraft waren, und sich von den Vor-
urtheilen noch nicht ganz los gemacht hatten, womit Kopf und
Herz von Jugend auf ihnen angefüllt worden war, wirklich
glaubten, daß der Teufe ihnen erscheine. Luther gehört unter
sie. Er war von seiner guten Sache so überzeugt, und durch
den mannigfaltigen Widerspruch so sehr erhizt, daß er selbst mit
dem Teufel streiten zu müssen glaubte. Daher seine Gespräche
mit denselben, die man in seinen Schriften liest; die Geschichte

daß er sein Dintenfaß nach ihm geworfen ꝛc. Warlich, Luther war kein Betrüger; aber er ist ein Beweis, daß Erscheinungen, wenn auch die beßten Menschen sie hätten, nichts beweisen, nichts wahrer machen.

Man sollte vornehmlich Kinder vor dergleichen Meinungen zu bewahren suchen. Eltern, die ihren Kindern mit läppischen und fürchterlichen Erzählungen vom Teufel den Kopf anfüllen, handeln unverantwortlich; denn dadurch wird ihnen eine ungegründete und höchst schädliche Furcht eingeprägt, wovon sie in ihrem ganzem Leben gequält werden, und wodurch sie sich oft abhalten lassen, zur Zeit der Noth ihrem Nächsten die schuldigen Pflichten zu leisten; denn sie fürchten die schreckliche Mitternachtstunde! Man hängt an dem, was man einmal von dem Teufel gehört und geglaubt hat, gemeiniglich so fest, daß man den, der darin anders denkt, für gefährlich hält. Gleichwol verliehrt man so wenig, wenn man die Meinungen von den Wirkungen und der Macht des Teufels fahren läßt; und ist auf der andern Seite so viel Unheil aus denselben entstanden, daß man sich über das sonderbare in dem Menschen nicht genug wundern kann. Wie oft entschuldigte ein Missethäter sich damit, daß der Teufel ihn verführt habe. Jener Bube, der, aus Verdruß darüber, daß er Schläge bekommen hatte, sich erhängte, aber noch gerettet wurde, war dreust genug, zu sagen, der Schwarze habe es gethan. Die Menschen misverstehen es auch allzuleicht und gern, wenn man sagt, daß der Teufel ihnen wirklich nicht schaden könne, und denken, man wolle damit sagen, es gebe gar keinen Teufel. Ein solcher wird dann als ein gefährlicher Irrlehrer betrachtet, und man glaubt ihm nichts mehr, weil er nicht gestatten will, daß der arge Feind fernerhin Hälse umdrehe oder Menschen zerreisse. — Daher sagen einige: „Man lasse die Leute dabei, wenn sie es glauben und sich davon nicht wollen abbringen lassen, daß der Teufel dieß oder das thun könne; denn sie werden dadurch doch von manchem Bösen abgehalten. Aber wenn die Menschen so bösartig wären, daß man sie hiermit (was aber doch nie, nie geschen wird) bedrohen müßte, was liesse sich dann gutes erwarten.„

Es mußte erst von dem Teufel geredet werden, weil man die Erscheinungen, Künste ꝛc. seinem Einfluß grösstentheils zuschreibt. Die Einbildungskraft thut bei dem allen ausserordentlich viel; also

Von der Einbildungskraft.

Wenn man etwas gewiß glaubt, es zu gewisser Zeit, hie oder da, zu fühlen, zu sehen, zu hören ꝛc. vermuthet; so bemerkt unser Gefühl, unser Ohr oder Auge, etwas, das wirklich nicht da ist. Das Vermögen hierzu, nennen wir Einbildungskraft. Ohne Einbildungskraft würden wir immer nur das gegenwärtige denken, und hundert Dinge sehen können, die wir in eben dem Augenblick wieder vergessen würden, da unser Auge sich von denselben wegwendete: Sie ist also eine große Wohlthat. Der Mensch stellt sich aber nicht nur Dinge vor, die er gesehen ꝛc. hat; sondern auch solche, von welchen er nie einen sinnlichen Eindruck bekam. Wer hat je den Teufel mit Hörnern, Klauen, Bockfüssen ꝛc. gesehen? demohnerachtet hat man ihn so abgebildet. Die Nerven sind überhaupt die Werkzeuge unserer Empfindungen: Sie sind sehr feine Röhren, haben in dem Gehirn ihren Ursprung, und erhalten aus demselben eine überaus dünne und flüssige Feuchtigkeit, die von dem Blut abgesondert wird, und die man Nervensaft nennt. Durch diesen Saft wirken die Nerven, und erzeugen in der Seele Vorstellungen. Sie sind von dem Mark im Gehirn durch den Körper ausgebreitet, und reichen bis unter die Oberhaut. Wenn daher der Körper irgendwo einen Eindruck empfängt; so werden die daselbst liegenden Nerven gerührt, deren Bewegung sich sogleich bis ins Hirn fortpflanzt, und in der Seele eine Vorstellung erzeugt. Dieß nennen wir fühlen. Wir werden von dem Gefühl, so wie vom Gesicht und Gehör getäuscht. Es darf in der Seele nur ein gewisser, fester Gedanke liegen, daß etwas geschehen könne; so wird jeder kleine Anlaß solche Eindrücke auf unsere Nerven machen, als die Sache, woran wir so stark denken, gemacht haben würde, wenn sie dagewesen wär. Hier ist es nicht richtig, ein Bär lagert sich in den Weg.„ Unser Fuß stößt an ein todtes Huhn,

wir glauben des Bären zottigtes Haar zu fühlen; er steht, unsrer Vorstellung nach, auf, wir laufen, und glauben, ein Gespenst gefühlt und gesehen zu haben. Unter andern gehen aus dem Mark im Gehirn ein Paar Nerven ab, welche man Gesichts- oder Sehnerven nennt. Die von jeder Sache zurückfallenden Lichtstrahlen mahlen das Bild (dessen was wir anschauen) im Auge verkleinert ab, welches auf die Nerven fällt, die im Auge wie eine schleimigte Haut ausgebreitet sind, und macht in demselben einen Eindruck, welcher in das Gehirn fortgepflanzt wird, und die Seele zu dem Begrif von der Gestalt, Farbe ꝛc. des Gegenstandes veranlaßt. Dieß nennt man sehen.

Daß sich aber unserm Auge ein Bild darstellen kann, was wirklich nicht vorhanden ist, wird man aus folgendem abnehmen können. Bei jedem andern Gegenstande werden unsere Sehnerven auf eine andere Art erschüttert. Eine andere Erschütterung geschieht, wenn wir einen Thurm sehen; eine andere, wenn wir einen Baum; eine andere, wenn wir einen Menschen sehen u. s. w. folglich hängen die Begrife der Seele von den Eindrücken ab, welche das Gehirn empfängt. Wenn man aber seine Gedanken auf einen Gegenstand anhaltend richtet; so können die Sehnerven fast durch alles so gerührt werden, als geschehen würde, wenn das, woran man so stark denkt, wirklich da wäre. Das Bild dessen was wir schon in den Gedanken hatten, trit gleichsam aus der Seele heraus, und stellt sich unserm Auge dar; und es kann daher etwas gesehen werden, was doch nicht da ist, ohnerachtet der, der es gesehen zu haben glaubt, durch keine Gegenvorstellungen sich darin wird irren lassen. Gespenstererscheinungen sind also möglich; aber sie sind nicht das, wofür sie gehalten werden, sie sind nichts wirkliches; sie sind Täuschungen der Sinne und der Einbildungskraft; nicht aber Bilder, die ausser dem Menschen wirklich vorhanden sind. Man hat einen Menschen gesehen, sein Bild stellt sich so deutlich dar, als ob er da stünde. Gleichwol ist das der Mensch nicht selbst. Wer ein Gespenst zu sehen glaubt, darf daher nicht denken, daß die Figur ausser ihm wirklich so vorhanden sey, als sie sich ihm zeigt; es ist blos das Bild, das seine Seele sich mahlt. Sind

nun zu der Zeit, da dieß geschieht, keine lebhaftere Vorstellungen in der Seele; so beschäftigt sie sich hiemit allein, und die Vorstellung wird immer deutlicher: Dahingegen die Erscheinung verschwindet, wenn man die Gedanken davon abzieht. Die Vorstellung der Seele erneuert sich bei gewissen Gegenständen immer wieder. Man findet in einer Speise etwas ekelhaftes; so oft man eine Speise dieser Art sieht, empfindet man denselben Ekel, ohne, daß man glauben kann, man werde dasselbe wieder darin finden. So oft D. im finstern einen Baum erblickt, so oft übermannt ihn die Furcht, weil er ein Gespenst zu sehen glaubt. Auch das neue vermehrt die Einbildungskraft. Der eine Thorpfeiler ist weiß überstrichen: Ja, ja, sagt D. es war die weisse Frau. Lotteriesüchtige sehen im Feuer oder an den glühenden Holzkohlen eine Nummer und glauben, es sey ein Wink des Schicksals, sie zu besetzen. Sie gehen hin, und werden dadurch, daß sie verspielen, von dem Gegentheil überzeugt.

In unserm Ohr ist ein Fell ausgespannt, an dieses stößt die in Bewegung gesetzte Luft, die Gehörnerven werden dadurch in Bewegung gesetzt, und so in der Seele Begrife erzeugt. Dieß nennen wir **hören**. Aber wie oft wird etwas gehört, das jeder ruhige, kaltblütige — nicht gehört haben würde. Hier soll es nicht richtig seyn: Es knackt, fällt, winselt, heult, ruft bei Nahmen, steigt die Treppe auf und ab, schleppt Ketten, klopft an, und will die Thür aufmachen. Aber, weg mit dem Graus; ich will die Thür öfnen, und ohne Zittern bemerken, was da ist; und mich überzeugen, daß nichts da ist, nichts gehört werden kann! Je unordentlicher überhaupt die Verrichtungen des Körpers von statten gehen, je dicker das Blut ist; desto mehr Betrug des Gefühls, des Gesichts und Gehörs. Je reiner und ungestörter das Blut durch die Adern fließt, je furchtloser der Mann, je unbefleckter sein Gewissen ist; desto weniger wird er dem Betrug der Sinne unterliegen. Auch Beschäftigungen, Lebens- und Denkungsart tragen hierzu bei. Der Soldat im Lager hört schiessen; der Furchtsame die Todtenuhr und Eule; der Geizige Thüren aufbrechen; der Jäger das Wild; der Todtengräber Glocken läuten; der Habsüchtige das Geldmännchen rufen u. s. f.

C. liest in einem Buch, das von Gespenstern handelt, es habe ein Barbier längst nach seinem Tode, in einem alten Schlosse diejenigen barbiert, die darin eingekehrt wären. Er ist ganz allein, es rührt sich kein Lüftchen, er sieht nichts, als seine vier Wände, sein Licht und sein Buch. Indeß schlägt die Zugluft die Thür zu, und löscht das Licht aus. Anstatt es wieder anzuzünden, läuft C. erschrocken nach dem Bette, ihm läufts kalt über die Haut, er springt ohne sich zu entkleiden, hinein, und zieht es dicht über den Kopf her. Er schwitzt, und glaubt in seiner Kammer Bewegungen zu hören, lüftet das Bette, und wagt hervorzusehen. Da steht der höfliche Barbier, ganz weiß gekleidet, bereit, ihm den Bart zu scheeren. C. erstarrt; der Barbier kehrt sich daran nicht, und seift ihn mit kalter Hand ein, und da er nicht still halten will, kneipt er ihn in die Backe, und ermattet schläft C. ein. Des andern Tages sieht C. ganz blaß und verfallen aus, seine Augen sind trübe, und er ist wider Gewohnheit niedergeschlagen. Man fragt ihn um die Ursach, er erzählt, und die Geschichte wird stadtkundig. Der Besitzer des Hauses bleibt dabei nicht gleichgültig. C. zeigt den rothen Fleck auf der Backe als Beweis, und beschwört endlich die Sache vor Gericht. — Wird man aber deswegen weniger glauben, daß C. durch seine Einbildungskraft sey betrogen worden, und daß er weniger recht gesehen und gefühlt habe?

Ein Engländer, der sich überzeugt hatte, daß wunderbare Erscheinungen mehrentheils auf Einbildung beruhen, reiste mit Freunden über Feld, und veranstaltete zur bessern Erreichung seiner Absicht, daß sie erst spät nach London zurückkehrten. Mitten auf dem Wege hielt er auf einmal still, und sahe mit starrem Blick gen Himmel. Brüder, rief er, ich sehe ein schreckliches Luftzeichen! Die andern alle sahen starr nach dem Ort, wo jener das Luftzeichen zu sehen vorgab, und — sahen nichts. Er fuhr fort, zu behaupten, daß er ein Zeichen sehe, und fing an, es zu beschreiben. Nun wurde die Einbildungskraft rege! Einer nach dem andern fing allmählig an, zu sehen, was nicht da war, und Eigenschaften davon anzugeben. Endlich stimmten alle überein, und es war gewiß, sie hatten eine Erscheinung in der Luft ge-

sehen. Sie ritten fort, und den andern Tag war die Hauptstadt von dem Gerücht voll, es lasse sich ein Luftzeichen sehen. Alle, welche mit auf der Reise gewesen waren, betheuerten es bei Ehre und Leben, daß sie es selbst gesehen hätten. Man war schon von Furcht und Schrecken voll, bis es nach und nach bekannt wurde, daß der zuerst das Zeichen zu sehen vorgab, nur eine Probe gemacht habe, wie stark die Einbildungskraft sey, und wie leicht man Dinge sehen, glauben und betheuren könne, die nur darin ihr Daseyn hätten.

In Frankreich grub man gewisser Ursachen halber, einen vorlängst gestorbenen Mönch wieder aus. Da man seinen Sarg geöfnet hatte, sagte einer der umstehenden Mönche, er empfinde einen recht lieblichen Geruch. Ihn betrog entweder seine Einbildungskraft, oder er wollte andere betrügen. Kaum hatte ers gesagt; so fingen auch die andern Mönche an, Lieblichkeit zu riechen: Ein Nichtkatholik aber, der dabei stand, empfand das Gegentheil nur allzusehr.

Zwei Personen stiegen zu einer Treppe hinauf. Der vorderste blieb stehen, und versicherte, daß er keinen Schritt weiter könne; denn er fühle vor sich eine Mauer. Der andere fühlte hin, und überzeugte sich, daß eine unsichtbare Mauer ihnen im Wege stehe, und sie zur Rückkehr nöthige.

Ein junger Gelehrter wohnte in einem Hause, welches ehedem ein Kloster gewesen war, und war über dem Lesen eines Buchs, welches von Gespenstern handelte, eingeschlafen. Da däucht es ihm, als greife ihm etwas nach dem Kopf, worüber er plötzlich auffährt, und mit Entsetzen eine Menge gräßlicher Gesichter um sich her sieht. Ein kleiner bucklichter Mann mit einem breiten Kopf, gräulicher Nase und feurigen Augen kam auf ihn zu. Neben ihm stand einer, der wie ein alter Affe aussah, mit Eselsohren und langem Bart, und grinzte ihn unfreundlich an. Auf der Erde kroch ein abscheuliches Thier mit aufgesperrtem Rachen, und einem Horn auf der Nase. Ein Haufe häßlicher Vögel schwirrten um seinen Kopf, die ein solches Gepipe machten, als hätten sich alle seine Bücher in Mäuse verwandelt. Dann wollte es ihm das Licht auslöschen u. dgl. m.

Vor Angst wagte er weder davon zu laufen, noch um Hülfe zu rufen. Mit einem mal war die Stube voll Feuer, und er glaubte noch schrecklichre Gestalten an der ofnen Stubenthür zu sehen. Dann schlug die Uhr eins. — So fürchterlich dieß alles scheint, so war es doch nur ein Werk der erhitzten Einbildungskraft: Denn da der junge Mann in einem Gespensterbuch gelesen hatte, was war natürlicher, als daß er beim ersten Erwachen, da er sich seiner selbst nicht recht bewußt war, so gräuliche Gestalten erblickte? Eine Fledermaus war durch das offne Fenster gekommen, war ihm an den Kopf geflogen, und hatte ihn geweckt. Sie hatte das Licht auslöschen wollen, sich vielleicht verbrannt, und das Gepipe verursacht, das ihm im ersten Schreck weit stärker dünkte. Das Wetter kühlte sich; daher schien ihm die Stube voll Feuer, und die schrecklichen Gestalten vor der ofnen Stubenthür waren alter, durch einander geworfner Hausrath, der aussen herumlag, und woraus die Einbildung so seltsame Gestalten schuf, welche bei dem schnellen Abwechseln des Lichts und der Dunkelheit nicht einmal deutlich gesehen werden konnten. Endlich ermunterte er sich völlig, und sah daß alles blos ein Spiel der Phantasie gewesen war.

Die Muttermähler sind ein Beweis von der Macht der Einbildungskraft. Man sieht Leute, die Beeren, Kirschen, Mäusefiguren ꝛc. an verschiedenen Theilen des Leibes haben, weil die Mutter während der Schwangerschaft sich über so etwas erschrak. Man hat Leute gesehen, die sich einbildeten, erweichte Knochen, eine sehr große oder eine wächserne Nase, Hörner am Kopf, Füsse von Stroh, Frösche ꝛc. im Leibe zu haben; die da glaubten, es würde eine Uiberschwemmung entstehen, wenn sie ihren Urin liessen, die durch Einbildung krank geworden und gestorben sind. — Sollte die Einbildungskraft dem Menschen nicht Gespenster darstellen können?

Von Gespenstern.

Das beßte Mittel, eine stumme Gesellschaft gesprächig zu machen, ist, daß man sie auf Gespenstergeschichten bringt. Jeder wird das seine gewiß beitragen, jeder seine Geschichte rech

fürchterlich erzählen, damit dem furchtsamen Zuhörer die Haare zu Berge stehen. Man darf darum nicht, aller Erfahrung zum Trotz die Wahrheit jeder Geschichte dieser Art ohne Ausnahme verwerfen, weil man selbst noch nichts ähnliches gesehen, oder weil man es nicht begreifen kann; denn wir glauben viel, was wir selbst nicht gesehen haben; und sehen Dinge, ohne zu wissen, wie es damit zugeht, und durch was für Kraft sie bewirkt werden. Wir sehen z. B. die Sonne, wie sie den Erdboden erwärmt; aber wir begreifen nicht, warum sie von ihrem eigenen Feuer nicht verzehrt wird. Wir sehen den Magnet das Eisen anziehen, und wissen nicht, durch was für Kraft es geschieht.

Unter funfzig Erzählungen von Gespenstern, hat kaum eine das Gepräge der Wahrheit; und wenn man diese eine untersuchen könnte oder wollte, so würde sie gewiß vieles von ihrer Glaubwürdigkeit verliehren; und die Menge der Gespenstergeschichten würde bald auf eine geringe Anzahl zurück kommen, oder sich vielleicht ganz verliehren, wenn diejenigen, denen zuweilen etwas erscheint, Dreustigkeit genug hätten, zu untersuchen, was das sey, wovor sie sich fürchten; wenn sie nicht, aus vorgefaßter Meinung, bei jedem Schein von Furcht übermannt, die Flucht ergrifen. Sie würden, wenn sie genauer untersuchten, gewiß finden, daß es eine Wirkung der Furcht und der Einbildung war, oder daß es einen natürlichen Gegenstand zum Grunde hatte. Von den Sonntagskindern glaubte man ehedem einfältiger Weise, daß sie allein Gespenster sehen könnten. Jetzt sagt man, nur die am 29 Februar (der doch nur aller 4 Jahr kommt) Gebornen, könnten sie sehen. Möchte man künftig nur von dem ersten Zehntel eines Jahrhunderts dieß glauben! Worin sollte auch wol die Ursach davon liegen? Etwa in dem Auge, daß doch alle Gegenstände richtig sieht? Oder in der Stellung des Gespensts? Oder haben Gespenster die Macht, des einen Auge zu stärken, und den andern zu blenden? Es ist wirklich zu bewundern, wie man auf so handgreiflich falsche Erdichtungen dergleichen die Gespenstergeschichten zu seyn pflegen, verfallen konnte, und wie sinnreich man bei Ausdenkung derselben gewesen ist. Wollte man alle Geschichtgen glauben, die man uns aus dem Gespensterreich er-

hlt; so müßte alles mit Geistern und Schreckbildern angefüllt
yn, wovon einige in Thürmen und Häusern, oder auf Kirchhö-
n und Gerichtsstätten; oder in der Luft, in dem Wasser und
ter der Erde anzutreffen seyn würden. Die erste Art sind die
häuslichen Ruhestöhrer, die des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr
mit dem Zinn in der Küche klappern, überall umherpoltern, und
nen, die ihnen zu nahe kommen, Ohrfeigen austheilen, worauf
wöhnlich aufgeschwollene Köpfe erfolgen. Wenn man alle
Geschichten oder Lügen von der Art, aus alten und neuen Zeiten,
sonders die aus dem Alterthum (denn in den neuern Zeiten,
o der menschliche Verstand anfängt, reiner und aufgeklärter zu
nken, sind sie wenigstens nicht mehr so häufig) aufzeichnen
nnte; was für eine ungeheure Menge würde es seyn? In den
äusern erscheinen gewöhnlich die Personen, die ehemals darin
ten, welche noch etwas auf ihrem Herzen haben. Die alten
ütergen hören sie seufzen und winseln; denn sie haben bei Leb-
ten entweder Geld verscharrt, welches sie bewahren, oder den
bendigen zeigen wollen; oder es geschieht ihren hinterlassenen
indern und Freunden Unrecht, ihr Vermächtnis ist verdreht,
d ihr letzter Wille unvollzogen geblieben. Oft kneipen sie
Nachts, werfen aus dem Bette ꝛc. Der Furchtsame wagt
nicht, des Nachts auf eine Kirche oder Thurm, über einen
chhof oder Gerichtsstätte zu gehen: Seine Einbildungskraft
d ihm eine Schaar von Geistern und Todtengerippen sehen
en, und er wird sich glücklich schätzen, wenn er mit dem Leben
von kommt, und der Hals ihm nicht auf den Rücken gedrehet
rd. In alten Klöstern haben Mönche ihre Behausung; sie
hen als Geister noch in ihren langen Röcken, wie sie bei Lebzei-
n gingen, mit einem Bund Schlüssel an der Seite, womit sie
le Thüren öfnen. Ein andermal erscheint der Geist, so wie er
in den Sarg gelegt wurde; und endlich läßt der Aberglaube
ogar Thiere erscheinen.

Giebt es Gespenster? Keine Frage ist öfter aufgeworfen, kei-
weniger beruhigend beantwortet. Die h. Schrift lehrt uns
igentlich von Gespenstern nichts; das ist ein beträchtlicher Ein-
rf gegen ihr Daseyn. Die Weltweisheit ist verlegen, und

die Weisesten im Volk wollen nichts von ihnen wissen. De
noch giebt es nur wenig Menschen, die sich von der Gespenste
furcht ganz frei gemacht haben; denn die Vorstellungen, weld
man ihnen in der Jugend beigebracht hat, kleben noch zu sehr a
wenn sie sich gleich von der Richtigkeit oder Unmöglichkeit d
Sache überzeugt haben: Wie viele giebt es, die sich vor den Ge
stern nicht anders fürchten, als ob sie eine unumschränkte Gewa
über die Menschen hätten? Wenn die Nothwendigkeit ein
Menschen zwingt, über einen Ort zu gehen, wo Menschenschäd
liegen; so fallen ihm tausend schreckliche Geschichten ein, d
Furcht macht daß er geschwinder fortschreitet, er hört dump
Stimmen, und schreckliche Gestalten fahren ihm vor dem G
sicht herum. Dieß betrift oft selbst solche, die bei andern Ge
genheiten, wo es Leben und Tod gilt, unerschrocken bleiben. I
es nicht thörigt, vor Geistern sich zu fürchten, in deren Gesellscha
wir einst eintreten sollen, unter denen wir einst glücklich zu sei
hoffen? Ist es nicht noch thörigter, sich vor Geistern zu fürchte
von denen unsere Vernunft uns sagt, daß sie nirgends sind? Ab
wie mancher leugnet Gespenster, dem doch die Haare grause
wenn er im finstern an einen berüchtigten Ort allein gehen soll
Unsere Seele ist unsterblich, wohl uns, daß wir das wissen! S
wird ewig das bleiben, was sie ist: Ein Geist, ein Wesen, d
denken kann, das sich seiner selbst und der Dinge ausser ihm b
wußt ist. Sie verliert bei der wichtigen Veränderung, die i
Tode mit ihr vorgeht, wenn sie von dem Leibe getrennt wird, v
ihren Eigenschaften nichts; sondern sie gewinnt. Sie wi
dann durch die Schwäche des irdischen Körpers nicht mehr g
hindert, sie sieht deutlicher als jemals, sie behält ihr Gedächtn
und ihre Kräfte nicht nur, sondern diese werden vergrössert. I
bleiben alle erworbene Geschicklichkeiten, die sie durch Erfahru
und Uibung erlangte. Sie behält Scharfsinnigkeit, und ih
edlen Neigungen verliehren nichts, ihre Tugend nichts von ihre
Glanz. Wir würden von dem Leben nach dem Tode fast nich
wissen, oder unsere Kenntnis davon würde die unvollkommen
seyn, wenn die heilige Schrift uns darüber nichts entdeckt hät
aber auch die Nachrichten, die wir darin finden, sind unvollko

men. Wirklich hat man aus einigen Schriftstellen der Gespenster Wirklichkeit beweisen wollen. Jesus erscheint seinen Jüngern auf dem Meer; sie sehen ihn und erschrecken, weil sie glauben, es sey ein Gespenst. Jesus giebt sich zu erkennen, spricht ihnen Muth ein; widerlegt aber ihre Meinung nicht gerade zu. Aus diesem Stillschweigen schließt man, Jesus habe die Meinung seiner Jünger gebilligt, sie müsse folglich gegründet seyn, weil der göttliche Lehrer auch nicht stillschweigend Irrthümer habe billigen können. Ohne jene Stelle weitläuftig zu erklären, kann man antworten: „Die Juden glaubten an Geistererscheinungen mehr als wir; sie hatten diese Meinungen vornemlich aus Babel mitgebracht. Jesus fand es nicht für gut, vor jetzt die Jünger darüber besonders zu belehren; aber er gab sich ihnen zu erkennen, und widerlegte dadurch ihren Irrthum. Die Jünger sahen ein **Phantasma**, das ist, eine Erscheinung. Auch nach der Auferstehung hielten die Jünger Jesum für einen Geist, da er sich ihnen zeigte, und man sehe dort, wie er sich dabei benimt.„ Es ist uns eine Wiedervereinigung der Seele mit dem Leib versichert. Wenn ehe diese Wiedervereinigung erfolgen werde, das ist uns nirgends gesagt. Die, welche geistige Erscheinungen glauben, setzen voraus, daß die Seele, so bald sie sich von dem irdischen Körper trennt, mit einem andern umhüllet werde; da doch die Bibel sagt, daß erst bei der Auferstehung die Leiber verklärt aus dem Grabe hervorgehen, und die Seelen mit ihnen wieder vereinigt werden sollen. Sie lassen die Geister bald schwarz, bald weiß, bald grau erscheinen, geben ihnen bald diesen, bald einen andern Anzug, ohne zu erwägen oder zu bestimmen, woher sie diese Uiberkleidung etwa nehmen könnten? Die guten oder bösen Handlungen der Menschen in diesem Leben, stehen mit Belohnung oder Bestrafung in der Ewigkeit in eben der Verbindung, wie Aussaat und Erndte. Aber das ist uns nirgends mit Gewisheit gesagt, wenn ehe Belohnungen und Bestrafungen jenseit dieses Lebens anfangen sollen. Kommt die Seele gleich nach ihrer Trennung von dem Körper an den Ort ihrer Bestimmung, oder wird sie bis zu dem jüngsten Tage, zu der Wiedervereinigung mit dem verklärten Leib irgend-

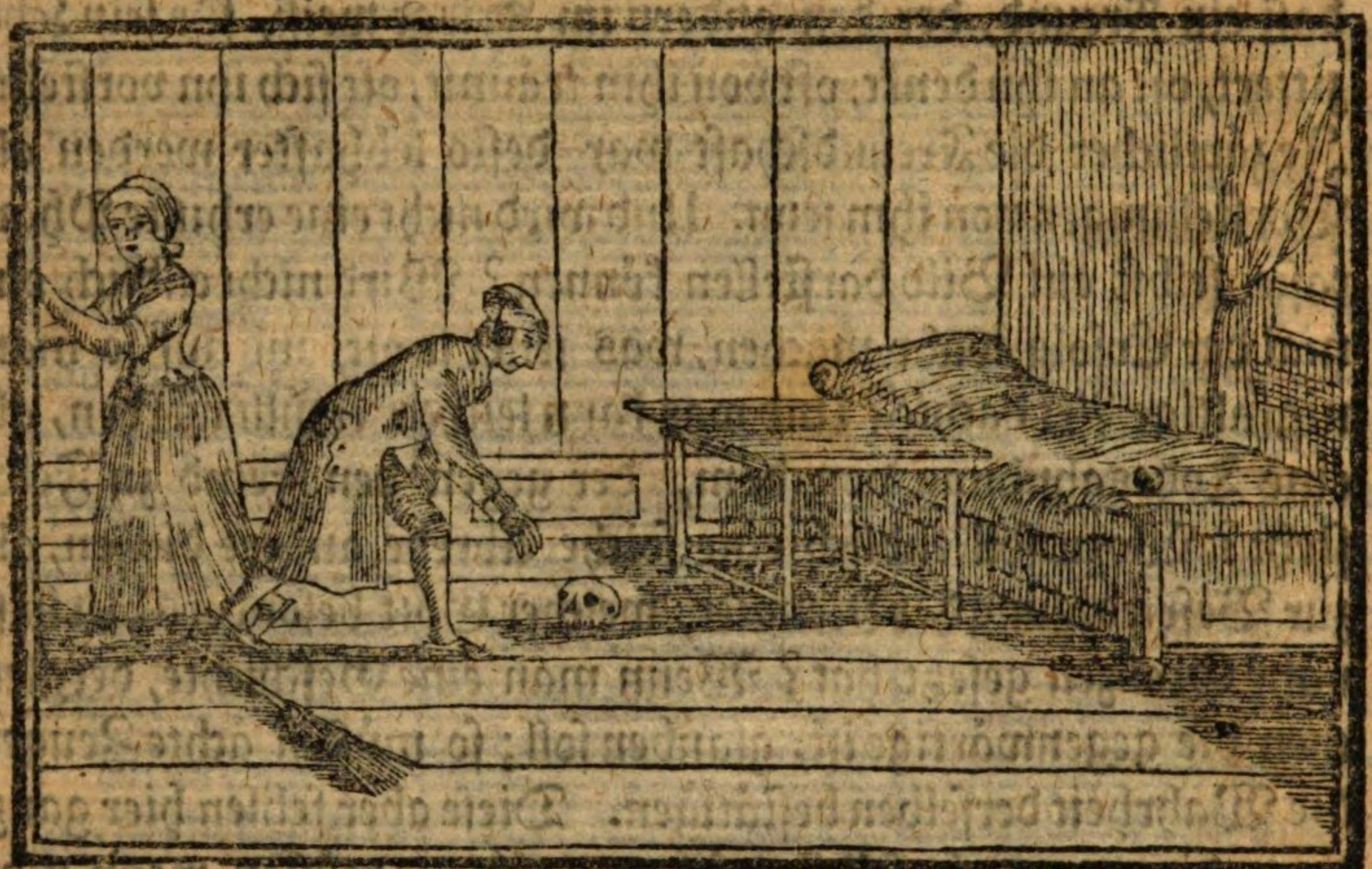
wo aufbehalten? Diese und andere Fragen, welche man hierüber thun könnte, werden so wie bisher, wahrscheinlich auch in der Zukunft unbeantwortet bleiben. Daß die Seele, so wie sie ist, als Geist und ohne einen Körper anzunehmen, nicht gesehen werden könne, und daß dieß ohne Gottes Zulassung nicht möglich sey, das leugnen selbst auch die nicht, die Geistererscheinungen glauben, und die sie selbst gehabt haben wollen. Hier entstehen aber die Fragen: was für Nutzen würden Geistererscheinungen haben, wenn sie auch statt finden könnten? was für Entdeckungen zum Glück der Menschen würden die Geister machen? Und wenn sie keinen Nutzen haben, warum sollte Gott sie geschehen lassen?

Man sieht den Erzählungen von Gespenstern und Erscheinungen bei dem ersten Anblick das Fabelhafte an; hier ist eine von der Art: Zwei Personen von Stande lebten in der vertrautesten Freundschaft, waren beide ein Herz. Als der eine in den Krieg ging, wurden sie zu einem Gespräch von der Beschaffenheit der andern Welt, und zu dem wechselseitigen Versprechen veranlaßt, daß der, welcher von ihnen am ersten sterben würde, dem andern Nachrichten daher bringen sollte. Jener reiste ab, und der Zurückgebliebene hatte in mehreren Monaten keine Nachricht von ihm, bis er eines Morgens früh, da er sich noch im Bette befand, den Vorhang wegziehen, und seinen Freund leibhaftig vor sich stehen sah. Er sprang aus dem Bett, ihn zu umarmen; jener aber zog sich zurück, und bedeutete ihn, daß es dazu jetzt nicht mehr Zeit sey; er wolle nur sein Versprechen erfüllen. Er sey nicht mehr unter den Lebendigen, denn er sey in einem Scharmützel geblieben; zugleich zeigte er den Ort, wo ihn die Kugel getroffen hatte; das Blut floß noch herab — und er verschwand. Alles bestätigte sich bald. — Wenn man diese Geschichte, so wie sie da steht, liest und hört, ohne nur zweifeln zu wollen, ob sie so ganz wahr sey; so wird man sie als Beweis von der Möglichkeit der Wiedererscheinung nach dem Tode ansehen und anführen. Aber wer waren die beiden Vertrauten, wo lebten sie, und in welchen Krieg gieng der eine? Wo blieb er? ist es nicht wahrscheinlich, daß der Zurückgebliene durch einen lebhaften Traum, durch Einbildungskraft getäuscht wurde? — Was ist natürlicher, als

daß ein Freund, der den andern im Kriege weiß, für sein Leb
zittert, oft an ihn denkt, oft von ihm träumt, oft sich ihn vorstell
Je zärtlicher die Freundschaft war, desto lebhafter werden al
Vorstellungen von ihm seyn. Und wird nicht eine erhitzte Pha
tasie selbst ein Bild darstellen können? Wird nicht endlich ei
mal der Erfolg wahr machen, was jener so oft, und auf so ma
nigfaltige Art dachte? Und was kann leichter erfüllt werden, al
eine Todesahndung von dem, der gegen den Feind zu Feld
steht? Wozu soll endlich eine solche Abrede anders dienen, al
zur Befriedigung der Neugier, welcher Gott besonders hierin s
nahe Grenzen gesetzt hat? Wenn man eine Geschichte, dergle
chen die gegenwärtige ist, glauben soll; so müssen ächte Zeuge
die Wahrheit derselben bestätigen. Diese aber fehlen hier ganz
Leute, die etwas als selbst gesehen erzählen, müssen, wenn ma
ihnen glauben soll, redliche und von Vorurtheilen freie Leute seyn
Sie müssen den Willen haben, wahr zu erzehlen, und beweise
können, daß sie zu der Zeit, da sie etwas sahen, sich ihrer wohl be
wußt waren. Wenn man eine Erzehlung hiernach beurtheilt
so wird sie gewiß von ihrer Glaubwürdigkeit verliehren; und
wenn man sie darnach untersuchen könnte; so würde man finden,
daß dergleichen Erscheinungen nichts anders, als Geburten einer
zu lebhaften Einbildungskraft der Lebenden sind. Und Leser,
was dünkt dich von einem Geist, aus dessen Wunden man Blut
fliessen sieht; der gleichwol beim Befühlen nur Wind seyn soll?

Ein andermal, erzählt man, sey der zuerst gestorbene, der Ab-
rede gemäß, erschienen, und habe auf Befragen des andern: wie
es in jener Welt aussähe? die bisher im Busen verborgene Hand
herausgezogen, ihn mit heissen Funken besprüht, und gesagt:
Bruder, da ist's heiß!

Menschen können zwar die Verabredung nehmen, sich aus
dem Reich der Todten Nachricht zu bringen: ob dann aber die
verabredete Erscheinung wirklich erfolge, das ist eine andere
Frage, die höchst unwahrscheinlich, und unglaublich, ja beinahe
unmöglich ist. Der Verstorbene kommt gewiß nicht wieder. Ob
aber nicht Grauen, Angst, und Schreckbilder den zurück gebliebe-
nen Lebenden verfolgen, wer könnte das unwahrscheinlich finden?



P. verliehrt in einer Schlacht das Leben; sein Freund weiß die Gegend, wo er fiel, und besucht sie oft. Eine Kugel aus dem kleinem Gewehr hatte seinen Schädel in der Gegend des rechten Schlafs durchbohrt; auch das hatte er erfahren. Unverhofft nahm er einst einen sehr weissen Todtenkopf wahr, aus welchem Gras hervorwuchs. Er betrachtete ihn, und fand die Oefnung auf der Seite des rechten Schlafs. Hat ein Zufall diese Oefnung verursacht, oder ist es wirklich der Kopf des P? — O besah ihn lange, und glaubte endlich, den traurigen Uiberrest seines Freundes zu sehen; drückte ihn an die Brust, und dankte der Vorsehung, daß sie ihn so beglücke. Er beschließt, den Kopf einst neben sich im Grabe ruhen zu lassen, und setzt ihn in sein Schlafgemach, zu steter Erinnerung seines P. Nicht ohne Schauer verstrich die erste Nacht, und im Hause hatte man seit der Anwesenheit des Todtenkopfs keine Ruhe gehabt; ja man hatte ihn in einer zitternden Bewegung gesehen. O. kam einst aus dem Garten, den er nicht weit von seinem Hause hatte, fand seine Wohnung von einer Menge Menschen umgeben; die Magd in den letzten Zügen, und neben dem Bett den Geistlichen; denn der Todtenkopf hatte sich bewegt, war vom Tisch herunter, und auf dem Boden umhergerollt. Keiner hatte sich noch in die Stube gewagt; O. sah den Kopf auf dem Boden liegen, und

hatte ihn kaum an seinen Ort gesetzt, als er wieder herunter und nach dem Bett zu rollte. Er faßt ihn abermals, bemerkt dann aber, daß in ihm sich etwas bewegt, und sieht, da er ihn ans Fenster bringt, zu seinem Erstaunen den langen Schwanz eines Ratten. Er zieht ihn heraus, und das Räzel war aufgelöst.

Ohne Zweifel wurde der Ratte durch einen Feind gejagt, und genöthigt, sich durch die enge Oefnung des Kopfs hindurch zu drängen und darin seine Sicherheit zu suchen. Die Rückkehr aus demselben war schwer, bis er mit Gewalt herausgezogen wurde. So etwas kann ein ganzes Städtchen in Bewegung setzen. Mann rennt in Haufen dahin, wo der Poltergeist seyn soll, und geht beschämt nach Hause, wenn die Sache erklärt ist. Mann könnte vielleicht Bücher mit Geschichten dieser Art füllen, die alle beweisen würden, daß die Erwartungen von Gespenstern immer getäuscht wurden: Aber wozu? würde man bei vorfallender Gelegenheit weniger neugierig, weniger abergläubisch seyn?

Die Umstände bei der Erzählung von Gespenstergeschichten werden oft so verwirrt, daß man Mühe hat, die Veranlassung dazu zu entdecken. Oft bleibt die Geschichte ganz unentwickelt, behält ihr Ansehen, geht von Mund zu Mund, erhält immer Zusäze, und wird auf Kind und Kindeskind fortgepflanzt. Man wird daher nicht leicht diese Gespensterfurcht aus den Köpfen bringen, ohnerachtet die Zeugen ein altes, abergläubisches Weib, eine einfältige Magd, ein dummer Knecht, (denn die sehen die Gespenster gewöhnlich) so unzuverlässige Zeugen sind. Der größte Theil der Menschen hat weder Verstand, noch Aufmerksamkeit, noch Muth genug, die Vorfälle einzusehen, oder zu untersuchen. Was Wunder, wenn sie sich von Vorurtheilen und Aberglauben nie losmachen, nie hinter die Wahrheit kommen?

— „Ich ward, so erzählt K. ein Arzt, zu einem todtkranken Prediger gerufen, und da die Gefahr groß vorgestellt wurde; so ritt ich noch spät dahin. Der Mond schien hell, ich war der Gegend kundig, reiste allein, und kam endlich in das mir wohlbekannte Holz. Kaum war ich hinein; so stuzte mein Pferd, und ich spornte es umsonst. Nun lenkte ich um, und ritt durch einen Nebenweg auf die ordentliche Strasse. Auf einmal stand es

wieder. Ich machte die Pelzkappe vom Gesicht zurück; Himmel, was sah ich? Einen Todten, mit einem mit Blut und Beulen bedeckten Gesicht, in einem Sarge unter einer Eiche. Nun fing meine Einbildungskraft an, zu wirken; ich sah wie sich der Todte aufrichtete, wie er mich ansah, und Miene machte, aus dem Sarg zu steigen und mich anzufallen. Kaum behielt ich noch so viel Muth, daß ich dem Pferd den Zügel schiessen und es nach Hause zurennen ließ. Da ich in der Schenke eines Dorfs, wo ich durchreiten mußte, Licht sah; so gieng ich hinein, mich zu erholen. Der Wirth merkte meine Bestürzung, und sagte, ich hätte im Wald gewiß das Gespenst gesehen? und fing an, greuliche Geschichten zu erzählen. Nun ritt ich zu Hause, und hört schon am Morgen früh die abentheuerliche Geschichte, daß in voriger Nacht der Teufel, auf einem schwarzen Pferde reitend, einem Mann im Walde den Hals umgedrehet hätte, und daß er dann mit Zurücklassung eines häßlichen Gestanks verschwunden sey. Inzwischen kam ein neuer Bote, der mich zu dem Patienten holte, wo ich auch bald anlangte, und wo ich eben die Geschichte noch fürchterlicher hörte. Der Teufel, auf einem schwarzen Pferd, habe die im Wald unter die Eiche gesetzte Leiche holen wollen, und die Hüter verjagt: Weil sie sich aber mit Kreuzen gesegnet hätten, und der Schulmeister dabei gewesen wär; so wär er mit Zurücklassung eines gräulichen Gestanks unverrichteter Sache wieder verschwunden. Ich merkte nun wol, das man mich für den Teufel angesehen hatte, und erzählte, daß ich auf einem schwarzen Pferd, in einem Pelz, das rauhe auswärts gekehrt, und in einer schwarzen Kappe vermumt, in den Wald geritten sey, und einen Todten im Sarg habe liegen sehen." „Ganz recht, sagte der Schulmeister, ich bin bei denen gewesen, die die Leiche abholen sollten, welche auf der Grenze gefunden worden war. Herr Doctor, glauben sie mir, ich sah mich um, und da kamen mir die Zipfel an ihrer Reisekappe so vor, wie die Hörner welche der Teufel haben soll."

„Durch diese Geschichte, sagte der Doctor, bin ich in dem Unglauben noch mehr bestärkt worden, den ich bei den Gespenstergeschichten immer hegte, und glaube nun um so mehr

daß Erzählungen dieser Art auf ähnliche Weise enstanden sind."

Die meisten Menschen haben die Gespensterhistorien von Hörensagen; sie wissen selbst nicht, was Gespenster sind, und lassen sich doch so ungern davon abbringen. Wie oft ist der Betrug entdeckt worden, den Spasvögel, Verliebte, Betrüger u. s. w. als Gespenster spielten? Es war kein Zweifel, daß da der Unhold sein Wesen habe, und nachmals war alles ruhig. Ja, sagt der Abergläubische, es veraltert sich! Mögten die Thorheiten unter den Menschen sich auch veraltern! Aber sie behaupten ihre Rechte, und die Gespenster hören auf zu poltern? Hört folgende gräuliche Geschichte:

Der Freiherr von **Bretiole**, Obrister in Dänischen Diensten, erhielt vom König Befehl, sich nach Rendsburg zu begeben. Er mußte wegen eines entstandenen Ungewitters und schlimmer Wege sich entschliessen, in einem Dorf einzukehren, wo er in dem elendesten Wirthshaus weder zu essen noch zu trinken kriegen konnte. Ist kein Edelmann im Dorf, fragt er? nein! auch kein Pfarrer? ja! Der Prediger nahm ihn willig auf, bewirthete und unterhielt ihn gut. Das Gespräch kam auf ein altes Schloß, das im Dorf lag, und in dem bösen Ruf stand, als wär es von mörderischen Geistern bewohnt. Jeder starrte es an, wenn er vorbei gehen mußte: Nur **Bretiole**, der nie Gespenster geglaubt hatte, will noch selbigen Abend das Schloß und die Geister in demselben sehen. Alle Vorstellungen des Predigers helfen nichts. „So viel beherzte Leute, sagte er, haben gewagt, des Nachts da zu bleiben; aber man hat keinen wiedergesehen" „O, sagte B., ich will diese Nacht mit meinem Bedienten auf diesem besessenen Schloß schlafen." Er nähert sich demselben, trägt selbst die Laterne, da inzwischen sein Bedienter, und der Knecht des Predigers, Stroh und Betten herbeitragen. Als sie hineingekommen waren, sahen sie gleich an der ersten Thür, zur rechten Hand eine Treppe; sie stiegen hinauf, und fanden einen grossen Saal, auf welchem sie alte, zum Theil erloschene Gemählde; auf beiden Seiten aber Thüren zu Zimmern sahen. B. sah sich um, und blieb endlich in dem Zimmer zur Linken, das

zunächst an der Treppe war, und setzte die Laterne neben seinem Lager hin. Zur Rechten und zur Linken legte er eine scharf geladene Pistole, und zog den Degen. Um elf Uhr enstand ein entsetzliches Gepolter; es war nicht anders, als marschirten Soldaten mit Pferden und Waffen die Treppe herauf. Warlich, der Oberste war nicht feig; aber seine Haare fiengen allmälig an, sich in die Höhe zu richten, und die Knie zitterten. Immer näher kam der abscheuliche Lerm. Der Ritter faßte mit der einen den Degen, mit der andern eine Pistole, und wollte so das polternde Ungeheuer erwarten. Aber er läßt bei Eröfnung der Thür beides aus den Händen fallen. Die Lichter erlöschen, das Gespenst läßt feurige Augen blitzen, brüllt wie ein Bär, und rasselt mit feurigen Ketten. Uiber dem Schlafzimmer entsteht zu gleicher Zeit ein gräßliches Toben; es war nicht anders als würden hundert eiserne Kugeln hin- und hergewälzt, worunter sich ein klägliches Heulen hören läßt, als ob tausend Hunde und Katzen und Pferde unter einander schrieen und wieherten; es thut einen entsetzlichen Knall, als gieng eine Kanone los. Endlich hörte er ein Glockenspiel, und darauf mit durchdringender Stimme rufen: Victoria! Victoria! worauf bald eine grosse Stille erfolgt. Da liegt der Ritter wie todt; das Gespenst hatte ihn gekratzt und mit Ketten geschlagen, und entfernt sich dann, und steigt mit grossem Gepolter die Treppe hinab. Bretiole ermannt sich, und denkt: Ist dieses Ungeheuer ein Geist, so kann ich es weder erschiessen noch erstechen. Ist es ein Mensch, so wird es seinen Leib vor Blei und Eisen verwahrt haben. — Ich will, wenn es noch einmal kommt, ein Herz fassen, und ihm nachschleichen. Nach Verlauf etwa einer Stunde rasselt es wieder mit grossem Geräusch die Treppe herauf, mishandelt ihn und seinen Bedienten wie zuvor, und raset dann fort. B. ermunterte sich, wiederhohlte seinen Vorsatz, nahm den Degen in die eine und die Pistole in die andre Hand, und schlich leise nach. Der Bediente winselt jämmerlich hinterher, und glaubt, er werde seinen Herrn nie wiedersehen. Das Gespenst wandte sich zum Glück nicht um, bis es vor des Ritters Augen plötzlich verschwand. Stockfinster war alles um ihn her, und er wagte nicht, einen Schritt

weiter zu thun. Er hatte vor seinem Gespenst viele andere hergehen hören, die alle in dem finstern Gang verschwunden waren. Jetzt entschließt Bretiole sich, in demselben so lange fortzugehen, bis er ein Ende fände; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er in eine Gruft hinunter fiel, und seine Pistole, an welcher der Hahn gespannt war, losgieng. Auf den Knall näherten sich ihm vier starke Kerle mit Lichtern. „Verwegner Hund, brüllt der eine ihn an, was unterstehst du dich, hierher zu kommen?“ Sie packten ihn bei den Armen und schlepten ihn in ein Zimmer, wo einige zwanzig Personen an einem Tisch sassen. Einer nach dem andern sahe ihn mit starren Augen an: man schien über seine Gegenwart so bestürzt, als B. über die ihre war. Dann fuhr ihn einer an: „Was für ein Frevel hat dich tollkühnen Hund! bewogen, hieher zu kommen? Konntest du nicht denken, daß du deinen Vorwitz mit dem Leben würdest büßen müssen? Bereite dich zum Tode, du mußt sterben:“ „Sterben, versetzte Bretiole, ich schwöre euch bei dem König, daß mein Tod euch theuer zu stehen kommen soll.“ „Führt diesen trotzigen Hund weg, wir wollen sein Urtheil fällen, er muß sterben,“ schrie eins der Ungeheur. Die vier Kerls packten und schlepten ihn wie Henker in ein finsteres Loch. Nun war B. überzeugt genug, daß er es nicht mit Gespenstern zu thun habe. Er wurde jetzt eines Scheins gewahr, welcher durch das runde Loch in der Thür, in das Gefängnis fiel, legte sein Ohr dicht an, und vernahm, daß seine Richter über die Art, mit ihm zu verfahren, uneins waren. „Laßt ihn hinmorden, schrie der eine!“ „Nein, wir wollen ihn ausfragen, und den richten.“ B. wurde vorgeführt und erzählte, wer er wär, die Ursach seiner Reise, die Veranlassung des Uibernachtens in diesem Schloß, u. s. w. „Ich habe, setzte er hinzu, Königliche Ordre, an deren Beschleunigung mehr gelegen ist, als an meinem Leben. Sehen Sie hier das Königliche Siegel. Sie kommen in grosse Gefahr, wenn Sie mir das Leben nehmen. Der Geistliche dieses Orts weiß, wo ich geblieben bin: Der König wird das ganze Schloß umwühlen lassen. Ich bin ein Cavalier, und gebe ihnen mein Wort, daß ich dieses Geheimnis ewig bei mir behalten will, wenn Sie mir

das Leben schenken.“ Die Richter sahen einander an, keiner wollte den Anfang machen. B. wurde wieder weggeführt. Die Richter stritten, bis sie endlich übereinkamen, unter jenen Bedingungen ihm das Leben zu lassen. Man händigte ihm seine Ordre unbeschädigt ein, nahm einen Eid von ihm, und gab ihm höflich Abschied. Zwei Bediente führten ihn durch eine verborgene Thür bis an die Treppe: Der Ritter eilte mit seinem Bedienten aus der Mördergrube und gelangte zur grossen Freude des Predigers, der seinetwegen die ganze Nacht nicht hatte schlafen können, auf der Pfarrwohnung an.

Nach Verlauf eines Jahrs befand Bretiole sich auf seinem Landgut. Ein Reitknecht mit zwei schönen kastanienbraunen Hengsten an der Hand, hielt vor dem Hof, und verlangte den Ritter zu sprechen. Er händigt ihm ohne Verzug einen Brief ein, läßt die zwei Pferde stehen, und fliegt wie ein Vogel davon. Der Ritter staunt bei Eröfnung des Briefs eine goldne Münze an, die man nachmals zwanzig Ducaten an Werth fand. Darinn wurde er seines Versprechens entledigt, und das Geheimnis hatte ein Ende. Es waren falsche Münzer, die dieses Schloß so unsicher gemacht hatten, und man hörte in demselben nichts wieder.

In einem Hause in Annaberg (im Erzgebirge) welches der Archidiaconus Zobel bewohnte, ließ sich ein Gespenst sehen, welches in der Gestalt eines alten Weibes, oder eines zottigten Hundes durch poltern, werfen mit Steinen, plätschern in den Wassertrögen, die Hausbewohner beunruhigte. Jeder glaubte, der Teufel oder ein böser Mensch durch ihn verursache dieß. Der Stadtrath ließ das Haus bei Tage und bei Nacht bewachen, und veranstaltete dabei, daß es immer einmal genau durchsucht wurde, wobei man aber nie etwas entdeckte. Daher hielt der Besitzer des Hauses täglich einige mal Betstunden, und that in der Kirche Fürbitten, daß die Spukereien aufhören, und weder für das Haus, noch die Stadt, Unglück anzeigen, und zur Folge haben mögten. Endlich wurde Anton Friedel bei geübter Dieberei gefangen, und gestand bei dem dritten Verhör, wider alles Vermuthen, daß er es gewesen sey, der in dem Zobelschen

Hause den Lerm getrieben habe. Auf die Frage: Ob er sich der Hülfe des Satans bedient? antwortete er, daß er davon nichts wisse; und auf die: Wie er sich in ein altes Weib, oder einen Hund habe verwandeln können? daß er zu Hause eine zottigte Decke habe, die so zugerichtet sey, daß wenn er sie anziehe, zwischen ihm und einem natürlichen Hund kein Unterschied sey. Er könne auch wie ein Hund laufen und bellen. Durch eben diese Decke, sagte er, könne er sich die Gestalt eines alten Weibes geben, und er wolle alles dieses gleich darthun, wenn man es erlaubte. In der Gestalt eines Hundes habe er sich in die Häuser geschlichen und verkrochen, um des Nachts zu stehlen. Seine kleine und schlanke Leibesgestalt sey ihm bei alle dem zu statten gekommen. Friedel wurde mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht. Nun da alles entdeckt, der Thäter selbst gestanden hatte, und bestraft war, hätte man glauben sollen, diese Geschichte würde ein Beweis mehr seyn, daß es keine Gespenster gebe; der Aberglaube war aber viel zu groß, als daß man sie nicht hätte für ausserordentlich und übernatürlich halten sollen. Vielmehr fuhr man fort, zu behaupten, daß doch der Satan dabei sein Spiel gehabt habe. Und doch hatte Friedel noch kurz vor seinem Tode sich erboten, die Zauberstücke vor allen Anwesenden zu machen. So schwer ist es, abergläubischen Leuten ihre Vorurtheile zu benehmen. Man hätte schon dadurch mistrauisch werden können, daß nur zwei Mägde (die doch besonders hierin so unzuverlässige Zeugen sind) den Poltergeist gesehen hatten.

Es gehört nur Untersuchung dazu, um sich zu überzeugen, daß nicht Gespenster lermen. Zu A. glaubte man, in einem Grabe ein Schmatzen zu hören. Viele Neugierige, die sich davon überzeugen wollten, legten das Ohr an das Grab und sagten, die Leiche schmatze. Nachdem man die Sache genauer untersuchte, fand sich's, daß nicht weit von dem Grabe in einem Mauerloch an der Kirche junge Eulen waren, die diesen Schall verursachten.

Der Furchtsame ist schon oft betrogen; aber er hört darum nicht auf, es fernerhin zu seyn. Es könnte doch wohl seyn, daß es wahr wär — alle Zeiten sind nicht gleich. — W. hatte sich

in G. zu lange aufgehalten; er konnte erst um Mitternacht nach Hause reiten. Er hatte ein sicheres Pferd; desto auffallender war es ihm, als es in einem hohlen Weg zurückwich, und aller Peitschenhiebe ohnerachtet, keinen Schritt weiter gehen wollte. Nun sage man mir weiter, daß es in dem fatalen hohlen Wege hier nicht unsicher sey: Wo Pferde stutzen, da war es nie recht richtig. Der Mond war schon zurückgewichen, und das Licht der Sterne erleuchtete den Weg nicht ganz. Er stieg vom Pferd und führte es. Bald stieß er mit dem Fuß an etwas, er faßte Muth, that die Augen zu, und bekam etwas harigtes in die Hand, das sich bewegte. Das Pferd wich zurück, und die Angst trieb ihn ihm nach. Sollte es doch wahr seyn, dachte er, daß die mitternächtliche Stunde für Reisende gefährlich ist? Noch einmal wagte er zurückzusehen, sahe etwas allmälich sich erheben, und die Ohren in die Höhe strecken, und hörte zugleich einen bekannten Ton. Es war des Müllers Esel, der auf dem Felde zurück-

geblieben war. W. erinnerte sich, das die Mühle in der Nähe sey, und freuete sich über seine Entdeckung. — Dieß mag unter andern lehren, daß man sich hüten müsse, so wenig als möglich, bei Nachtzeit zu reisen, weil die Vorfälle so sonderbar seyn können, daß, wenn sie sich gleich nachmals erklären, man wenigstens einen Schreck davon trägt. Ein in der Gegend unbekannter

Furchtsam abergläubischer wär in vollem Galop zurückgeritten, und hätte den Vorfall für einen sichern Beweis gelten lassen, daß Gespenster die Nächte unsicher machen.

Die Geschichte zeigt Beispiele, daß auch ein ungebildeter Religionseifer Spukereien veranstaltet hat. Ein protestantischer Prinz von bekannter Stärke, wurde manche Nacht von einem Gespenst beunruhigt, das Ketten schlepte, und zweckmäßig auf die Käzer schimpfte. Uiberdrüssig der strafenden Stimme, faßt der Prinz, stark wie Simson, das Gespenst und fühlt bald, daß es dichte Beine und Knochen hat, eilt mit demselben zum Fenster, und wirft es, ohne vorher zu catechisiren, alles Zappelns ohnerachtet, 2 Stock hoch in den Graben hinunter; und es erschien nicht mehr.

Eine gewisse Frau, der man die Hälfte des Hirnschädels hatte wegnehmen müssen, und die ihr Allmosen darin sammelte, wurde einst daselbst von jemand stark mit den Finger angerührt; sie schrie und sagte: Man hätte sie tausend Lichter sehen lassen. — Das harte Hirnhäutlein war bei ihr aufgedeckt; ein gewisser Druck und eine dadurch verursachte Bewegung, bewirkte in ihr die Vorstellung von Lichtern, wovon keins da war. Sollten nicht auch bei uns Bewegungen und Drücke (die wir aber nicht immer bemerken) Vorstellungen oder gar Schreckbilder erzeugen können? Hieraus lassen sich Erscheinungen erklären, an deren Glaubwürdigkeit man nicht zweifeln kann; die aber keine ausser dem Menschen vorhandene Bilder, sondern Wirkungen der getäuschten Sinne und der Einbildungskraft sind. — Ein ehrwürdiger, gelehrter Greis fragte, als er mit seinen Söhnen speiste: Wer das Mädchen wäre, das an der Seite seines Stuhls stände? aber keiner sah sie: Folglich müssen in den Gehirnfibern oder Sehenerven dieses alten Gelehrten gewisse Bewegungen erfolgt seyn, die soche Eindrücke machten, welche mit dem Bilde eines Mädchen würden verbunden gewesen seyn. Das Bild, das dieser Greis sah, konnte unmöglich ein Körper seyn, der ausser einer Vorstellung wirklich da gewesen wär; denn sonst hätten seine Söhne das Mädchen auch sehen müssen.

H. geht des Abends vor die Thür seines Hauses, um den gestirnten Himmel zu sehen. Indem er aus der Stube trit, sieht

er das Hausmädchen auf dem Stuhl sitzen, und spinnen. Sie kommt ihm an der Treppe entgegen und er biegt aus; er öffnet die Stubenthür, und sieht sie zu seinem Erstaunen auch da auf dem Stuhl sitzen und spinnen. Er selbst hält diese Erscheinung für weiter nichts, als eine erneuerte Erschütterung, die demjenigen sinnlichen Eindruck in seinem Gehirn ähnlich gewesen, der darin verursacht war, als bei seinem Herausgehen aus der Stube die Lichtstrahlen von dieser Person in seine Augen gefallen; welches um so glaubwürdiger ist, da er, um einige kleine Sterne wahrzunehmen, seine Sehenerven sehr angestrengt hatte. Erscheinungen sind also möglich, aber sie sind nicht wirklich vorhanden.

Vorwitz und Furcht; beide haben manchen in Unglück gebracht, von beiden muß man sich gleich weit entfernen. Geisterfurcht ist (freilich durch anderer Verwahrlosung) dem Menschen ganz eigen geworden. Angst und banges Entsetzen ergreift ihn, wenn der Augenblick da ist, wo er zeigen soll, was er vorher prahlte. Der vermeinte Muth, verwandelt sich in Zaghaftigkeit, wenn er den Gedanken lebhaft denkt, daß jetzt der Geist kommen, und ihm den Hals auf den Rücken drehen ꝛc. könnte. In einer Spinnstube kam, wie gewöhnlich, das Gespräch auf Gespenster; eine rückte näher an die andere hin: Nur eine Magd wollte Muth haben. „Wovor fürchtet ihr euch, sagt sie; nur die Lebendigen können uns was thun, die Todten nicht. Ich will, wenn ihr wetten wollt, jetzt hingehen, und mich auf das neueste Grab setzen. Und damit ihr seht, daß ich da gewesen bin, will ich diese Spindel in den Grabhügel stecken; Morgen sollt ihr sie da sehen.“ Sie geht und findet leicht den Ort, wo sie über die Kirchhofmauer steigen kann, und denn den Hügel, in welchen sie die Spindel wirklich einsteckt. Sie will nun wieder weg; aber sie kann nicht, es war, als würde sie vest gehalten; als sähe sie Hände aus dem Grabe hervorkommen, die sie hinabziehen wollten. Sie reißt sich mit Gewalt los, flieht halbtodt, fällt über alle Gräber, läuft an der Kirchhofmauer auf und ab, und kann den Ort nicht wieder finden, wo sie herüber gekommen war. Endlich findet sie ihn, und kommt erblaßt wieder. Indem sie die

Spindel in die halberfrorne Erde mit Gewalt eindrückte, hatte sie unvermerkt durch den Schurz sich selbst mit angeheftet.

Ein anderer prahlte, unerschrocken in das Gewölbe der Kirche zu gehen, und zum Beweise, daß er da gewesen sey, einen Nagel in den Sarg zu schlagen. Er geht, bleibt lange aus, man befürchtete seinetwegen etwas, sucht und findet ihn todt in dem Gewölbe neben dem Sarge liegen. Er hatte sich selbst durch den Rock an den Sarg geheftet. — Wozu dieser Vorwitz? Wer Muth hat, kann ihn dadurch nicht zeigen, daß er auf Geister losgeht, oder sich mit ihnen balgt. Schon oft wurde Vorwitz bestraft! Wer wollte sich durch schreckende Beispiele nicht warnen lassen?

Aber auch unzeitige Furcht vor Gespenstern hat manchem das Leben gekostet, manchen abgehalten, seinem nothleidenden Nebenmenschen zu Hülfe zu eilen. Die traurige Erfahrung lehrt es, daß Menschen, die noch nicht todt waren, begraben worden sind. Man fand zufällig die schrecklichen Anzeigen, wie sie sich dem Tode zu entringen, oder ihrem Leben das baldigste Ende zu machen gesucht hatten. Mehrentheils war Furcht die Ursach, daß sie nicht gerettet wurden. In E. gehen Weibspersonen um Mitternacht aus der Spinnstube nach Hause, und hören am Kirchhof, der in dem Städtchen selbst war, ein hohles Pochen. Sie verdoppeln ihre Schritte, und des andern Tags breiten sie die vermeinte Spukhistorie in der Stadt aus, die auch zu den Ohren der betrübten Familie kommt. Ach, er hatte sich die Finger zerkratzt, sich die Adern aufgebissen, aus Verzweiflung, oder sein Leben bald zu endigen. Da lag er in seinem Blut, und war nicht mehr der nicht lange erblaßte, treue Vater.

Ein Bettler kommt im Winter Abends spät, halb erfroren in ein Dorf, und geht, da er das Schulhaus noch offen findet, hinein, um über Nacht darin zu bleiben. Des Morgens finden ihn die Kinder erstarrt, machen ein Geschrei und laufen davon. Er wird bei Seite gelegt und sofort des Abends begraben. In der darauf folgenden Nacht hört der Nachtwächter ein Pochen im Grabe des Bettlers und eine klägliche Stimme. Er meldet es dem Schulzen, findet aber kein Gehör. Der Nachtwächter

hört dann wieder im Grabe ein dumpfes Geräusch, und seufzende Töne, und thut dem Schulzen abermals dringende Vorstellung. Der Schulze geht früh zu dem Oberamtmann, der an einem andern Ort wohnte, um Verhaltungsbefehle einzuholen, und da dieser noch schläft, sagt er nichts, bis er aufgestanden war. Man öfnet das Grab, Himmel, welch ein Anblick! Der Bettler war wieder aufgelebt, und nun wirklich gestorben. Alle standen erstarrt da; dem Schulzen giengs durch alle Adern, er erkannte, wiewohl zu spät, seinen dummen Aberglauben von Gespenstern, und wußte sich mit weiter nichts, als mit einem: Das hätte ich nicht gedacht! zu entschuldigen.

So schrecklich sind die Folgen des Gespensterglaubens; so unfähig macht er den Menschen zu jeder guten Handlung, wozu einige Entschlossenheit gehört. Sollte man sich davon nicht entfernen? Sollte man nicht jeden davor warnen, und besonders Kinder davor zu bewahren suchen? Die Geschwätzigkeit der Kindermädchen, welche den Kleinen, um sie ruhig zu erhalten, mit dem Popanz und andern albernen Dingen drohen, sie damit zu Bette jagen u. s. w., ist von grösserm Nachtheil, als man glaubt: denn da diese die Wahrheit oder Unwahrheit noch nicht unterscheiden können, alles was man ihnen vorsagt, auf Glauben annehmen; so halten sie auch das sonderbarste Geschwätz für wahr. Und da nichts schwerer ist, als Kindern das einmal ausgeredeten, was sie einmal als wahr angenommen haben; so bleibt ihnen die Furcht vor Gespenstern auch bei zunehmenden Jahren, und werden von derselben unaufhörlich gequält. Eltern sollten es als die erste Pflicht ansehen, jenen Unfug zu verhüten, und das Zutrauen, welches die Kleinen zu ihnen haben, dazu benutzen, ihnen Wahrheit und richtige Begrife beizubringen. Wie unwillig würden sie werden, wenn sie sähen, daß man ihre Kinder am Leibe verstümmele? Wenn man aber ihren Geist verunstaltet; so bleiben sie ruhig und sehen es gern.

Die Seele

ist ein Geist, und derjenige Theil des Menschen, der da denkt, überlegt und will. Wir erinnern uns des vergangenen, empfin-

den und erkennen das gegenwärtige; freuen uns, sind betrübt u. s. w. Alles geschieht durch die Seele, die nicht, wie der Leib aus Theilen besteht; sondern ein einfaches, unzertheilbares Wesen ist, und daher nicht gesehen werden kann. Die Theile des Körpers verändern sich, werden größer und wieder kleiner; die Seele bleibt immer dieselbe; nimt aber bei Uibung und Anstrengung, mit zunehmenden Jahren auch in der Fertigkeit zu denken und zu überlegen zu, und wird vollkomner. Eine Empfindung von innerer Kraft überzeugt uns von dem Daseyn derselben, und sie hat wahrscheinlich in einem gewissen Theil des Gehirns ihren besondern Sitz; denn hier laufen alle Werkzeuge der Empfindungen: des Sehens, Riechens, Schmeckens, Hörens, Fühlens, zusammen, so daß sie da, von dem, was um und neben dem Körper vorgeht, am geschwindesten benachrichtigt werden kann. Selbst das Denken sagt es uns, daß die Seele in dem Haupt wohne. So lange die Seele mit dem Leib verbunden bleibt; so lange lebt der Mensch: Wenn diese Verbindung aufgehoben wird; so stirbt er. Die Fähigkeiten der Seele hängen übrigens auch von der Beschaffenheit des Körpers ab. Ein Gesunder kann schärfer denken, als ein Kranker. Je mehr die Krankheit den Körper angreift und schwächt; desto weniger kann die Seele denken. Wenn der Körper z. B. durch eine hitzige Krankheit in Unordnung gebracht ist; so kann die Seele weniger vernünftig denken, oft erfolgt Raserei. Wenn der Mensch schläft; so ist er sich seiner nicht bewußt: denn die Seele kann auf den erschlafften Körper nicht gehörig wirken. Wenn die Wirkungen des Körpers ganz aufhören, und der Mensch in einer Ohnmacht sich befindet; so kann die Seele gar nicht denken, und der Körper liegt in gänzlicher Unempfindlichkeit. Ohne Einwirkung der Seele ist der Mensch keiner Empfindung, keines Schmerzes ꝛc. fähig. Der Körper kann nicht ohne Seele, die Seele nicht ohne Körper seyn. Aus dem ergiebt sich, daß man die Frage:

Kann ein Mensch sich selbst anderswo sehen?

nur mit nein beantworten kann. Es wär das ein unbegreifliches Wunder! die Seele müßte aus dem Körper heraustreten, dann

einen andern Körper annehmen, um sich dem zu zeigen, dem sie eigentlich zugehört. Dieser müßte folglich indeß ohne Seele seyn; aber dennoch sehen und denken, und weder da die Seele von ihm geht, noch da sie sich wieder mit ihm vereinigt, eine Veränderung wahrnehmen. Wie wenig alles das möglich sey, ersieht man aus dem vorhergehenden. Beyspiele, wenn sie auch von dem erzählet würden, der sich selbst gesehen haben will, können hier nichts beweisen. Wer weiß, was der sah, der die erste Erscheinung dieser Art hatte? Andre hörten sie kaum, als sie dergleichen auch für möglich hielten, und endlich selbst einen ähnlichen Zufall hatten. Man dürfte nur nichts davon wissen, daß jemand anderswo sich selbst sehen könne, und keiner würde es sebst erfahren. Die Einbildungskraft wirkt hiebei ausserordentlich. Warum sollte Gott dergleichen zulassen? Jemand wovon zu benachrichtigen? Der Geist redet ja nicht! Den Sünder zu warnen? Dazu hat Gott andre Mittel, z. B. das Gewissen! Jemand den Tod anzukündigen? Wozu diese Vorherverkündigung, da Gott es für gut befunden hat, dem Menschen die Zeit seines Todes durchaus zu verbergen? Aber der Tod ist doch wirklich erfolgt, wenn jemand sich selbst gesehen hat! Hat man nicht andere Beispiele, daß Menschen aus Einbildung, noch mehr vor Furcht und Schrecken gestorben sind? Der Abergläubische wird etwas, das aus dem obersten Theil des Hauses hervorragt, für sein Bild halten, wird sich entsetzen, die Augen niederschlagen, und es nicht wagen, sie noch einmal auf jenen Gegenstand hinzurichten. Der Gedanke an den Tod, wovon jene Erscheinung seiner Meinung nach, der Vorbote ist, wird ihn überall verfolgen; er wird krank werden, er wird, je nachdem sein Glaube ist — früher oder später sterben.

Die Ahndungen

haben ein gewisses Ansehen erlangt. Man würde es für Schande halten, Gespenster zu glauben: Aber wenn von Ahndungen die Rede ist, da legt man die Hand auf den Mund, und — gesteht, daß sie möglich seyn mögten, und daß ja viele Erfahrungen ihre Wirklichkeit beweisen. Dieß ist die allgemeine Sprache,

die man fast überall hört. Man vereinigt die bei dem Gespenstergespräch getheilten Meinungen bei den Ahndungen wieder. Es ahndet, wenn etwas, das man aus sichern Gründen vermuthet, eintrit. So kann ein Kranker sagen, es ahnde ihn, daß er sterben werde: Er schließt das aus dem Gefühl von Schwäche. Ahnden heißt aber auch, durch ausserordentliche Zeichen etwas unbekanntes erfahren. Man hört im Schlafen oder im Wachen (denn mancher träumt auch wachend) einen Fall, ein Gepolter, Geklirr, Schlag oder Stoß im Hause, oder Klopfen an der Thür; anstatt zu untersuchen, was davon die Ursach sey, bleibt man still sitzen und rührt sich nicht, oder schließt die Thür ab. A. nimt den Rest seiner Herzhaftigkeit zusammen, sieht zu, ob etwas da ist; aber es ist nichts zu sehen und zuhören; anstatt nun vernünftig zu schliessen: Ich habe geträumet, oder es mir eingebildet; so schließt er unvernünftig, daß es ein Geist gewesen seyn müsse. Die Katzen beissen sich, die Hunde heulen, die Eule schreit, die Todtenuhr schlägt; auf dem Boden hört man einen Fall: Nun so mag sich der Patient, der in solchem Hause ist, nur zum Tode bereiten. Vergebens sagt ein Vernünftiger die Ursach, warum sich die Katzen beissen, die Hunde heulen, die Eulen schreien, daß ein Handwerksmann in der Nachbarschaft noch arbeite, dessen Schläge man bei nächtlicher Stille weit höre, und daß der Fall auf dem Boden sich schon erklärt habe: Seiner Meinung nach, waren es die Anzeigen des gewissen Todes. Wenn in einem Hause etwas gehört wird, das man für Ahndung hält; so glaubt man, es bedeute etwas ausserordentliches. Nun denkt man herum, was etwa geschehen oder jemanden aus der Familie begegnen könne; und trifft es dann, daß ein Todesfall oder sonst etwas erfolgt; so ist der Schluß fertig: Es ahndete, und es ist eingetroffen. Man sieht leicht, daß diese Gedankenfolge sehr unrichtig ist. Eine Sache kann ganz natürlich zugehen, nur daß wir den Grund nicht entdecken können, und oft kommt es blos auf den Willen an, zu untersuchen, um den natürlichen Grund zu finden. Man prüft nicht streng genug, sondern nach vorher gefaßten Meinungen. Oft findet man den Grund von einer Sache nicht zu der Zeit, da man ihn suchte; sondern zufällig.

Wenn man glauben wollte, es werde nach einem ungewöhnlichen Gepolter, Unglück oder Tod erfolgen; so könnte man eben so sicher behaupten, daß nach dem Regen eine Feuersbrunst entstehen werde, weil dies zuweilen der Fall war. Der, welcher aus einer Familie stirbt, ist oft zwanzig und dreißig oder mehrere Meilen von dem Ort entfernt, wo es poltert. Mit seinem Körper konnte er an einem so entfernten Ort unmöglich eine Bewegung hervorbringen; denn der war dort. Die weggeschiedene Seele kann es noch weniger, weil sie keinen Körper hat, der doch nothwendig erfodert wird, wenn so etwas geschehen soll. Wer könnte behaupten, daß die Seele nach ihrem Abschiede aus dem Körper erst lange Reisen zu ihren Freunden thue, um sie zu erschrecken? Wollte man sagen, man wisse die Wirkungen der Geister nicht, so ist das eine leere Ausflucht. Treffen Ahndungen ein, so ists zufällig. Es ahndet in dem Kopfe des Abergläubischen oft, und es trifft nichts ein: Darauf aber achtet er nicht; nur wenn etwas merkwürdiges geschieht, sollen Anzeigen vorhergegangen seyn. Aber wer weiß nicht, wie sehr jene Vorfälle herbei gezogen werden, und wie wenig Zusammenhang — Erfolg und Anzeigen mit einander haben? Mancher hält jede Beängstigung, jede Furcht, die ihn anwandelt, für das Zeichen eines bevorstehenden Unglücks, und denkt nicht an sein dickes Blut und seine Hipochondrie. Einen andern überfällt mitten im Genuß der Freude, und ohne daß er etwas unangenehmes gedacht hatte, Angst und Schrecken; er selbst weiß die Ursach davon nicht. Jener ist im Begrif, ein Vergnügen zu geniessen, und noch ehe er es kann, wandelt ihn Aengstlichkeit an; es ist, als würde er von etwas zurück gezogen. Man kann aber bei diesen Anzeigen wohl glauben, daß der Mensch dann weniger zum Vergnügen aufgelegt sey; daß er daher alles unangenehme, was ihm begegnet, für Unglück hält, wenn es auch noch so klein ist; daß er durch seine Unaufgelegtheit andern Gelegenheit gebe, ihn zu beleidigen; und daß er dann geneigt sey, zu glauben, es habe ihm das geahndet. Man kann aus dem Zusammenhang der Dinge, aus gewissen sich ereignenden Umständen gewissermassen wenigstens, das Unglück vorhersehen; wenn es denn aber eintrifft, kann man nicht

sagen, daß es geahndet habe. Man schreibt die Ahndungen sogar den Einwirkungen der Engel zu, welche die Seele eines Freundes in den Stand setzen sollen, gewisse Wirkungen hervorzubringen. Ausserdem aber, daß diese Meinung ohne Grund und bloße Muthmassung ist, wird man dadurch in Schwierigkeiten verwickelt, die unauflöslich sind. Sie ist ein elender Behelf, den man darum wählte, weil man nichts anders wußte. Durch bloße Gedanken kann kein Anwesender, geschweige denn in der Entfernung jemand, in der Seele eines andern Gedanken oder Vorstellungen hervorbringen. Man denke lange und lebhaft an einen entfernten Freund, und frage ihn dann, ob er Anzeigen oder Empfindungen davon gehabt habe? Gewiß nicht! Man sage nicht, daß es anders mit der Seele eines Sterbenden sey; denn die Seele ist und bleibt was und wie sie ist, sie mag in einem gesunden oder kranken Körper wohnen: Ihr Wirkungskreis ist in beiden Fällen einerlei. Wer also auf diese Art Ahndungen erklären wollte, der würde unmögliche Dinge behaupten. Diejenigen, welche den Engeln Ahndungen zuschreiben, irren ebenfalls. Ehemals bediente Gott sich der Engel wol, aber nur in den wichtigsten Fällen, wobei es auf die Glückseligkeit, wenigstens des einen Theils des menschlichen Geschlechts ankam. Wie könnte man aber glauben, daß Gott auch in so unwichtigen Sachen, dergleichen die gemeiniglich sind, auf welche sich Ahndungen beziehen, Engel gebrauchen werde? Die Todesstunde hat Gott aus weisen Ursachen dem Menschen verborgen; er würde also wider sich selbst handeln, wenn er sie ihm auf irgend eine Art bekant machen ließ. Und sollen Ahndungen von Engeln herkommen; warum geschehen sie nicht bei Tage, und nur in der Stille der Nacht?

Aber, wird man sagen, was soll man denn von den Geschichten urtheilen, die von glaubwürdigen Personen erzehlt werden? —

Man muß dabei nur nicht gleich an sympatisirende Freunde, wirkliche Erscheinungen, Engelwirkungen ꝛc. denken, und nichts für Eingebungen halten; die von aussen in die Seele gebracht werden; sondern nur in gewissen Fällen, für Vorhersehungen,

die in der menschlichen Seele (welche beständig wirksam ist, urtheilt und schließt) ihren Grund haben. Der Prof. Baumgarten sagte einst: Es sind noch acht Tage, dann sterbe ich; und es traf ein. Dem Professor Simonis träumte vierzehn Tage vor seinem Ende folgendes: Er fahre von Heyersdorf, (einem Amt bei Dessau) wo er sich damals aufhielt, in Gesellschaft einiger Freunde nach Raguhn; (einem Anhalt-dessauischen Städtchen) wo er am Eingang von den dasigen Predigern, Cantor und Küster empfangen, und in feierlicher Pocession nach dem Kirchhof begleitet würde; Und der Traum blieb nicht unerfüllt. — Es kommt hier aber darauf an, ob der ahndungsvolle Traum die wirkliche Vorbedeutung des Todes gewesen; oder ob er nicht den Tod der genannten Männer beschleunigt habe, den sie sich nun gewiß dachten? Denn auch grosse Männer sind von Einbildungskraft nicht frei; ja sie sind derselben oft mehr als andere unterworfen. Beispiele von Ahndungen und deren Beleuchtung werden über das gesagte noch mehr Licht verbreiten. „Der Krieg riß einen Officier, aus den Armen seiner Geliebten. Sie hatte von Zeit zu Zeit Nachricht von ihm, und dieß machte die Trennung erträglich. Einst verfiel sie, nachdem sie einen angenehmen Brief durchlesen hatte, in eine Art von Schlummer, aus welchem sie plötzlich erwachte und dann bestürzt ausrief: Er ist dahin, ich hab ihn sterben gesehen! Ach! jetzt ist er an einer Wasserquelle unter Bäumen gestorben. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte sich vergebens, ihm das Blut zu stillen, und ihn mit einem Trunk Wasser aus seinem Hut zu laben. Man suchte sie zu beruhigen; sie ermattete aber, und verfiel zum zweiten mal in einen tiefern Schlummer, und wurde durch dieselbe Erscheinung erschreckt. Vierzehn Tage verstrichen, dann kam der traurige Bote, und brachte die Bestätigung des Traums. Einst hörte sie in einer Kirche die Messe, erblickte nahe vor ihrem Stuhl einen Officier, that einen Schrei, und fiel in Ohnmacht. Nachdem sie wieder zu sich selber gekommen war, bat sie den Officier zu sich, der jenes schon halb vergessenen Vorfalls sich wieder erinnerte. Ich sahe ihn sterben, sprach er, und erwies ihm Beistand. Ihren Namen sprach er noch mit dem letzten Hauch aus,

und ich bemühte mich vergebens, nähere Nachricht von ihm zu erhalten."

Wenn man die ganze Erzehlung annähme, ohne etwas zu vermuthen, so könnte sie freilich wol das beweisen, was sie beweisen soll. Wenn das Frauenzimmer erfahren hätte, daß ein Treffen unvermeidlich oder schon geliefert, oder ihr Gemahl krank sey; so ließ alles sich aus der Einbildungskraft erklären. Sie sieht aber eine nie gesehene Gegend, das ganze Aeussere, eines nie gesehenen Mannes und seine Gesichtszüge so genau und richtig! Wer ist der Zeuge, der die Wahrheit des ganzen Vorfalls bestätigt? Hat er sich nach der Richtigkeit desselben genau erkundigen können und wollen? Wie hieß der Officier, der so menschenfreundlich handelte? Wie der Erblaßte? Wenn geschah die Begebenheit, und war damals Krieg? Sollte der Verstorbene keine Briefe bei sich gehabt haben, woraus man sein Herkommen hätte erkennen mögen; kannte ihn gar keiner? Frug der mitleidige Officier ihn nicht nach seinem Namen, da er doch den Namen seiner Gemahlin so oft nannte? Uiberhaupt wird die Geschichte dadurch schon verdächtig, daß der im Traum gesehene Officier zu derselben Zeit, und in dieselbe Kirche geht, da die Frau des Verstorbenen auch hinkommt, und sich da so stellt, daß er von ihr gesehen werden kann. Das Ganze mögte also vielleicht darauf hinaus laufen: Ein Officier gieng zu Felde, ließ seine Gemahlin zurück, die oft von ihm träumte, und ihn einst sogar sterben sah. Es fiel ein Treffen vor, der Officier blieb in demselben, und der Traum wurde erfüllt. Freilich erzählt man auch Geschichten als Beispiele, daß Ahndungen gewiß eintreffen; aber wer mag sie untersuchen, ihr Entstehen finden, das Unwahre von dem Wahren absondern; und sie, so wie sie es wol in den allermeisten Fällen verdienen, als Erdichtungen darstellen?

Die Anzahl der Geschichten, da man den lächerlichen Grund von den Ahndungen fand, ist ohne Zweifel unendlich grösser, als die, welche man nach hinlänglichem Untersuchen für ausserordentlich halten könnte. Morbine schlummert ein, hört einen dumpfen Fall, und seufzet: Ach was wird das bedeuten? Am Morgen sah man aus Merkmalen auf der Haustreppe, daß die

Katze den Rest des Hammelbratens aus der Küche geholt hatte. Ein andermal läutet es an der Hausklocke; sie sieht zu, und findet keinen. Es läutet zum zweiten und dritten mal; nun wagt sie es nicht mehr, danach hinzusehen: Der Hausherr muß es selbst thun; auch der sieht nichts, und ruft darüber den Nachtwächter an, welcher die junge Katze wegjagt, die mit dem Klockendrath gespielt hatte.

Wer eine Ahndung gehabt zu haben glaubt, der betrübe sich nicht, im Fall er nicht Herzhaftigkeit genug haben sollte, darüber die gehörige Untersuchung anzustellen; sondern glaube fest, daß alles natürlich zugieng, und daß ihm darum kein Uibel begegnen werde. Insbesondere aber bewahre man die Kinder vor dem schädlichen Ahndungsaberglauben, und rede ihnen die Meinungen davon aus, die Unverständige ihnen beigebracht haben.

Manchem Menschen kommt es des Nachts im Schlaf bisweilen vor, als ob etwas schwer auf ihn falle, und ihn stark drücke, so daß er nicht reden oder schreien, sondern nur winseln kann; welchen Zufall man

Alpdrücken

nennt. Dieser Alp ist nichts anders als ein Krampf in den Füssen und auf der Brust, der besonders aus einem verdorbenen Magen, und von dickem Blut entsteht. Personen, die viel essen,

wenig trinken, viel sitzen und sich wenig Bewegung machen, sind diesem Zufall am häufigsten unterworfen. Wenn der Magen schwach ist, und doch mit Speisen überladen wird; so wird er aufgebläht; dadurch bekommt das Zwergfell (eine Haut, welche die Hölung der Brust von der Hölung des Unterleibes scheidet) einen Druck, wodurch der Kreislauf des Bluts und das Othemholen erschwert, die Sinne betäubt, die Stimme gedämpft wird; und eine Beängstigung entsteht, daß der Mensch glaubt, er werde von einer schweren Last gedrückt. Man hat bemerkt, daß die, welche auf dem Rücken zu schlafen pflegen, von dem Alp am häufigsten gedrückt werden: Wer in dieser Lage zu schlafen pflegt, hat gewöhnlich auch schwere Träume. Die Personen befinden sich dabei in einem Zustande, daß sie fest glauben, sie hätten gewacht, um so mehr, da sie die Schreckbilder, von denen sie ihrer Meinung nach beunruhigt wurden, beschreiben, und ihre Bewegungen so genau anzugeben wissen. „Da saß, sagt ein solcher, ein kleines schwarzes Männchen auf dem Stuhl. Auf einmal wurde es so groß, daß es bis an die Decke reichte, und auf einmal wurde es wieder klein, kam und legte sich über mich hin, und drückte mich bis zum ersticken. Dann verschwand es, und ich konnte um Hülfe rufen. — Da lag ein Hund neben mir auf der Erde; er stand auf, schüttelte sich fürchterlich, und ward zu einem kleinen Männchen. Das kam wie mit einem Fuß auf meinem Bette heran u. s. w.“ Es würde fast vergebliche Mühe seyn, solche Leute zu überreden, daß sie nur geträumt hätten; denn so lange noch das Uibel in ihrem Körper ist, dem der Zufall sein Entstehen dankt, werden sie nichts glauben, was ihrer Meinung entgegen ist. Bald denkt der Abergläubische, es sey ein Geist, der von einem andern Menschen, den er Alp oder Mahre nennt, ausfahre, und zu seinem Vergnügen andere drücke. Bald sollen die Hexen einen Geist oder den Teufel dazu beordern, bald es selbst verrichten. Man hat zur Schande des menschlichen Verstandes, Beispiele in der Geschichte, daß Menschen darum, weil man glaubte, sie könnten alpdrücken, vor Gericht gezogen, und weil sie nichts gestehen konnten, so lange gemartert worden sind, bis sie von Schmerzen betäubt, und aus Furcht vor grösserer

Pein gestanden: Sie hätten von der Base gelernt, wie man des Nachts zu den Leuten kommen könne. Zum erstenmal sey die Base selbst mitgegangen, und habe gezeigt, wie man sich auf die Leute legen, und sie drücken könne. Das zweitemal sey sie vor der Thür geblieben, um zu sehen; ob man es recht mache? Die Base habe gesagt, man müsse sich den Leuten aufs Herz legen; aber nicht zu Kindern gehen. Wenn jemand des Morgens was holen heisse, solle man nicht gehen, und bei Nacht nicht mit den Leuten schwatzen. Die Base habe mit einer Salbe die untere Schwelle an der Thür bestrichen, dann an der Thür geluftet, und davon sey sie ganz leise aufgegangen. ꝛc.

Vor diesem Alpdrücken, welches besonders die gut können sollen, denen die Augenbraunen in der Mitte zusammengewachsen sind, sicher zu seyn, kehrt der Abergläubische seine Schuhe oder Pantoffeln, wenn er zu Bette geht, so um, als wenn er in selbige treten wolle; oder läßt einen Topf beim Feuer sieden, oder rückt des Abends den Stuhl von der Stelle, auf welchem er gesessen hat.

Der Vielesser esse in Zukunft weniger unverdauliche Speisen, und trinke mehr dünnes Getränk. Der Müssiggänger beschäftige seine Hände und Füsse, und der Vielsitzende mache sich fleissiger Bewegung, und lege sich auf die rechte Seite zum Schlaf; so wird der Alp nicht wiederkommen. Oft mögen die Vorwürfe des verwundeten Gewissens, welches auch bei Schlafenden seine Macht behauptet, die Ursach dessen seyn, was man mit einem albernen Ausdruck Alp nennt.

Mit dem Alpdrücken hat es übrigens in so fern seine Richtigkeit, daß es wirklich einen Zufall giebt, den man so nennt; anders aber ist es vielleicht mit den

Mondsüchtigen oder Nachtwanderern.

Man höre, was von ihnen erzählt wird: „Die Mondsüchtigen stehen des Nachts auf, und wiederholen oder verrichten alles, was sie bei Tage zu verrichten pflegen. Die mondsüchtige Bäuerin ist des Nachts im Hause geschäftig, schließt Thüren auf und zu, und weiß am Morgen nicht, daß sie es wirklich gethan hat; es hat ihr nur geträumt. Der Verwalter von gleichem

Uibel behaftet, sattelt das Pferd, setzt sich darauf und reitet im Felde herum. Die Nachtwanderer haben eine grosse Geschicklichkeit im Steigen: sie klettern an Wänden hinauf, und fallen

nie. Sie singen, sagen Hauptstücke aus dem Catechismus her, und machen Verse, die sie wachend bewundern.

Wenn man dieß und anderes dergleichen hört oder liest; so vergißt man, darüber zu denken, und hört auf, etwas zu glauben, was man nach allem Untersuchen unwahrscheinlich finden würde. Die Mondsüchtigen haben die Augen offen, und sehen z. B. keinen, der ihnen begegnet; vermeiden aber alle Gefahr glücklich, so daß sie sich an nichts stossen. Zuweilen lesen sie sogar. Gehen nicht die Wirkungen des Körpers im Schlaf eben so von statten, als beim Wachen? Leistet uns nicht das Ohr auch des Nachts seine Dienste? und werden uns die Gegenstände nicht sichtbar, wenn wir die Augen aufthun? Die Mondsucht, welche man wahrscheinlich darum so genennt hat, weil man glaubt, sie würde durch des Mondes Einfluß bewirkt, müßte demnach eine Art eines starrenden Schlafs seyn, wobei das Gehirn auf eine besondere Art gedrückt würde. Ein Mondsüchtiger steigt in den Brunnen; ein Zipfel vom Hemde wird naß, und berührt ihn, und er erwacht? Ein andrer legt sich in die Dachrinne: Es entsteht ein heftiges Gewitter und Regen, das Wasser läuft über

ihn weg; und er fühlt nichts. Bei diesem wird eine Pistole los geschossen; und er hört den Knall nicht: Jener erwacht, wenn e bei Namen gerufen wird. — Diese Nachrichten von Mondsüchtigen sind widersprechend und machen die Sache in den Augen des Untersuchers verdächtig. Ehe der Anfall kommt, soll es ihnen heiß vor der Stirn werden, und wenn er aufhört, sollen sie mit den Augen flinzen, und die Stirn schrumpfen, wonach sie eine besondere Müdigkeit verspüren; welches, wenn anders die Sache richtig wär, sehr erklärlich seyn würde. Das bewährteste Mittel, sie zu heilen, soll seyn, ihnen erst einen Schreck zu verursachen, und sie dann mit Ruthen bis aufs Blut zu streichen. Ich gestehe, daß bei so mancherlei Zeugnissen, zu läugnen; und bei so unnatürlichen, ganz unerklärlichen, und zum Theil widersprechenden Nachrichten zu glauben — gleich schwer ist.

Von den Träumen.

Die Seele ist immer thätig; sie wirkt auch da noch fort, wenn der Körper wie ohnmächtig auf dem Lager liegt. Wenn wir einschlafen; so hören unsre Sinne auf zu wirken, oder verlieren doch den beträchtlichsten Theil ihrer Stärke. Den Augenblick, wo wir aus dem wachenden Zustand in den schlafenden übergehen, bemerken wir nicht; denn unsre Empfindungen und Vorstellungen werden nach und nach, und ohne daß wir im Stande sind, es zu beobachten, immer schwächer, und gehen endlich in Träume über. Die Einbildungskraft ist bei jedem Traum geschäftig, und setzt entweder die Vorstellungen fort, womit wir uns den Tag über beschäftigt haben, oder bringt neue hervor. Wer durch Lotterie glücklich zu werden hoft, dem träumt eine Nummer, und er besetzt sie in der gewissen Erwartung, daß sie herauskommen und er gewinnen werde. Trifft dann unter tausend Fällen nur einmal einer zu; nun ja, heißt es dann, wer Träume verachten will, der mag es; ich nicht. — Oder ein solcher träumt von einer Person, geht gleich früh hin, und erkundigt sich nach ihrem Alter, um die Zahl in der Lotterie zu besetzen. Abergläubische haben dieß und dergleichen erdacht; Leichtgläubige und Lügner es als zutreffend ausgeschrieen. Sonst sucht man

auch wol die gewinnenden Zahlen der Lotterie auszurechnen. Ohnstreitig richten die Träume sich nach dem Temperament, der Denkungsart, und nach dem, womit der Mensch beschäftigt zu seyn pflegt. Der Melancholische wird im Traum blutige Bilder sehen; der Sanguinische auf bunten Wiesen schwärmen; der Cholerische Hälse brechen; der Phlegmatische ein recht weiches Canapee finden. Der Geizige wird von Geldheben, von einem Kasten voll Gold und Silber; der Hochmüthige von Ordensbändern, oder je nach dem der Stand ist — von einem Tressenkleide, silbernen Schnallen ꝛc. der Soldat von Gefahren, der Bergmann von haltigen Adern, u. s. w. träumen; und der Hungrige ein Stück Brodt sehen. Was wir den Tag über dachten und redeten, das bildet die Seele im Schlaf auf mannigfaltige Art aus, und macht dazu willkührliche Zusätze. In der Seele liegen tausend Dinge verborgen, deren wir uns nicht einmal bewußt sind. Die Seele, die im Schlaf von einem aufs andere, oft ohne Zusammenhang fortgeht, führt sie wieder zurück, und wir träumen von etwas, davon wir die Veranlassung nicht entdecken können. Vor zehn Jahren sahen wir einen Mann, an dem uns etwas merkwürdig war. Seitdem dachten wir nicht wieder an ihn; aber das, was wir uns von ihm gemerkt hatten, ruhte in der Seele, und wir träumen einmal von ihm. Die Seele kann auch im Traum Vorstellungen an einander ketten. Jener Mann hatte sehr langes Haar; heute sehen wir jemand, der es auch hat; und unsere Seele zeigt uns diesen und jenen im Traum. Wenn Schwäche, und Anlage zur Krankheit im Körper ist; so entstehen unregelmässige Träume. Ein gesunder träumt wenig, aber lebhaft und natürlich, und ist sich dessen bewußt, was er träumte. Die Seele wirkt im Traum oft desto freier, weil sie durch die Sinne: Gesicht, Geruch ꝛc. und durch äussere Gegenstände in ihren Betrachtungen nicht gestört wird. Wer sich den Tag durch müde gearbeitet hat, wird nur selten träumen; desto mehr und unordentlicher, wer nichts that. Ein Unwissender und Abergläubischer wird im Traum durch den gehörnten Pferdefuß erschreckt werden; der Aufgeklärte nicht.

Schlaf und Träume sind unerkannte Wohlthaten Gotte
Jener erquickt den matten Leib, und giebt ihm neue Kraft. D
se stellen uns unsre geheimen Neigungen im Bilde vor, und en
decken uns die Anlage unsers Herzens. Der Aberglaube h
sie sich zu eigen gemacht, und herrscht durch sie. Es entsteht al
die Frage: Können Träume etwas bedeuten? Sie bedeuten a
lerdings etwas; denn sie zeigen unsre wahre Denkungsart a
keinesweges aber das zukünftige. Auf Gottes weiter Welt i
kein elenderes Geschöpf, als ein Traumdeuter, der aus jedem se
ner Träume, wenn er auch noch so abgeschmackt ist, etwas heraus
grübeln will. Ein solcher Sclave seiner Einbildungskraft kann
nicht ruhig oder frölich seyn, wenn diese es ihm verbietet. Ein
böser, fürchterlicher Traum, wird man ihn daher beim Erwachen
oft sagen hören; oder, das war einmal gut geträumt — was wird
es bedeuten! Und je nachdem der Traum ist, je nachdem wird e
den Kopf hängen, wenn andere um ihn her sich freuen; oder das
gute begierig, wiewol vergebens, erwarten, was ihm im Schlaf
verkündigt wurde. Ist der Mensch, der ohne Ursach so oft trau-
rig und so wenig freudig ist, nicht unweise? Wir müßten entwe-
der ausserordentliche Offenbarungen Gottes bei den Träumen
annehmen, oder sagen, daß die Seele beim schlafenden Zustande
des Körpers geschickter sey, in die Zukunft zu sehen, — wenn wir
behaupten wollten, daß Träume was vorbedeutendes enthalten:
beides aber können wir nicht. Vor Zeiten zwar machte Gott
seinen Willen in Träumen und Gesichten seinem Volk bekant;
aber mit den Zeiten Christi und der Apostel hörte dieß auf. Wie
könnte man jetzt von den Träumen noch etwas ähnliches glauben,
da Gott seinen Willen nun nicht mehr auf ausserordentliche Ar-
ten bekant machen darf; weil alles, was geschieht, durch natürli-
che Mittel geschehen kann. Mancher Mensch träumt alle Nächte hindurch; sollte es ihm etwas bedeuten, so würde er täglich,
neue und merkwürdige Begebenheiten erleben: aber wie man-
cher Träumer lebt das ganze Jahr zwischen seinen vier Wänden,
und ihm begegnet nichts merkwürdigers, als daß heute etwa das
Essen zu salzig ist, morgen gut schmeckt. Solten ihm darüber
besondere Offenbarungen gegeben werden? Alles was uns

begegnet, soll uns zum beßten dienen, wenn wir brav leben: warum brauchen wir vorher zu wissen, was uns begegnen wird?

Wenn wir wachen; so können wir unsre Vernunft weit besser gebrauchen, als im Schlaf. Wir sehen den Zusammenhang der Dinge deutlich, machen von dem Vergangenen und Gegenwärtigen auf das Zukünftige Schlüsse. Wenn wir einschlafen; so wird deutliches Bewustseyn, so werden diese Wirkungen der Vernunft gehemmt, und wir wissen unsern eigentlichen Zustand nicht mehr; wie könnte nun die Seele in solch einem Zustande das Zukünftige vorhersehen, da sie es nicht einmal beim Wachen kann? Einbildung, und was ist ein Traum anders? kann doch nie Wahrheit seyn. Wir können nie etwas träumen, was wir nicht schon empfunden und gedacht hätten; wie könnten denn Träume die Zukunft enthüllen? Sie sind nicht Vorbedeutungen zukünftiger Begebenheiten; sondern Wiederhohlungen der vergangenen, wenn wir uns gleich derselben nicht deutlich erinnern können. Lehrt etwa die Erfahrung, daß Träume gewiß zutreffen? O dann würde die Welt ein Schauplatz der abgeschmacktesten Begebenheiten seyn; denn fast jeder Traum widerspricht den Regeln der Ordnung. Der Abergläubische vergißt tausend Träume, von denen keiner eintrifft: Trifft dann einmal der eine zu; so bleibt sein Satz richtig: Träume sind nicht zu verachten! Er dreht und deutet ihn so lange, bis er die Begebenheit darin findet, welche er für so wichtig hält, daß sie ihm in Traum soll verkündigt worden seyn. Wo ist je ein Traum nach allen seinen Umständen eingetroffen; und wo würde man den natürlichen Grund dazu nicht im vorhergehenden gefunden haben, wenn man darüber gehörig gedacht hätte? Wenn etwas von einem Traum wahr wird; so ist es nur das, was füglich in der Welt geschehen kann, ohne daß dabei die Ordnung der Dinge gestöhrt wird. Treffen auch kleinere Nebenumstände ein; so liegt die Ursach in dem, was wir im vorhergehenden dachten; welches, weil es mit Zuziehung der Vernunft geschah, wirklich eintreffen kann. So wenig wir sagen können: Dieß hat so kommen müssen, weil wir es dachten; so wenig können wir auch sagen: Dieß ist geschehen, weil wir es geträumt haben. Man hat sogar Re-

geln ausgedacht, nach welchen die Träume ausgelegt werden; und wer kennt nicht die betrügerischen Bücher, die dazu Anweisung geben? So soll z. B. der Traum oft das Gegentheil von dem bedeuten, was er wirklich besagt. Wenn man im Traum eine Hochzeit in seiner Familie sieht; so soll dieß den Tod, und wenn man jemand sterben sieht, sein langes Leben bedeuten. Freilich hat man Beispiele, daß Träume ausserordentlich zu nennen seyn würden, wenn sie in aller Absicht die Probe bestünden? M. hatte einen Bruder in B. der am hitzigen Fieber tödtlich krank lag: Er wußte nichts davon. Aber zu eben der Zeit, da die Krankheit seines Bruders am gefährlichsten war, träumt ihn, er gehe an einem ihm bekannten kleinen Fluß, der wider alles Erwarten die ganze Gegend tief unter Wasser gesetzt hatte. Auf demselben sieht er seinen Bruder in einem Kahn voller Ritzen in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, der sich aber mit allen Kräften zu retten, und das Ufer zu erreichen sucht. Kläglich ruft er den am Ufer stehenden um Hülfe, dem es aber der hochangeschwollene Fluß unmöglich macht, dem Bruder zu helfen. Endlich gelingts doch dem, der in der Gefahr war, das Ufer zu erreichen; aber so entkräftet, daß ihm dieser kaum nach Hause führen kann. Kurz nachher meldet der in B. seine überstandene Krankheit; und man ersieht aus dem Schreiben, daß er an eben dem Tage in der größten Gefahr gewesen war, und der Arzt ihm das Leben abgesprochen, da dieser den Traum von ihm hatte. — M. versichert, daß er nichts weniger als eine Krankheit des Bruders vermuthet, und daß er vorher nicht von ihm geträumt habe. — Aber, was ist natürlicher, als daß ein Bruder, der, wie es hier der Fall war, in dem väterlichen Hause und unter anderm Geschwister lebt, an den entfernten öfters denkt; und daß in seiner Seele Eindrücke zurückbleiben, wenn von dem Befinden des Entfernten ꝛc. gesprochen wird? Traum und Erfüllung trafen, wie das so selten der Fall ist, hier einmal zusammen. Einem Engländer träumte, sein Gärtner grabe mitten in seinem hinter dem Hause gelegenen Garten ein tiefes Loch, um einen todten Körper zu begraben. Er erwachte darüber, und weckte auch seine Frau; versuchte aber auf ihr Zureden wieder einzuschlafen. Er wurde

zum zweiten mal von demselben Traum geweckt, wo er denn wirklich auf dem im Traum gesehenen Platz seinen Gärtner fand, der ein Loch machte, welches, wie er sagte, ein Gurkenbeet werden sollte. Er wollte wieder in sein Schlafzimmer gehen, als ihm eine Magd völlig angekleidet auf der Treppe begegnete, welche nach verschiedenen Fragen endlich gestand, daß der Gärtner ihr die Ehe versprochen, und auch schon seit einiger Zeit die Rechte eines Mannes genossen; und da sie die Folgen davon verspürt, endlich mit ihr verabredet habe, sie den Morgen früh zu Pferde nach einem nahgelegenen Ort zu führen, um sich mit ihr trauen zu lassen, und noch vor Tage, ehe jemand im Hause aufgestanden sey, wieder zurück zu kommen. Er befahl ihr, sich wieder zu Bette zu legen, und rettete sie dadurch von dem ewigen Lager im Gurkenbeet. Wenn diese Geschichte, so wie sie hier erzehlt ist, nach allen Umständen wahr wär; aber wer steht uns dafür? so würden Träume Begebenheiten anzeigen, und die Zukunft eröffnen können. Aber man weiß ja, aus was für Absichten, dergleichen Geschichten öfters ersonnen, und daß sie unwahr befunden werden, wenn man sie näher untersucht.

Ein Geistlicher in W. der an der Entkräftung viele Monate krank lag, erwacht wenige Tage vor seinem Ende aus einem Schlummer, und sagt zu seinen, vor dem Bette stehenden Kindern, daß sein Schwager, der an einem vier Meilen weit entfernten Ort Prediger war, todt sey. Am folgenden Tage kommt ein Bote mit einem Brief, in welchem jene im Traum gesehene Begebenheit als wahr bestätigt wird. Man wußte nichts von der Krankheit des Predigers, und hatte daher das, was der Kranke sagte, für Phantasie gehalten.

K. steht des Morgens auf, und sagt zu seiner Frau: Wir werden unsre Kinder verlieren; ich hatte sie im Traum auf den Armen und sahe sie plötzlich hinwegfallen, daß sie aus meinen Augen verschwanden. Was geschah? die Kinder leben bis auf diesen Tag. Und was folgt daraus? daß es zufällig sey, wenn einmal ein Traum eintrifft.

Einem Mann in B. der eben im Bette eingeschlummert ist, kommt es im Traum vor, als höre er eine Stimme rufen: Stehe

auf, und rette dein Leben! er springt eiligst aus dem Bette, und geht in die Stube. Gleich darauf hört er etwas sehr stark in der Kammer niederfallen; und da er mit dem Licht hinein geht, sieht er zu seinem Erstaunen, daß der Balke an der Decke gebrochen ist, und das Bette zerschmettert hat, darin er noch kurz zuvor gelegen hatte. Die Stimme, die dieser Mann hörte, war weiter nichts, als eine Erinnerung seiner Seele, die so lebhaft war, daß er von aussen her zu hören glaubte: Steh auf, und rette dein Leben! denn der Balke muß wol sehr schadhaft gewesen seyn, und davon gewisse Anzeigen gegeben haben. Sollte der Mann nicht öfters daran gedacht haben, daß der Balke, der wahrscheinlich schon etwas fallen ließ, oder knackte, einmal brechen werde? Sollte dieser Gedanke an eben dem Abend, da er sich in das Bette legte, welches unter dem schadhaften Holz stand, nicht besonders lebhaft gewesen seyn, so daß er bei der Stille der Nacht eine Stimme zu hören glaubte? Sollten nicht vielleicht laute Anzeigen vor dem wirklichen Einsturz vorhergegangen seyn, wovon sein treues Ohr ihm benachrichtigte? Oft sind Träume so lebhaft, daß man nach dem Erwachen sich kaum überzeugen kann, daß es nur geträumt und nichts wirkliches gewesen. Durch den Speßhart-Wald (im Fränkischen Kreise) reißte einst ein Mann ganz allein, und wurde von der Nacht übereilt. Oft hielt er das Pferd an, um etwa das Bellen von Hunden, oder das Horn eines Nachtwächters zu hören, das ihm ein nahes Dorf verrathen könnte. Endlich erblickte er von weitem ein Licht, das ihm zwischen den Bäumen entgegen schimmerte. Er eilte danach hin, und sah, als er näher gekommen war, mit Freuden ein Haus, das einsam in dem grossen Walde stand. Er stieg ab, und rief, und gleich war der Wirth da, der aber versicherte, daß das ganze Haus besetzt, und kein Bette mehr leer sey. Haben sie aber Muth genug, setzte er hinzu, nicht zu erschrecken, wenn ein Geist um ihr Bette herumstreicht, die Vorhänge aufzieht, und mit Ketten rasselt; so will ich ihnen das Zimmer zeigen, das noch leer ist. Der müde Reisende sagte: gut! Der Wirth ging mit dem Lichte voran, führte ihn eine Wendeltreppe hinauf, in die einsame, gefürchtete Stube, und ging geschwind wieder zurück. Das

Licht brennt, der Reisende legt sich zu Bette, und erwartet den Geist bis um Mitternacht. Endlich hört er ein entferntes Getöne und Kettenrasseln, welches sich immer mehr nähert. Der Geist kam mit fürchterlichem Schritt an das Bette, und riß die Vorhänge weit von einander. Da stand das schreckliche Bild in menschlicher Gestalt, entblößte seine dürre Brust mit Blut und Wunden bedeckt, wies darauf hin, und rang dreimal die Hände. Unserm erschrockenen Reisenden bedeckt kalter Schweis, sein Haar sträubt sich, und er betet, was er kann. Endlich ermannt er sich, und ruft: Sage, wer bist du, und was wilst du? Der bleiche Geist antwortet mit hohler Stimme: „Schon drei Jahre sinds, daß ich die Sonne nicht mehr sehe, daß ich wie du von der Nacht überfallen und von der Reise ermüdet, hier in diesem Zimmer schlief. Siehe noch klebt an den Boden mein Blut. Ich lag auf diesem Bette in festem Schlaf, da die grausame Wirthin, gereizt durch meine Kostbarkeiten, mir das mörderische Messer in die Brust stach. Sie vergrub sie tief in die Erde, ohnweit von hier im freiem Felde. Sey gutes Muths, steh auf, meine Tritte sollen dich dahin leiten: Dort grabe, nim alles, und behalt es. Aber dafür rufe laut um Gerechtigkeit, daß die gottlose Mörderin bestraft werde, und mein Geist zur Ruhe komme. Und wenn man meine Gebeine unter diesen Dielen gefunden hat, so sorge, daß sie in die Erde kommen.“ Hier schwieg der Geist. Der Fremde sprang vom Bette und folgte. Sie giengen die halbverfaulten Treppen hinunter, durch einen langen Bogengang, der mit Epheu bewachsen, und hin und wieder verfallen war — durch Sträuche und über eine weite Heide. Auf einmal blieb der Geist mitten in derselben stehen, und verschwand in einer Flamme. Bestürzt stand der Fremde da, und konnte nichts finden, die Stelle zu bezeichnen, wo er bei Tage graben wollte. Was sollte er thun? die Nacht war dunkel, die Angst wirkte auf ihn, er lief, und stieß sich bald an einem Zweig ins Auge; erwachte, und fand, daß ein Strohhalm das Auge berühre, und er — im Bette sey.

K. träumt, es beisse ihn ein Hund ins Bein; und schließt die Thüren zu, um recht sicher zu seyn; gießt aber seinem immer

treuen Mops heissen Thee ins Ohr, der plötzlich aufspringt, und den Traum erfüllt. — Unter Millionen Träumen trifft nur einer so zu, und es würde daher thörigt seyn, ihn als Beweis für die Meinung anzuführen, daß Träume Unglück oder Glück verkündigen, um so weniger, da K. nur vorsichtiger hätte seyn dürfen, um den schlafenden Mops nicht zu reizen.

In P. träumte jemand, daß er von einem Löwen, der an der Kirche in Marmor ausgehauen stand, gebissen würde. Er beachte dieß, und als er den folgenden Tag vor demselben vorbeiging, legte er die Hand in dessen Rachen, und sagte: Beiß zu! Allein, ob ihn gleich der Löwe nicht biß; so fühlte er doch einen durchdringenden Schmerz und zog die Hand schnell zurück. Es hatte sich ein Scorpion in den Rachen des Löwen verkrochen, der ihn tödtlich verwundete! Nur etwas mehr Bedachtsamkeit, oder weniger Verwegenheit, und der Traum wär, wie tausend andere, unerfüllt geblieben. Sehr richtig sagt jener biblische Lehrer: „Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken. Träume betrügen viele Leute, und fehlet denen, die darauf bauen.“ Der Abergläubische aber sagt: Wenn du zum erstenmal in einem Hause schläfst, so zähle die Balken, ehe du zu Bette gehst, und gieb acht, was dich dann träumt; denn das wird wahr. Wenn du von kleinem Gelde träumst, sollst du nicht spielen; denn dadurch wirst du vor Zank und Zwietracht gewarnt.

Wer dem allen ohnerachtet seine Träume für Ankündiger künftiger Begebenheiten und seines Schicksals hält, der mag es; nur falle er andern durch Erzählungen derselben, oder gar durch Traumdeuten, nicht beschwerlich. Es ist schon darum nicht zu rathen, ohne Unterschied jedem seinen Traum zu erzählen, weil man dadurch seine Wünsche und seine Denkungsart am sichersten verräth. Was kann auch wol daran gelegen seyn, oder was für Vergnügen kann es gewähren, Erzählungen von der Phantasie der Seele zu hören, in welchen oft so viel ungereimtes, widersprechendes und abgeschmacktes ist!

Der Kobold

ist nach der gemeinen Meinung eine Art von Teufel, den ein Mensch, nachdem er mit dem Hauptteufel in Verbindung getreten, oft aber ganz wider Willen in dieser oder jener Gestalt in sein Haus bekomme, und seiner dann nie wieder los werden könne. „Ein Mann, der den Kobold gern los gewesen wär, bauete eine Hütte von Stroh, darin mußte der Kobold arbeiten; bauete sie dann zu, zündete die Hütte von allen Seiten auf einmal an, und jagte mit seinem Pferd davon. Da er sich aber umsah, saß der Kobold schon hinter ihm. — Die Leute hatten Flachs gekriegt, in dem Flachs war eine Schachtel, in der Schachtel eine Fliege gewesen, und das war der Kobold. Die Fliege kann verschiedene Gestalten annehmen, und dem Menschen alle Wünsche erfüllen. In Leipzig auf Auerbachs Hofe kann man den Kobold in Gestalt einer Schmeisfliege, die in einer Schachtel ist, für einen Ducaten kaufen.“ Thor, halt ein mit deinen Erzählungen! Die Koboldbetrügereien sind schon allzuoft entdeckt worden, als daß man sie fernerhin glaubwürdig finden könnte. Viele Abergläubige hörten den Kobold pfeifen und lachen, und sahen Steine sich um den Kopf fliegen, und wenn sie frugen: Hänsgen, wo bist du? so antwortete er: Hier! Hänsgen, wie heißt du? Hans! Am Ende entdeckte es sich, daß die verbuhlte Magd, um ungestörter zu seyn, oder sicherer zu stehlen, die Ursach davon war. Knecht Gürge stiehlt dem Herrn das Getraide, und füttert die Pferde damit, daß sie fett werden. Damit aber der leichtgläubige Herr es nicht merke, läßt er ihn glauben, daß der Kobold im Hause sey, der in Gestalt eines kleinen grauen Männchen die Pferde füttere. Andre entdeckte Betrüger gestanden, daß sie bei dem Koboldsspiel blos die Absicht gehabt, das Haus in Furcht zu setzen, oder durch Bannen und Vertreiben des Kobolds etwas zu verdienen, oder andern einen bösen Namen zu machen. Freilich gehört dazu ein Grad von Bosheit; aber die Erfahrung lehrt es doch, daß Menschen fähig dazu sind, daß Leute, die in aller Absicht dumm waren, Fertigkeit hatten, und schlau genug waren, diesen Betrug lange genug zu spielen, bis sie genauer beob-

achtet und entdeckt wurden. In dem Hause eines Predigers spielte eine Magd den Kobold eine ziemliche Weile. Es kam ihr zu statten, daß die Frau im Hause leichtgläubig war, und der Prediger nicht weit sehen konnte. Einst besuchte ein andrer Prediger diesen. Die Magd, die sich auf ihre Geschwindigkeit verließ, wollte auch jetzt ihre Rolle spielen, und warf, wie Kobolde pflegen, mit Steinen. Der fremde Prediger merkte sich die Gegend in der Stube, woher die Steinchen kamen, und gab acht auf die Magd, doch so, daß sie es nicht merkte. Bald sah er, daß sie einen Stein aus der Tasche holte und damit warf. Er bemerkte die geschwinde Bewegung der Hand und den Wurf des Steinchen. Ohnerachtet nun die Magd eine Miene annahm, die ihre Bosheit bemänteln sollte; so gieng er doch auf sie zu, und redete sie hart an. Sie kam bald ausser Fassung, gestand ihren Betrug, und der Kobold verschwand ohne Gespensterbanner.

Auch dafür ist gesorgt, daß Leute, die Verstand und Herz genug haben, Kobolds- und andere Geschichten dieser Art zu untersuchen, sich nicht sobald daran wagen; denn man giebt vor, daß sie bald sterben. Vermuthlich tödtet der Kobold sie? Aber wer wird dadurch sich hindern lassen, dem listigen Betrüger nachzuschleichen und zu beobachten?! Jener Prediger, der die Betrügerei der Magd entdeckte, wurde achtzig Jahr alt. Einst soll der Kobold das Fleisch, das für viele Leute gekocht war, aus der Schüssel gefressen und der Frau unter dem gewöhnlichen Gelächter die Knochen an Kopf geworfen haben. So etwas kann kein Geist, unter welche auch der Kobold gehören soll; es müssen andre Kobolde gewesen seyn, die das Fleisch wegfressen und mit den Knochen werfen!

Der Neid ist die gewöhnliche Ursach, warum Koboldsgeschichten erdichtet werden. Wenn jemand durch Sparsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit reich wird; so sagt der Neider, er habe den Kobold. Von jenem fleissigen Schmid sagt man, der Kobold helfe ihm ohne Feuer schmieden. Ist das nicht unmöglich! Und wenn der Kobold solche Wunder thun könnte; warum bringt er seinem treuen Schmid nicht lieber Geld, und überhebt ihn dadurch der Arbeit. Der geschickte Wundarzt soll durch

Hülfe seines Kobolds so glücklich heilen; und der Hirte, der vom Heilen nichts versteht, giebt nicht undeutlich zu erkennen, daß er den Kobold habe, und geht daher, ehe er einem Antwort, oder sogenannte Arznei giebt, in die Kammer, als ob er seinen Kobold frage, spricht darin auch wol so laut, daß es die Aussenstehenden hören können; und man läuft ihm haufenweis zu.

Was könnte für den, der einiges Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit hat, beleidigender seyn, als wenn man ihm beschuldigt, er habe den Kobold? Daher sind daraus unversöhnliche Feindschaften, Verfolgungen und gerichtliche Klagen oft entstanden. Wie könnte man jemand empfindlicher beleidigen, als wenn man ihm eine Verbindung mit dem Teufel selbst Schuld giebt? Der Kobold ist nach der Meinung des Abergläubischen nicht müssig, sondern giebt seinen Verehrern, was ihnen gut ist: Heckethaler z. B. Heckeducaten u. s. w. welches solche zauberische Münzsorten seyn sollen, die aller 24 Stunden ein Stück von ihrer Art hervorbringen. Dieß glaubt man unter andern auch von den Hänchenpfennigen.

Vom Nickert.

Man denke sich eine kleine Menschenähnliche Gestalt, die beinahe so dick als lang ist, mit einem ungeheuer dicken Kopf, rothen Haaren, rothen Augen und unter der Zunge eine Kröte; welche Figur! Aber man hat sie sich doch als wirklich gedacht, und nennt sie Nickert oder Nix. Die Nixe sollen, nach der gemeinen Meinung, vernünftige Geschöpfe seyn, die wie Menschen ihr Geschlecht fortpflanzen, und daher in Haushaltungen und Familien im Wasser ihren Aufenthalt haben. Sie sollen Menschen in das Wasser zu ziehen suchen, und vornemlich die Kinder gern mit den ihrigen vertauschen! Wenn aber den Nickerten daran gelegen ist, ihr Geschlecht zu vermehren, warum legen sie für das gestohlene Kind eins der ihrigen hin? „Ein Schäfer hatte sein Kind mit auf die Weide genommen, und sich von demselben etwas entfernt; da er an den Ort zurückkam, fand er an der Stelle seines Kindes einen Kielkropf (so heissen die Nickertskinder, weil es in ihrem Kropf stets kiehlt oder kluchzet) den er aber

braun und blau schlug und dann wieder weggieng. Er sahe in der Ferne die Nixe aus dem Wasser kommen, sein Kind wiederbringen und den Kielkropf abholen; gieng hin, und fand es braun und blau geknippen. — Ein andrer machte es auch so, da ihm sein Kind ausgetauscht war; aber er sahe bald Blut aus dem Wasser hervorkommen, und dann sein Kind darauf schwimmen: Die Nixe hatten es todt gemacht. — In eine Stadt kam eine Nickertsfrau öffentlich, um einzukaufen; der Saum ihres Kleides war immer noch naß. Einem Fleischer pflegte sie das Fleisch allzusehr zu durchsuchen und zu beriechen; das gefiel ihm länger nicht, und hackte ihr endlich den Zeigefinger weg, da sie auch dicht an das Fleisch wies. „Wart Hundsfott, sagte sie, das will ich dir gedenken," gieng fort und kam nicht wieder. Kurz darauf holt der Fleischer ein Kalb; es hatte geregnet, und in einer vom Pferde getretenen Spur sich Wasser gesammelt; der Fleischer fällt, fällt mit dem Mund gerade auf das Wässergen, und ersäuft. Das machten die Nixe! Zu einer Kindermutter kam des Nachts der Nix, und nöthigte sie, mitzukommen, um bei seiner der Niederkunft nahen Frau zu seyn. Wohl oder übel, sie mußte mit, und der Nickert trug sie auf seinem Rücken fort. Da er ans Wasser kam, schlug er mit einer Gerte drauf, und siehe, es trennte sich, und da war ein Weg hinab. Die Nickertsfrau

gab ihr den Rath, allen Kehrigt zu sammeln (denn sie mußte alle Tage die Stube kehren) um ihn mitzunehmen. Acht Tage mußte sie bleiben; dann trug sie der Nickert wieder heim, sie schüttete den Kehrigt in die Stube, und fand am Morgen, daß er lauter Gold geworden war. — — So erzählt der Abergläubische, und der Dumme horcht mit offnen Augen und Munde. Wer sieht aber dergleichen Geschichten nicht ihre elende Erdichtung an; und wer könnte eine Widerlegung derselben verlangen? Noch jetzt sollen Nixe sich zuweilen sehen lassen. Jedoch geschieht es weniger als ehedem, und man macht nur noch die Kinder damit zu fürchten, daß sie vom Wasser wegbleiben; welches vermuthlich zu der Meinung von diesem Wassergespenst Anlaß gegeben hat. Man sollte das aber nicht thun; denn die Vorstellung, daß sie hineinfallen und darin umslebens kommen können, kann ja eben die Wirkung haben, und ist unschädlicher, als wenn man ihnen den Kopf mit Dingen anfüllt, die nirgend sind, und die sie mit Furcht und Graus ergreifen, wenn es darauf ankommt, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen.

Einst fährt die Postkutsche mit Reisenden des Abends aus M. Bei schlechtem Wetter, sehr üblem Wege und einer ganz finstern Nacht verirrt sich der Postknecht, und kommt an ein Wasser, daß er nicht kennt, das aber nicht weit von einem Dorf entfernt ist. Unbekant mit den dasigen Wegen, und getäuscht von der Finsternis, wirft er von einer Anhöhe den Wagen um, und die Reisenden fallen in einen Sumpf von Thon und Lehm. Der Postknecht kommt unter die Pferde zu liegen, und kann sich nicht los arbeiten. Alle rufen um Hülfe, und erheben ein jämmerliches Geschrei. In dem nahen Dorf hört man die Stimmen dieser Unglücklichen. Einer der Einwohner, der vor der Thür seines Hauses steht, und das Geschrei zuerst vernimt, ruft seine Nachbarn, um das Winseln mit anzuhören. Verschiedene Leute kommen in dieser Absicht zusammen, und hören dem kläglichen Rufen zu. Aber keiner will hingehen an den Ort; denn ihrer Meinung nach, verursachten die Nixe dieses Winseln, um dadurch jemand herbeizulocken, und ihn denn unters Wasser zu ziehen. — Sie bleiben daher bei dem Rufen der

Nothleidenden taub, gehen in ihre Häuser, und legen sich zu Bette. Den andern Tag kommt ein Hirt an den Ort, und erblickt den erbarmungswürdigsten Schauplatz des Jammers und Elends. Der Postknecht und drei von den Reisenden waren vor Kälte und Nässe in dem Sumpf umgekommen, und er sah die Merkmale der traurigen, aber vergeblich angewandten Bemühungen, sich zu retten. An zween andern bemerkte er noch schwache Zeichen des Lebens. Einer öffnete die Augen nochmals, und schloß sie dann in dem Augenblick auf ewig. — Sehet die traurigen Folgen eurer irrigen Meinungen, ihr Abergläubischen.

Wechselbälge

sollen solche Kinder seyn, die aus Vermischung des Satans mit einer Hexe erzeugt, und den Sechswöchnerinnen für ihre Kinder an die Seite gelegt worden. Wenn man ein Kind Wechselbalg nennt, so bedenkt man wol nicht, daß man damit nichts weniger sagt, als: Du bist mein Kind nicht! Der Unhold hat mir meins genommen, und dich dafür hingelegt. — Vor Alters schrieb man die Verwechselung der Kinder einem Nachtvogel zu, den man Strix nennte. Kleine Kinder mit dicken Köpfen, die ungewöhnlich viel essen, einen aufgetriebenen Leib, blasses Ansehen, abgesetzte Glieder u. s. w. haben, sind der Gefahr, für Wechselbälge gehalten zu werden, am mehrsten ausgesetzt. Die Frau Gevatterin verwundert sich beim zweiten Besuch, daß das schöne Kind sich so sehr verändert habe; und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß es damit wol so ganz richtig nicht sey, wodurch sie die Mutter in Angst und Schrecken setzt, und dem Kinde schon früh Unannehmlichkeiten des Lebens bereitet. Man wird es vernachlässigen, und ihm üble Wartung geben, damit es sterbe; denn was für Unheil kann man von einem Wechselbalg erwarten! bleibt es demohnerachtet am Leben; so wird man es verachten. Das arme Kind! muß es nicht die unseligen Folgen davon empfinden, daß die Frau Gevatterin und die Mutter so abergläubisch sind? Ist es doch, als ob das Geschlecht der Narren sich fortpflanzte! Freilich, wenn man das Geschäft der Erzie-

hung, als das unbedeutendste ansieht, und es daher dem Gesinde überläßt; so können aus Kindern, die sonst wol gut geartet seyn würden, Bälge werden, welches die weisen Alten unter der Fabel vom Strix verstanden haben.

Wenn von Geistern, die in der Luft herrschen, geredet wird, wem sollte nicht der berüchtigte

wilde Jäger

einfallen? Er selbst ohne Kopf; alle seine Bedienten, Hunde und Pferde ohne Kopf; der auf seinen nächtlichen Jagden durch Geschrei die Menschen schreckt, und den Leuten durch die Schornsteine Pferdekeulen auf den Heerd wirft, die man von ihm doch nicht verlangt hat, und die immer wiederkommen, wenn auch der alte Heerd weggerissen, und ein neuer dafür gebaut wird.

Der wilde Jäger wird da, wo er sich am meisten aufhalten soll, und wo man ihn besonders gesehen und gehört haben will, Hackelberg genennt. Im Herzogthum Braunschweig soll vor Zeiten wirklich ein vornehmes Geschlecht derer von Hackelberg gelebt haben, von deren einem das Begräbnis noch jetzt bei Wilperode, an der Hildesheimischen Grenze, zwischen Osterwic und Hornburg auf dem Kirchhof gezeigt wird. Der Stein, den man für seinen Leichenstein hält, ist etwa drei Ellen lang und zwei Ellen breit. Auf demselben ist ein Ritter in völliger Rü-

stung ausgehauen, der auf einem langohrigten Thier reitet. Von der Schrift, die rings um den Stein steht, ist weiter nichts zu erkennen, als die Jahrzahl 1581. Man erzählt, daß dieser Ritter, da er auf der Reise begrifen gewesen, krank geworden, gestorben und daselbst begraben sey. Und in einem nahe beim Kirchhof belegenen Wirthshaus wird noch ein ziemlich verrosteter Helm zu seinem Andenken aufbewahrt.

Dieser Ritter war vielleicht ein hitziger Jäger und ein wilder Mann, der nicht das beste Leben führte, und in diesem Zustand starb. Die Vermuthung der Leute, die bei dergleichen Fällen gewöhnlich ist: Daß er irre gehen werde, gab zu der Fabel Anlaß, die man noch jetzt von dem wilden Jäger hat. Diejenigen, die ihn gehört haben wollen, irren vielleicht aus Schwachheit, weil sie erfahren hatten, daß er hie oder da, wo ihr Weg vielleicht just zur Nachtzeit gieng, irre gehe, und daher in der Angst alles, was sie hörten, dahin deuteten, weil sie glaubten, daß sie ihn alle Augenblicke sehen würden. Diejenigen aber, die mit vieler Gewißheit behaupten, sie hätten ihn mit wachenden Augen, ohne Kopf, und seine Gefährten ohne Köpfe, oft vor sich vorbei fahren oder reiten sehen, sind Lügner, und wollen uns zu solchen Thoren machen, wie sie selbst sind. Es giebt eine Art von Eule, Uhu oder Schubut genannt, die so groß und so stark ist, daß sie den Adler selbst überwinden kann. Wenn ihrer etliche des Abends zusammen in der Luft fliegen; so machen sie ein Geschrei, das mit dem Bellen der Jagdhunde, wenn sie das Wild verfolgen, viel Aehnlichkeit hat. Dieß gab denen, die von der Sache nicht unterrichtet waren, vermuthlich die erste Veranlassung, von einem verwünschten Jäger eine Fabel zu dichten. Geben nicht auch die Rohrdommeln solchen laut, daß man glauben könnte, es sey das Getöne vom wilden Jäger?

Ein loser Bube brachte einst die Nachricht in ein Städtchen, daß das wilde Heer (so nennt man den Hackelberg mit seiner Gesellschaft) die dasige Luft passirt sey, und fügte hinzu, es sey ein Geschrei gewesen, als wäre es von kleinen Kindern. Gleich gieng das Gerücht, es seyen Kinder gewesen, die ohne Taufe gestorben. Eine gewisse Mutter, die ein todtes Kind geboren

hatte, bekümmerte ſich darüber ſo, daß ſie in eine Krankheit verfiel, von der ſie nur mit Mühe gerettet wurde. Endlich geſtand der Junge, es ſeyen eine Menge Vögel geweſen, welche dieß Geſchrei gemacht, wie es auch wirklich war; denn ſie waren noch von andern geſehen worden.

Der dreibeinigte Haaſe

iſt unter allen Geſpenſtern das unſchädlichſte; er thut niemand was, auſſer wenn man ihn beleidigt; da man denn leicht ein Bein ſoll zerbrechen können. Die Hexen ſollen ſich gern in Haaſen verwandeln, und alsdenn auf drei Beinen laufen. Welche Schande würde es für die Vernunft ſeyn, ſo etwas zu glauben! Wenn man nur darauf Achtung gäb, indem man dieſen Haaſen zu ſehen vermeint; (er läuft, wie alle Geſpenſter, nur des Nachts) ſo würde man ohne Zweifel erfahren, daß es ein Hund oder eine Katze ſey, woran unſere Einbildungskraft den vierten Fuß nicht ſehen läßt, und darum ein Geſpenſt daraus macht. Wenn man über den dreibeinigten Haaſen ein Sieb deckt, und es nachmals aufhebt, ſo findet man Koth darunter; gewiß, weil man den Koth für den Dreibein ſelbſt anſieht: Denn nur des Nachts oder in der Dämmerung läßt er ſich ſehen, und wie leicht iſt da ein Irthum dieſer Art.

Der Biereſel

ſoll ſich in einigen Wirthshäuſern aufhalten, und wenn ihm nicht alle Nächte ein Krug mit Bier an einen beſtimmten Ort geſetzt wird, alles zerwerfen. Wenn er ihm aber ordentlich hingeſetzt werde; ſo thue er weiter nichts, als daß er umher tobe. Es iſt lächerlich, ſo etwas zu erzählen; aber noch lächerlicher zu glauben: Und doch giebt es Leute, die ihn ſelbſt geſehen und gehört haben wollen. Wie kann ein Geiſt etwas irdiſches zu ſich nehmen? oder wie kann er lärmen und poltern? Er hat ja weder Fleiſch noch Bein, welches doch erfordert wird, wenn ſo etwas geſchehen ſoll. Wir hören nie, daß z. B. der Schatten von unſerm Körper einen Schall oder Gepolter verurſacht: Kann dieß aber ein Schatten nicht, wie will denn ein Geiſt ſo ſonderbahre Dinge vornehmen können, der noch nichts als ein Schatten ſeyn ſoll.—

Auch in den Bergwerken hat man ein Gespenst gefunden, welches man

Bergmännchen

nennt. Es erscheint den Bergleuten in den Gruben so klein wie ein Kind; aber ganz dick; also in der Gestalt eines Zwergs. Erst sehen und hören sie eine grosse Fliege brumsen, welche sich sodann in die beschriebene Geistergestalt verwandelt. Bergverständige, die vom Aberglauben entfernt sind, versichern, daß sie dergleichen nie gesehen; aber die Bergleute pflegten vor ihrer Einfahrt gewöhnlich hitziges Getränk zu sich zu nehmen, wodurch ihre Einbildungskraft gespannt, und ihre Vorstellungen verwirrt würden; da es denn leicht möglich sey, daß sie etwas sehen, was doch gar nicht da sey. Unter der Erde in unterirrdischen Höhlen und Bergwerken sammeln sich überdem leicht Dünste, die halbberauschten Bergleuten, (denn nur solche sehen das Männchen) besonders wenn ihre Einbildungskraft wirkt, allerdings in gewissen Gestalten erscheinen können; wozu denn gewöhnlich noch mehr hinzugesetzt wird.

Aberglaube bei Gewittern.

Hinz und Flinz, der mütterlichen Aufsicht müde, beschlossen, in die Welt zu gehen, um, wie sie sagten, sich etwas zu versuchen. Sie reisten nach mancher Vorbereitung und gutgemeinten Erinnerung ab, und hatten schon mancher Gefahr getrotzt, als sie den großen Wald gewahr wurden, durch den sie auf unbekannten Wegen wandern sollten. Sie näherten sich ihm nicht ohne Graus. Am Horizont thürmte sich ein Gewitter auf; schon ließ der Donner sich näher hören, und die Blitze fuhren häufiger daher. Sie naheten einem Berg, und wurden fast erschreckt. Ein Greis, dessen Gesicht aber zu ehrwürdig war, als daß sie länger hätten beben sollen, stand von einer Rasenbank auf, lehnte sich auf seinen Stab, und erwartete ihre Ankunft. „Fremdlinge, rief er ihnen entgegen, woher ihr in dieser einsamen Gegend, in der ich so lange keinen Menschen sah? Euer Weg hat euch irre geführt; ohne mich würdet ihr euch nicht ohne Schweiß aus diesen Irrgängen finden; aber seyd mir willkom-

men, und laßt es euch gefallen, in meine Hütte einzutreten, die auf dem Berg ist; ich will euch mit dem, was ich geben kann, erquicken, und euch den sichersten Weg zeigen. Hört ihr den Donner rollen? ihr könnt bei mir bleiben, bis das Wetter vorüber ist." Sie nahmen den Greis in ihre Mitte und stiegen langsam den Berg hinan. Jetzt begann der Alte also: „Jünglinge, ihr wundert euch, hier einen Abgelebten zu finden; aber hört meine Geschichte: Ich war — doch ich will euch nicht meine ganze Lebensgeschichte erzählen, sondern nur, wie ich hieher gekommen bin. Lange wandelte ich unter den Menschen, und that ihren Seelen wohl, und wollte sie besser machen. Nun, Gott weiß, daß ich es ehrlich meinte, wenn ich gleich meine Absichten an ihnen nicht erreichte, und die beßten Hoffnungen oft fehl schlugen. Beinahe dreißig Jahre lebte ich in dem Kloster zu . . . Ich wollte da ruhig, ohne Neid und Verfolgung seyn; aber es schien, als ob ich es dort weniger gekonnt hätte, als in allem Weltgetümmel. Endlich sah ich, daß man, um als Mensch zu leben, fern von Menschen seyn müsse, begab mich hieher, und machte, zur Erhaltung meines, ach vielleicht nur noch kurzen Lebens, Einrichtungen, die ihr bald sehen werdet. O, ich bin hier sehr ruhig, genieße alles, was der gute Vater dort oben, den Menschen giebt, so ungestöhrt, ich athme freier, als ich es je in der schwarzen Gesellschaft konnte." — Sie stiegen immer mehr den Berg hinan, und erreichten nun die Hütte des Einsiedlers. Die Wolken näherten sich langsam vom Morgen her; der größte Theil der Wettermaterie lag noch unausgebrütet in seiner schwarzen Hülle; hie und da schoß ein Blitz hervor, und Regen träufelte herab. Man konnte von dem Berg die Fläche eines Sees überschauen, in dem jeder Blitzstrahl sich mahlte. Der Wald rauchte überall, es war das prächtigste Schauspiel; so etwas hatten Hinz und Flinz noch nie gesehen. Immer dunkler wurde es nun, und die zackigten Blitze schossen häufiger hervor. Ihnen folgte ein Platzregen, der den Einsiedler und seine Gäste nöthigte, in der Hütte Schutz zu suchen. Kaum hatten sie sich darin gesetzt, als ein heftiger Schlag am Fuß des Bergs eine Eiche zersplitterte. Hinz und Flinz erschraken; aber sie erholten sich, und

baten den Einsiedler, mit dahin zu kommen, um das Loch zu sehen, welches der Donnerkeil geschlagen habe, und etwas von dem vom Bliz berührten Holz mitzunehmen, weil es für Zahnschmerzen gar gut seyn solle. Hier nahm der Einsiedler das Wort, und begann also: „Die grosse Kraft, welche der Bliz überall beweist, da er Thürme und Mauern zerschmettert, und Eichen zersplittert, ist wol die Ursach, daß man ihm einen Donnerkeil zugeordnet hat, von denen auch mehrere, weil sie sollen gefunden worden seyn, in Naturaliensamlungen aufbewahret werden. Sie sind groß oder klein, sehen theils schwarz, theils aschgrau aus, gehen unten scharf zu, und haben gegen die stärkere andere Seite ein Loch, durch welches ein Stiel gesteckt werden kann. Sie werden daher für Waffen der Alten gehalten, die sich dieser spizzulaufenden Hammer als Streitkolben bedienten, um einander die Köpfe einzuschmeissen; oder sie vielleicht auch als Opfermesser gebrauchten, denn einige sind dünn und ohne Loch; aber sehr scharf, und liegen gut in der Hand, woraus dieß wahrscheinlich wird. Man sagt, wer einen Donnerkeil im Hause habe, oder bei sich trage, sey sicher vor dem Bliz; und wenn man den Kühen die Euter damit bestreiche, so bekämen sie die durch Zauberei verlohrne Milch wieder. Sie schwizten bei Veränderungen des Wetters, und wenn es donnere, bewegten sie sich, wenn sie in der freien Luft auf einem Stein lägen. Sie bewahrten auch einen dicht um sie gewickelten Faden vor dem Verbrennen, und röchen nach Schwefel, wenn man sie an einem andern Stein reibe. Aber gewiß sind die ersten zwei Stücke Misgeburten des Aberglaubens, denn die Erfahrung hat schon oft das Gegentheil bewiesen; und die übrigen Eigenschaften findet man auch bei andern Steinen. Jeder glatte Stein schwizt bei veränderter Witterung, und also bei herannahenden Gewittern; er verhindert auch die Verbrennung eines dicht um ihn herumgeschlagenen Fadens, weil dann das Feuer den Faden nicht fassen kann. Jeder Kieselstein wird, wenn es seine Lage zuläßt, sich bei zitternder Luft bewegen, die bei Gewittern und besonders bei Donnerschlägen stark in Bewegung gesezt wird, und jeder Kieselstein wird nach Schwefel riechen, wenn man ihn mit einem andern zusammenreibt.

Schon die Gestalt der vorgegebenen Donnerkeile zeigt, daß sie durch Menschenhände bearbeitet sind. Ob man gleich aus Feuersteinen scharf geschliffne Keile vorzeigt, und sie für Donnerkeile, die aus Gewitterwolken gefallen, ausgiebt; so begreift man doch leicht, daß es wider alle Regeln der Schwere ist, wenn sich ein Stein in der Luft erzeugen solle, weil er, vermöge seiner Schwere herabsinken würde, ehe er zu einiger Vollkommenheit gelangte. Man sieht auch an den vom Blitz erschlagenen nicht, daß ein Keil in sie gefahren sey, der nothwendig eine Wunde machen, und den Menschen zerschmettern müßte. Indeß ist nicht zu läugnen, daß nicht durch den Blitz auf der Erde ein Stein zusammengeschmolzen werden könne; aber das ist ja kein Donnerkeil; und wenn das geschieht, so hat ein solcher Stein bei weiten die Form und Härte nicht, die ein vorgegebener Donnerkeil hat."

„Das vom Blitz berührte Holz kann eben so wenig als jedes andere die Eigenschaft haben, Zahnschmerzen zu vertreiben. Es mag wol zuweilen geschehen, daß die Zahnschmerzen, wenn sie von stockendem Geblüt herrühren, aufhören, wenn man in den Zähnen stöhrt; aber wer könnte glauben, daß dieß nur dann geschehe, wenn man es mit einem Splitter thue, den der Blitz berührte?"

Indeß hatte das Gewitter sich zurück gezogen; es schickte seine letzte Kraft in einigen schwachen Strahlen fort, und der Donner rollte nicht mehr. Sie giengen heraus, und sahen die neubelebte Natur, athmeten die frischen, erquickenden Düfte, die von allen Seiten ihnen zuströmten. Der Einsiedler fuhr dann wieder fort: „Warlich, keine Erscheinung in der Natur ist so prächtig, als die wir jetzt gesehen haben. — Setzt euch Fremdlinge hieher, noch ist es hoch am Tage, und ihr gelangt leicht an euren Ort: Ich will, wenn es euch gefällt, noch einiges von abergläubischen Meinungen sagen, die man bei Gewittern hat; ihr auch scheint davon nicht ganz frei zu seyn."

„Bei einem Gewitter redet man oft von einem kalten Schlag, der, wie man gemeinhin glaubt, solch ein Donnerstreich sey, welcher eine Kälte mit sich führt, und dessen Feuer nicht zünden kön-

ne; aber gewiß, so wenig man sagen kann: Das ist ein hölzernes Eisen; so wenig kann man auch glauben, daß es einen kalten Schlag bei dem Gewitter gebe — Alle führen gleiches Feuer. Zuweilen aber folgen zwei Blitzstrahlen unmittelbar und schnell auf einander, da denn der zweite wieder auslöscht, was der erste angezündet hatte, indem er durch seine grosse Schnelligkeit dem Feuer die Luft nimmt. So entzieht die Kugel einer Flinte, durch einen brennenden Schornstein abgeschossen, dem Feuer die Luft, und löscht es dadurch: Eben so der zweite Blitzstrahl, wenn er dem Feuer, welches sein Vorfahr angezündet hatte, die Luft benimmt, ohne welche kein Feuer brennen kann. Indeß sind auch nicht alle brennbare Sachen so beschaffen, daß sie von einem schnell vorbeistreichenden Feuer, wie das Feuer des Blitzes ist, entzündet werden können; da denn der Blitz, wenn er auf dergleichen trifft, seine Wirkungen auch nicht so äussern kann, und dann mit vielem Unrecht kalt genennt wird. Wenn man mit dem Finger schnell durch ein Feuer hindurch sticht; so zieht man ihn unverletzt heraus, und etwas ganz brennbares wird dann auch nicht ganz angezündet, weil die Flamme keine Zeit gewinnen kann, in die Zwischenräume einzudringen. Wenn daher der Blitz schnell über etwas wegstreichen kann, und keinen Widerstand findet, so zündet er oft nicht; aber kalt ist dann sein Feuer doch nicht."

„Wenn unter dem Holz, womit der Becker den Ofen heizt, ein Stück befindlich ist, das der Blitz berührt hat; so soll daher der sogenannte Wolf entstehen. Dieß ist ein Blitz oder Feuer, welches zuweilen aus einem Beckerofen hervorschießt, grossen Schaden thut, alles zerschmeißt und verbrennt, und dann mit einem starken Knall in Funken, oder einer Art von Feuerregen zerplatzt. Es ist aber wol mehr dieß die Ursach, daß in dem Beckerofen das Feuer sich nicht genug ausbreiten kann, da denn, besonders wenn fettes Holz unter dem übrigen ist, und in dem Feuer gestöhrt wird, solches massives, gewaltsam wirkendes Feuer hervorbrechen kann. Verhaltnes Feuer hat, wenn es zum Ausbruch kommt, unglaublich heftige Wirkungen; man darf aber den Grund davon nicht in einer daran klebenden Blitzmaterie suchen."

„Sollte auch wol der Blitz ein Haus nicht berühren, in welchem ein Feuer, oder ein Licht brennt? doch glauben das so viele, und denken dann sicher zu seyn, wenn sie ihr Licht angezündet haben. Rathsam ist es wol, bei entstandenem Gewitter ein Licht anzuzünden; um so wol das Auge vor der lebhaften und schädlichen Empfindung des Blitzes zu sichern, als auch im Fall einer Feuersbrunst selbst gefaßt zu seyn, und andern die nöthige Hülfe leisten zu können; aber wie könnte das Licht in einer Stube, oder das Feuer auf dem Heerd dem Blitz widerstehen? Letzteres ist vielmehr gefährlich, denn es verdünnt die im Schornstein befindliche Luft nach derselben aber schlägt der Blitz leichter, da ohnedem die Schornsteine, als die höchsten Theile des Hauses, dem vorzüglich ausgesetzt sind. Andere glauben wieder, das durch den Blitz entzündete Haus könne nur durch Milch gelöscht werden. Man fürchtet die Feuersbrünste, die vom Gewitter verursacht sind, darum weit mehr als andre, weil sie, wie man glaubt, nicht mit Wasser gelöscht werden können. Freilich ist die zähe, schwere Milch zum Löschen tauglicher, als Wasser; aber man darf nur nicht an eine Antipathie denken, welche Milch und Gewittermaterie wider einander hätten. Würde man jedesmal Wasser genug dahin ausschütten können, wo der Blitz gezündet hat; so würde das Feuer gewiß gelöscht werden: Weil aber das Feuer des Blitzes sehr heftig ist, und an mehr als einem Ort zündet; so steht das ganze Haus schon in Flamme, ehe noch die nöthige Hülfe herbeieilt, und es ist dann freilich schwerer zu löschen. Im Sommer sieht man bisweilen, entweder bei hellem Wetter, oder über einer kleinen Wolke, einen hellen Schein schnell entstehen und wieder verschwinden, der mit dem Blitz viel Aehnlichkeit hat, und nur durch sein schwächeres Licht von ihm unterschieden ist; man nennt es **Wetterleuchten**. Wegen der schwachen, mässigen Ausdehnung und Erschütterung der Luft, ist kein Knall damit verbunden. Oder es ist ein wirkliches Gewitter in grosser Entfernung, davon man nur den Wiederschein des Blitzes sieht; aber nicht den Donner hört: Denn das Feuer geht ungemein geschwinder als der Schall, und kann viel weiter gesehen, als dieser gehört werden. Wenn ein Jäger in einiger Entfer-

nung von uns, das Gewehr abdrückt; so sehen wir erst den Blitz, und hören dann den Knall: Und wenn es des Nachts in allzuweiter Entfernung geschieht; so kann man zwar den Blitz des Gewehrs sehen, aber nicht den dadurch gewiß verursachten Knall hören. So ist es bei dem sogenannten Wetterleuchten. Ein Gewitter, das nicht herauf kommt, sagt man, kommt in drei Tagen wieder. Aber wie könnte eine aus brennbaren Dünsten bestehende und vom Blitz verzehrte Gewitterwolke wiederkommen? das muß eine andere, und aus andern Dünsten bestehende Wolke seyn, die nach drei Tagen zurückkehrt. Vorbedeutende Anzeigen hat der Blitz gewiß nicht. Das Gewitter bleibt unter allen Umständen eine wohlthätige Erscheinung, vor der wir nicht zaghaft zittern sollen; und wenn erzählt wird, daß ein Gewitter einst schon sieben Tage über einer Stadt gestanden und getobt habe, bis endlich eine Stimme vom Himmel gerufen: „Zündet Carbobenedicten an, daß ich mich verziehen kann", so sieht man wol, daß dieß eine einfältige Fabel ist. Wenn der Blitz ganz roth aussieht; so ist das Gewitter gefährlicher, als wenn er blaß ist. Wenn der Donner lange nach dem Blitz gehört wird; so ist das Gewitter entfernt: Hört man ihn gleich nach demselben; so ist es nahe. — Dieß sind die sichersten Anzeigen, die man daher nehmen kann: Wer weiß, wie viele der Abergläubische noch hat?"

„Zum Bier soll man beim Gewitter Nesseln legen; und die dazu gebrauchten werden daher Donnernesseln genennt. Die mit dem Gewitter verbundenen schwefelichten, sauren Dünste können zwar das junge Bier verderben; und vielleicht ziehen die Nesseln diese an sich: Daß sie aber, wenn sie nur auf den Rand des Biergefäßes umher gelegt würden, die Kraft haben sollten, alle jene Dünste abzutreiben; oder daß das Wetter sich vor den Nesseln fürchte, wie der Teufel vor dem Weihrauch — wie thörigt ist das!"

„In der Gegend, wo ein Selbstmörder begraben liegt, soll das Gewitter Schaden thun. Wenn alle Begebenheiten der Welt, wie es denn gewiß ist — von Gott abhangen und kommen; so müßte man sehr klein und unrichtig von ihm denken,

wenn man glauben wollte, daß er durch so etwas könnte bewogen werden, über eine Gegend sein Strafgericht zu verhängen, wo man einen, der sich selbst entleibte, ehrlich begraben hat. Nichts widerspricht auch der Erfahrung mehr; dennoch glaubt mancher es so fest, daß er lieber alles daran wagen würde, als dazu seine Einwilligung geben. Man hat davon die traurigsten Beispiele. Mitleiden sollte man mit solchen Unglücklichen haben, die sich das kostbarste, das Leben selbst nehmen, und wer weiß es immer, aus was für Gründen? — auf Gnade und Ungnade sich in die dunkle Ewigkeit versetzen; sollte ihren Leib nicht im Tode kränken. — Einige haben auch wol die gottlose Meinung, der Teufel könne Wetter erregen, und errege sie wirklich. Wenn der Teufel das könnte; so würde ers gewiß nicht, weil das Gewitter in aller Absicht so wohlthätig für die Menschen ist. Die Blitze verbrennen die unreinen Dünste in der Luft, welche sonst ansteckende Krankheiten und Pest verursachen würden: Der dadurch verursachte Donner aber lockert die Erde auf, und bringt die wässerigten Dünste in der Luft zusammen, daß sie in Tropfen herabfallen, das Land wässern, die matten Früchte erfrischen, und die heisse Luft abkühlen, so daß der Mensch wie neugeschaffen sich fühlt, wenn das Gewitter vorüber ist."

„Dem Menschen ist die Furcht vor dem Tode sehr natürlich; nichts ist ihm fürchterlicher als der Gedanke an denselben. Mancher ist daher bei entstandenem Gewitter fast ausser sich, wenn er daran denkt, daß er vielleicht unter den Tausenden der sey, der vom Gewitter erschlagen werden könnte. Daher sucht er sich ihm auf alle Art zu entziehen. Das sicherste Mittel, das auch die Erfahrung überall bewährt dargestellt hat, sind die

Wetterableiter.

„Ein solcher besteht aus einer eisernen, mit einer kupfernen Spitze versehenen Stange, die mitten über dem Dach befestigt ist; an derselben geht ein Drath bis in die Erde herunter. Kommt nun der Blitz in die Nähe, so schlägt er anstatt in das Haus, auf die Kupferspitze, fährt daran herab bis in die Erde, und das Gebäude bleibt unbeschädigt. Da hat man denn aber

wieder gesagt: es sey unrecht, sich durch dieses Mittel den Strafgerichten Gottes zu widersetzen. Dieser Einwurf bringt denen, die ihn machen, im Grunde Ehre, weil daraus ihr zuversichtliches Vertrauen auf Gottes Fügung hervorleuchtet: Er ist aber von mehrern Seiten betrachtet, nicht genugsam geläutert, und kann gar leicht in blindes Vorurtheil ausarten, wenn man hartnäckig dabei stehen bleibt. Der uns vom Schöpfer tief eingepflanzte Trieb für unsere Erhaltung, rechtfertigt schon den Gebrauch dieses Mittels ganz, und sagt es uns, daß wir keine Eingriffe in die Rechte Gottes wagen, wenn wir uns dem Tod zu entziehen trachten; denn auch der Wurm, den wir mit Füssen zertreten, krümt sich gegen die Bitterkeit desselben. Sind nicht Wasserfluthen, und alle andre Feuersbrünste, eben so wol Strafgerichte Gottes, als die durch den Blitz verursachten? Warum setzt man den Wasserfluthen Dämme, und gebraucht bei einem entstandenen Feuer alle die Vorkehrungen, die man schon lange vorher dazu machte; wenn man glaubt, man widersetze sich dadurch den göttlichen Gerichten? Und muß es nicht eben so unsträflich seyn, die vortheilhaften Mittel gegen die Schädlichkeit des Blitzes zu gebrauchen, als den Wirkungen desselben zu wehren? denn warum steuert man der Feuersbrunst, die der Blitz erregt hat, wenn man glaubt, es sey Frevel, den Blitz selbst abzuhalten? Ist denn der Blitz das Strafgericht, das über uns ergehen soll, oder ist es der dadurch verursachte Brand? Auch Sturmwinde, ohnerachtet sie mannigfaltige Vortheile für die Welt und die Menschen haben, sind zuweilen Mittel in der Hand Gottes, zu strafen: Warum verwahrt man das, was von ihnen beschädigt werden kann, gegen sie, wenn man glaubt, man widersetze sich dadurch Gott?"

— Der Einsiedler beschloß hiemit, zeigte dann den Reisenden den Weg, um bald aus dem Wald zu kommen, und wünschte ihnen gutes. Hinz und Flinz waren kaum aus demselben, da nahm Hinz seine Schreibtafel, und setzte alles auf, was der gelehrte Einsiedler über das Gewitter gesagt hatte, weil es jetzt noch im frischen Andenken war; und es ist hier zur Belehrung derer eingerückt, die von den Wirkungen des Gewitters, von dem, was man dabei zu thun habe ꝛc. abergläubische Meinungen haben.

Sie waren kaum fertig, als sie im nahen Gebüsch das Posthorn hörten, und kurz darauf den Wagen selbst erblickten. Der Postillon hielt ungeheissen, sie stiegen auf, und fanden da Gierig und Hager, zwei Kaufleute, List einen Advocat, und einen Prediger Vollmuth. Unter abwechselndem Gespräch hatten sie schon einen ziemlichen Weg zurückgelegt, als sie, um frische Luft zu schöpfen, aus dem bedeckten Wagen stiegen. Auf einmal rauschte eine feurige Gestalt über sie hin; es war der

fliegende Drache.

Geschwind kroch List unter den Wagen und rief: „Halb Part, halb Part!“ Hager nahm vor Angst den Hut ab, und

Gierig fühlte an die Tasche, ob er etwa von seinem Geld verliehre? Hinz und Flinz, die hinter dem Wagen standen, bemerkten nicht undeutlich, daß er in einen Schornstein zog. Geschwind wollte Flinz ein Wagenrad abziehen, und es verkehrt anstecken, um zu verhindern, daß er nicht wieder heraus könne: Aber der Postillon gab das Zeichen zum Wiedereinsetzen, und es gieng weiter. „Sahen sie wol, meine Herren, die grossen Augen, Rachen und Zunge, und die spitzigen Zähne, die kleinen Schweinsohren, und die Borsten auf dem Kopf?“ sagte List, „das war der Drache. Er

mußte schwer geladen haben, daß er so niedrig gieng. Ich rief, aber er wollte nicht speien. Meinen Grosvater hat er einmal recht beklecket; darum kroch ich unter den Wagen." „Und ich sahe ihn in den Schornstein fliegen," rief Flinz, „da hat er seine Butter, Würste und Eier ausgeleert. Ich mögte wissen, wer in dem Hause wohnt, da ists wahrhaftig nicht richtig." Gierig und Hager meinten, daß es gar nicht unrecht seyn würde, so einen Bringezu zu haben, wenn es nur an der Seeligkeit nicht schade. „Und was meinen Sie dazu, Herr Prediger," riefen endlich alle, „das war doch der leibhaftige Teufel?" — „Wenn Sie's glauben," „erwiederte dieser," so werden Sie von mir nicht das Gegentheil hören wollen." — „Wir mögten gern ihre Meinung wissen." — „Der fliegende Drache," sagte Vollmuth dann, „den Sie für den Teufel in sichtbarer Gestalt halten, ist eine Menge brennbarer Luft, in zähen Materien, die sich in den niedrigen Gegenden des Dunstkreises befinden, und wegen der damit vermischten Feuchtigkeit nicht im Augenblick verlöschen, sondern in der Gestalt, die Sie gesehen haben, fortgetrieben werden. Er entsteht, wenn mehrere Dünste in der Luft sich vereinigen, und die darin enthaltene brennbare Luft, durch Electricität und Reiben, zum Leuchten und Brennen gebracht wird. Seine Bewegung ist Schlangenförmig, wegen der hoch und niedrig liegenden Theile; und jedes Feuer, das durch die Luft bewegt wird, nimt diese Gestalt an. Wenn man mit einem brennenden Licht oder anderm Feuer schnell fortgeht; so folgt die Flamme Schlangenförmig nach. Auch Raqueten fliegen so. Er fliegt so lange fort, bis seine Theile verbrennt sind; eher kann er nicht verschwinden. Daß er sich öfters nach den Schornsteinen zieht, hat seine gegründete Ursachen: denn weil er selbst aus Feuer besteht; so zieht er sich auch nach dieser Materie. So sieht man von dem brennenden Licht sichtbar einen Theil zu dem eben ausgeblasenen übergehen, und es wieder anzünden, wenn dieß nahe genug an jenes gehalten wird. Die Luft in den Schornsteinen ist auch durch das auf dem Heerd den Tag über unterhaltene, oder wol noch befindliche Feuer verdünnt, und die äussere, dickere Luft zieht sich in denselben hinein, so wie sie sich in den Windofen zieht,

welchem ein Feuer brennt. Kommt nun der fliegende, soge-
nannte Drache in diese Gegend; so folgt er dem Luftstrohm, und
wird in den Schornstein fortgerissen. Der unschuldigste kann
daher das Schicksal haben, daß in seinen Schornstein ein fliegen-
der Drache einfällt: Man sieht ihn aber nie wieder herauskom-
men; denn sein Feuer verlöscht da, und man findet an den Wän-
en eine schleimigte Feuchtigkeit, die Uiberreste der für den Teu-
el gehaltenen Gestalt. Man weiß, daß in einer sehr verdünn-
ten Luft (dergleichen in dem Schornstein ist, wenn auf dem Heerd
ein Feuer brennt) das Feuer nicht brennen kann; so muß denn
auch das Feuer, welches man den Drachen nennt, verlöschen, so-
bald es dahineinkommt, und man sieht es nicht wieder hervor-
steigen. Ehedem kostete es manchem alten guten Mann oder
alten Frau das Leben, wenn dieser Drache in ihren Schornstein
zog; denn da war's schlechterdings nicht richtig, und Hexen
mußten verbrennt werden. Martin oder Stöppchen hat
also gewiß kein Geld gebracht, sondern es war eine natürliche
und prächtige Naturerscheinung. — Aehnliche Bewandnis
hat es mit den

feurigen Kugeln,

die man bisweilen durch die Luft fahren sieht. Sie sind Klum-
pen, die aus zähen und wässerigten Materien bestehen, in wel-
chen die brennbare Luft durch Reiben und Luftelectricität entzün-
det ist, oder leuchtet. Einige verschwinden ohne, andere zer-
springen mit einem Knall, nachdem sie so geschwind wie eine
Raquete auf die Erde niederfallen, und in viele Sterne zersprun-
gen sind. Sie haben verschiedene Grösse, und wenn man dahin
geht, wo sie hingefallen sind; so findet man eine zähe, gallertarti-
ge Feuchtigkeit. Ich glaube, es kommt blos auf eine gewisse
Beschaffenheit oder Bewegung der Luft an, daß aus einer solchen
feurigen Kugel ein fliegender Drache werde: denn wenn sie nicht
sogleich auf die Erde fällt, sondern sich fortbewegt, so wird sie, so
wie jedes Feuer, das fortbewegt wird, einen feurigen Schweif nach-
ziehen, und dann Drache heissen. Wer da glaubt, daß solche Er-

scheinungen etwas vorbedeutendes haben, der wird erst ein Pfer
dann eine Kugel aus demselben werden sehen, und gewiß glaube
daß darauf Krieg erfolge. Diese Begebenheit, die sich nach E
schaffung der Welt gewiß Millionenmale zugetragen hat, bede
tete nichts anders, als das Dünste aus der Erde in der höchste
Luft sich sammeln, sich durch ihre innere Bewegung entzünde
leuchtend niederfallen, und in der untern Luft mit oder ohn
Knall zerspringen. Sie führen die Dünste aus der höchste
Luft wieder auf die Erde zurück — dieß ist ihr Geschäft — un
gewähren dem Auge einen vortreflichen Anblick, ohne Krie
oder Pest im voraus zu verkündigen." Indem Vollmuth noc
so sprach, sahe die Reisegesellschaft eine

Sternschnuppe

auf die Erde fallen. „Der Stern, der da herunter fiel hat den
jüngsten Tag gesehn," sagte List. „Nein," sagte Hinz, „es
war kein ganzer Stern, sondern es hat sich nur ein Theil davon
losgerissen." „Dem sey, wie ihm wolle," fiel Gierig ein, „er
entführt einem die Ruhe der Nacht:" „Und ich denke," sagte Ha-
ger, „daß dieß den Tod eines Kindes bedeute. Sie, Herr Pre-
diger, glauben davon gewiß nichts." „Das können Sie wol
aus dem abnehmen," erwiederte dieser, „was ich eben vom flie-
genden Drachen und den Feuerkugeln gesagt habe. Eine gros-
se Menge von Dünsten, die aus der Erde nicht nur, sondern auch
aus Seen und Morästen, verfaulenden Pflanzen und Thieren
aufsteigen, Schwefel- Oel- Salpeter- und Salztheilchen, befin-
den sich in der Luft und vermischen sich da mit einander, wodurch
in dem Dunstkreise allerhand Feuergestalten erzeugt werden; und
dahin gehören ausser den fliegenden Drachen und feurigen Ku-
geln, auch die Sternschnuppen. Eine Sternschnuppe ist daher
die entzündete brennbare Luft in einer zähen Materie, welche
dann zu Boden fällt, und dem äusserlichen Ansehen nach die
Grösse eines Sterns hat. Sie schießt immer seitwärts in einer
schiefen Bewegung weg, weil die entzündete Materie dabei den
wenigsten Widerstand findet. Wegen der obern, dünnen Luft
kann sie nicht in die Höhe steigen, und wegen der untern dicken,

uft nicht gerade (senkrech) herunter fallen. Vielleicht folgt sie uch den leicht brennenden Dünsten in der Luft, und fällt, sobald iese verzehrt sind, wegen ihrer Schwere zu Boden. An dem rt, wo eine Sternschnuppe niedergefallen ist, findet man eine ähe, gallertartige Materie. Daß in der Gegend, wo eine Stern- chnuppe fiel, nicht jemand unruhig schlafen oder ein Kind sterben olte; wer könnte das läugnen? Aber den jungsten Tag, der noch ukünftig ist, kann die Sternschnuppe nicht sehen; es würde lä- herlich seyn, so etwas zu denken: Und ein Theil von einem Stern ann sie darum schon nicht seyn, weil diese so weit von uns entfernt ind, und wir sie daher lange würden fliegen sehen. Ihr Feuer, as wir ausserdem in der untern Luft sich entzünden sehen, würde o lange nicht brennen können; denn sie würde zum Theil Jahre ang fliegen müssen, ehe sie auf die Erde käm. Der ganz un- chickliche Name, mit dem man ein solches Feuer Stern- chnuppe nennt, beweist nicht, daß die Sache wahr sey: Er ist vielmehr aus jenem Vorurtheil entstanden." Gierig und Ha- er wußten nun, was Sternschnuppen wären; sie hatten auf- merksam zugehört, und konnten nichts dagegen sagen. List der lingeschlafen war, und jetzt erwachte, jähnte und sagte: „Ja das st wahr." Flinz hatte ohngefähr aus dem Postwagen

Feuermännchen

esehen, die dem Wagen immer näher kamen, stieß seinen Freund an, und ächzte: siehst du sie? „Was sehen Sie denn," fuhr Gierig auf, und griff nach der Pistole: er dachte es näherten sich Räuber. „Ach, Gespenster," sagte dieser, „und sie kommen im- mer näher." „Laßt sie nur kommen," knurrte der Postillon, „ich kenne sie, und will sie schon wegbringen." Bald waren sie da, bald waren sie dort; bald fuhren sie zusammen, bald über Berg und Thal. Einer aus der Gesellschaft erinnerte sich, daß ein Hochgericht in der Nähe sey, wo, wie er meinte, sich die Geister tummelten. Hätte er doch das nicht gesagt. Der Reisegesell- schaft wird's immer banger, und der Schweiß dringt häufiger hervor. Von allen Seiten hörte Vollmuth Seufzer. „Was ist's denn," fragte er endlich? „Um Gotteswillen, sehen sie

dahin," sagte Hinz, „hier kommen wir nicht gut weg." — „
ben Sie noch keine Irrwische gesehen, oder von den Tückeb
gehört," erwiederte er; „Sie sind doch nicht von heute? D
hüpfenden Feuer sind ganz natürlich. Sie bestehen aus e
Materie, die aus der Erde ausdünstet, und sich nicht entzün
sondern nur im finstern leuchtet. Sie haben ja doch auch sc
Johanniswürmgen, faul Holz, oder auch faule, fette Seefi
gesehen; und wissen, daß diese Dinge im finstern leuchten? D
fehlbar ist dort ein sumpfigter und morastiger Ort, oder
Schindanger: Was ängsten Sie sich vergebens?" Der Po
lon fing jetzt gräulich an zu fluchen; denn die Irrlichter wa
dem Wagen näher gekommen, hieb mit der Peitsche heftig in
Luft, worauf sie sich entfernten, aber bald wieder näher kam
Flinz war fest an seinen Freund angerückt, und wagte nur da
seitwärts aus dem Wagen zu sehen, wenn der Postillon zu tob
aufhörte. Hager sagte, der Postillon mache es ganz recht; de
das sey die Absicht des Teufels, den Menschen zum fluchen zu v
leiten; und wenn man bete, so komme er in dieser Feuergestalt i
mer näher. „Das wol nicht allein," sagte List, „er will d
Menschen verführen. Ich habe schon oft gehört, daß man vo
rechten Weg abkommt, in eine Grube fällt, in einen Sumpf, u
ter ein Hochgericht, an einen Schindanger oder wenigstens B
grabeplatz geräth, wenn man ihnen folgt." Der Predig
konnte nun nicht länger zuhören; er bedauerte die Leute, die vo
Aberglauben geplagt, etwas fürchteten, was doch so wenig furch
bar ist, und fing an: „In der Ferne scheint der Irrwisch die G
stalt einer Lichtflamme zu haben; der Reisende sieht es daher o
für ein wirkliches Licht an, und folgt ihm in der Hoffnung, na
einem Dorf zu kommen. Was Wunder aber, wenn er, inde
er nur nach dem Licht, und nicht vor sich hin sieht, einmal über da
andere, endlich in ein Loch fällt; und wenn er demselben weite
folgt, in einen Morast, oder überhaupt an einen solchen Ort ge
räth, wo viele Dünste aufsteigen, und daher die Irrlichter am
meisten sichtbar werden, und sich aufhalten; dergleichen Gerichts
stätte, Schindanger, Begrabeplätze oder solche Gegenden sind,
wo ehemals Schlachten geliefert worden. Wenn ein Betrun

Einer des Nachts den Weg verfehlt, und nachdem er lange herumirrte, endlich nach Hause kommt; so sagt er: „es hat mich verführt“ und man glaubt dann, daß es auf dem Wege sehr unsicher sey, weil da Gespenster den Menschen irre leiteten. Die Irrwische lassen sich von jeder leichten Luft bewegen; daher kommt es, daß sie bald hier bald dorthin, aus einander und wieder zusammen fliegen. Sie lassen sich von jeder Luft forttreiben, und folgen jedem Zuge derselben. Daher kommen sie dem fortgehenden Wagen, dem Reitenden und Gehenden näher, weil hinter solchen Dingen gewissermassen ein luftleerer Raum entsteht, nach dem sie sich sogleich hinziehen. Wer ruhig seinen Weg fortgeht, der wird ihrer bald los, wenn sie ihm gleich noch so nahe waren; denn bald wird sie ein leichtes Lüftgen wieder wegwehen. Wer vor ihnen läuft, den verfolgen sie, und wenn er noch so sehr rennte; so würden sie doch immer hinter ihm seyn. Wer dann thörigt genug ist, zu beten, der zieht die Luft ängstlich an, und die Lichtmänner, die so wie etwa eine Seifenblase jedem Lüftgen folgen, kommen ihm näher. Wer aber flucht, (ein starkes Schreien oder Blasen mit dem Munde würde noch mehr thun), der stößt die Luft mit Heftigkeit von sich, und entfernt sie dadurch. Es sind also keine bösen Geister, die durch ihr Näherkommen den Menschen vom Beten abhalten, und zum Fluchen reizen wollten; sonst würden sie sich vor der Peitsche des Fuhrmanns, welche die Luft in Bewegung setzt, nicht fürchten, und davor entfliehen. Scheue Pferde gehen zwar durch, wenn sich ihnen Irrwische nähern; daraus folgt aber noch nicht, daß es Gespenster sind; denn sie würden es auch, wenn man mit mehrern Laternen auf sie zugienge. Gott wird den bösen Geistern nicht so viel Macht in der Welt lassen, daß sie Menschen, die in ihrem Beruf sind, irre führen könnten; und das Gebet würde bei ihnen nicht entgegen gesetzte Wirkungen haben, da man dadurch sonst das Gute erlangen, und das Böse entfernen will. — Wer Lust hat, der komme mit, wir wollen auf diese Geister losgehen, und sie genauer betrachten. Wir werden gleich finden, daß sie sich entfernen, wenn man sich ihnen nähert; denn man stößt alsdann die Luft vor sich her, und vertreibt sie dadurch.“ „Nein, das thu ich nicht“ sagte

Hinz, „man könnte von den Geistern jämmerlich gemishand
werden.“ Keiner wollte es versuchen, einen Geist oder, r
man glaubte, den Teufel selbst einfangen zu helfen. „Wir wo
den eben so wenig Gefahr laufen, wie Robert Fluth,“ sagte Bo
muth, der in Gesellschaft einiger anderer, „die Irrwische umzi
gelt und eingefangen, und dann gefunden hat, daß es blos eine z
he, schwarzfleckigte, dem Froschleich ähnliche Materie sey. Fo
auf dieselbe Art,“ setzte er hinzu, „entstehen die

fliegenden Funken, die springenden oder hüpfen den Ziegen, die brennenden Fackeln und Balken, die lechzenden Flammen u. s. w.

Sie bekommen eine ohngefähre Figur, nachdem die Menge de
ausgedünsteten Materie, oder die Beschaffenheit und Wider
stand der Luft es mit sich bringt. Die letztern sieht man, wen
im finstern jemand gekämmt wird, oder man über einer Katz
hinstreicht. Man wird so etwas nicht für ausserordentlich hal
ten, wenn man es entweder gehörig selbst untersucht, oder von an
dern darüber Auskunft erhält.“

Das Nordlicht

stellt sich unsern Augen am mitternächtlichen Himmel als ein
heller Schein dar, in welchem säulenförmige und wallende
Strahlen entstehen, die sich von dem Horizont d. i. Gesichtskreis
(wo unserm Auge der Himmel auf der Erde zu liegen scheint) bis
an den hohen Himmel, oder in die höchste Luft erheben, und bis-
weilen mit einer sehr grossen Geschwindigkeit fortschiessen. Da
dieses Licht sich immer im Norden d. i. Mitternacht zeigt; so muß
es in jenen Gegenden auch seinen Ursprung haben. Hier aber
sind wegen der in jenen Gegenden herrschenden sehr grossen Käl-
te die feinsten Dünste lauter Eistheilchen, die wegen ihrer Leich-
tigkeit sehr hoch steigen, und weil sie Spiegelflächen sind, das von
den Sternen und dem Mond auf sie fallende Licht zurückwerfen,
und in Farben verwandeln. Aus den schönen Farben und
Strahlen, womit das Nordlicht spielt, macht der Abergläubische

Sümpfe voll Blut, zertretene Getraidefelder, lauter Spiesse, Schwerdter und Kriegsheere, die auf einander losgehen; und denkt dabei an nichts als blutige Schlachten. Wenn die Strahlen des Nordlichts, die bald weiß, bald roth aussehen, sich bewegen und gegen einander schiessen; so erschreckt er, und — ach Gott, was wird das bedeuten? Sieh Bruder, wie die Sterne so blaß aussehen? das Ende aller Dinge ist gekommen; der jüngste Tag ist da. Aber wie oft sieht man ein Nordlicht? wie oft müßte daher Pest, Hungersnoth, Krieg entstehen? Man sieht es nicht nur in dem nördlichen, sondern in einem grossen andern Theil von Europa: So müßten ja die Potentaten beständig in Krieg verwickelt seyn, wenn das Nordlicht davon eine Anzeige wär; denn man sieht es jährlich gewiß mehrmals. Und wenn Gott es beschlossen hat, einen Krieg entstehen zu lassen; warum sollte er einen so grossen Theil der Welt durch Zeichen im voraus erschrecken, da das Uibel, wenn es da ist, die Menschen züchtigt? Schon darum kann das Nordlicht nichts bedeuten, weil es aus natürlichen, uns nicht unbekannten Ursachen entsteht, und so oft gar keine Folgen hat. Wie viele Kriege entstehen und werden geführt, ohne daß ein Nordlicht da gewesen ist? Wie könnte man also etwas vorbedeutendes darin finden, da durch dasselbe noch nie die Dinge in Unordnung gesetzt sind? In einem Städtchen trat unter dem Volk, das unter freiem Himmel das Nordlicht beschaute, ein Zeichendeuter auf, zeigte demselben in den feurigen Strahlen allerlei Figuren, u. verkündigte daraus viel von Kriegen, der Pest u. anderm Unglück. Aber ihn traf seine Deuterei zuerst; denn ein Corporal mit einiger Mannschaft nahmen den Wahrsager auf die Wache, und am andern Morgen fiel einem empfindliches Unglück, in fünf und zwanzig Stockschlägen, auf seinen Rücken.

Der Regenbogen

ist derjenige grosse, siebenfarbige, halbe Zirkel, der in den Regentropfen sichtbar wird, wenn die Sonne hinter uns, die herabfallenden Regentropfen aber (hinter welchen sich eine schwarze Wolke befindet) vor uns sind: Eine der prächtigsten Lufterscheinungen! Bisweilen sieht man einen zweifen Regenbogen, in welchem sich

die Farben in umgekehrter Ordnung zeigen: Man nennt ihn Wassergalle. Er entsteht durch eine doppelte Brechung und zweimalige Zurückprallung der Sonnenstrahlen. Gott hat den Regenbogen zum Zeichen seiner Gnade gesetzt: Der Abergläubische aber denkt, daß Gott, der vorher zornig gewesen, nun wieder gut sey, und in jener Gegend tanzten die Engel. Man glaubt auch, das Regenwasser, welches gefangen werde, wenn ein Regenbogen steht, sey für alle Krankheiten gut. — Eber, ein junger, für seine alten Eltern Hofnungsvoller Mann, hatte schon lange an einer schmerzhaften Krankheit gelegen, von welcher ihn der Arzt jedoch herzustellen hoffte. E. hörte kaum, daß ein Regenbogen stehe, als er selbst aus dem Bette stieg, sich Regenwasser fieng und es so kalt wie es war, hineintrank. „Denn," sagte er, „Gott ist jetzt gnädig, er wird mir helfen." Von Stund an wurde die Krankheit schlimmer, und 3 Tage darauf starb er unter unsäglichen Schmerzen.

Der Aberglaube schreibt dem Regenbogen die Erzeugung und Ausstossung güldener Geschirre zu, welche man

Regenbogenschüsseln

sonst auch Sternschosse nennt. Sie sind wie grosse tiefe Pfennige gestaltet. Man sieht darauf Laub, Köpfe, Sterne von vier Strahlen, Schlangen, gekrönte Schlangen, Vögel, Ringe u. d. gl. Der Abergläubische hat ihren wahren Werth sehr erhöhet; denn in dem Hause, wo eine solche Schüssel aufbewahrt wird, soll Glück seyn; da es hingegen von dem weiche, der sie verkauft. Sie soll die schwersten Krankheiten, z. B. die fallende Sucht, das hartnäckigste Fieber rc. heilen, wenn man sie in das Getränke des Kranken wirft; ja sogar auf die gute oder schlechte Denkungsart der Menschen Einfluß haben: den Menschenfeind, der sie bei sich trägt, gesellig rc. auch jeden beliebt machen, und in Ansehen bringen; und diese Kräfte sollen sie nur von dem Regenbogen haben. — Aber der Regenbogen ist ja eine blosse Lufterscheinung, und nichts wesentliches, die nur so lange besteht, als die Sonnenstrahlen in den wässerigten Dünsten gebrochen werden. Die Hitze der Sonne, die das Gold in den Bergen, nur

durch die Länge der Zeit zur Reife bringen hilft, kann es in der bloſſen Luft nicht erzeugen; noch weniger Schüſſelchen bilden, und ſie mit mancherlei Figuren ſtempeln. Menſchen haben das Gold aus den Eingeweiden der Erde gewühlt, und ihm dieſe Form gegeben, aber der Aberglaube mit wunderbaren Kräften verſehen. Nur ſehr ſelten findet man ein ſolches Goldſtück: Gäbe jeder Regenbogen nur eins; ſo würde man ſchon viele haben. Die Menſchen haben eine groſſe Begierde zum auſſerordentlichen; was Wunder, wenn ſie in die Luft und den Regenbogen Werkſtätte dichten, und darin Geſchirr ſchmieden laſſen? Aber entzieht man nicht durch ſolche Meinungen dem ſein Vertrauen, der es allein verdient, und der über unſere Schickſale wacht? Denn wenn ein Goldſtück mich aufrecht hält und ſchützt; ſo iſt Gott nicht mehr der Schöpfer meines Glücks, und meine Hoffnung. — Man bemerkt bisweilen um die Sonne oder den Mond einen groſſen Ring, der mit Regenbogenfarben ſpielt, und den man

Hof

nennt. Dem äuſſerlichen Anſehen nach ſteht er ſo hoch als die Sonne oder der Mond ſelbſt; aber es iſt gewiß, daß er in unſerm Dunſtkreis, wahrſcheinlich in der mittlern Luftgegend entſteht und geſehen wird. Indeß ſcheint es uns ſo, weil wir zwiſchen ihm und der Sonne oder dem Mond keinen andern Körper ſehen, wodurch wir ſeine Entfernung von ihnen abmeſſen könnten. Die Naturkündiger erklären dieß aus runden Hagelkörnern, die in der Mitte einen Kern von Schnee haben, von auſſen aber entweder mit hellem Eis umfroren, oder mit Waſſer umfloſſen ſind: da denn durch die Brechung der Sonnenſtrahlen dieſe Lufterſcheinung hervorgebracht wird. Der Abergläubiſche wird bei dem Anblick derſelben in Furcht und Schrecken geſetzt, und frägt ängſtlich, was ſie wol bedeuten möge? Allein es geht damit ganz natürlich zu; denn es werden dazu nur halb gefrorne Dünſte erfodert, darin die Sonne ſich ſpiegelt; und es iſt daher lächerlich, nach der Bedeutung dieſer Höfe zu fragen. Man ſieht bisweilen auch

Nebensonnen und Nebenmonde,

welche sich ebenfals nicht um die Sonne; sondern in unserm Dunstkreis befinden. Zu ihrer Erzeugung werden Eisblättchen erfodert, die einen Spiegel formiren, worin ein der Sonne oder dem Mond ähnliches Bild von diesen hervorgebracht wird. Abergläubische Leute halten dieß für ein Wunder, und erschrecken, und erwarten alles das Unglück, das ihrer Meinung nach, gewiß darauf folgen muß. Aber wie thörigt ist es, aus so ungegründeten Muthmassungen böses zu erwarten, das darauf nie erfolgt. — Es giebt Weltkörper, die in verschiedenen oft sehr langen Zeiten sich um die Sonne bewegen, und

Cometen

heissen. Ihre Bewegung ist von der Bewegung der Planeten merklich unterschieden; aber sie laufen durch alle Bahnen derselben, in einer sehr langen und schmalen, in sich zurückkehrenden Linie. Aus dieser Ursach werden sie nur selten sichtbar, nähern sich mit einer vermehrten Geschwindigkeit der Sonne, drehen sich um sie herum, entfernen sich auf der andern Seite wieder sehr weit von ihr. Sie sind beständige Weltkörper; daher lassen sich ihre Bewegungen vorher verkündigen, ihre Laufbahnen berechnen, und ihre Wiederkunft bestimmen. Gemeiniglich erscheinen sie mit einem langen, durchsichtigen Lichtstreif, den man die Haare oder den Schweif des Cometen nennt: Jedoch hat man auch schon Cometen ohne Schweif bemerkt. Der Mensch kennt die Kräfte nicht, die auf den Comet wirken. Der leuchtende Schweif, der sich Millionen Meilen in den Weltraum erstreckt, ist ihm daher ein tiefes Geheimnis. Vielleicht gebraucht die Natur zu seiner Bildung weiter nichts, als Lichtstrahlen; durch was für Kräfte sie aber dieß wirkt, kann man nicht erklären. Bei vielen herrscht noch das Vorurtheil, daß die Cometen Unglückspropheten seyen, die Krieg, Pest und andre Landplagen, oder gar den jüngsten Tag verkündigen. Da sie aber besondere Arten von Planeten sind, die ihre bestimmte Laufbahn haben, zu ihrer Zeit wieder erscheinen, und nachdem sie eine Zeitlang sichtbar gewesen sind, verschwinden, um nach Jahrhunder-

ten der Nachkommenschaft wieder zu erscheinen; so darf man vor ihnen nicht erschrecken: Sie sind Werke der göttlichen Allmacht und Güte, die uns mit Bewunderung und Freude erfüllen sollten.

Den Mann, der Gottes Vorsicht traut;
Den schreckt kein Himmelszeichen;
Nur Wonne ist, wohin er schaut,
Und Schreckenbilder weichen.

Zu einem berühmten Mann kamen einst die Bürger der Stadt, und fragten ihn, was der fürchterliche Stern bedeute, der am Himmel stehe. Sie hatten kaum ausgeredet; so kamen seine Kinder und fragten, was dort für ein schöner Stern stehe? Die Kinder haben recht, sagte er.

Von den Sonnen- und Mondfinsternissen.

Beinahe sechstausend Jahre hängt die Erde, die wir bewohnen, hängen alle jene grosse und kleinere Welten, die wir in glänzender Ferne erblicken, in freier Luft, und bewegen sich nach unwandelbaren Gesetzen, in den ihnen von Gott angewiesenen Bahnen. Keiner ist von dieser Bahn je abgewichen, und dieß würde nicht geschehen können, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Wie wär es sonst möglich, daß man Sonnen- und Mondfinsternisse auf eine Minute vorher ausrechnen könnte? Eine solche Finsternis ist ein würdiger Gegenstand der Betrachtung, werth, daß man auf sie hinschaue, um den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen. Unempfindliche Seelen, die sich kaum die Mühe geben, die Sonne in ihrer Verfinsterung zu betrachten, sind noch verächtlicher, als die dabei ihre Unwissenheit und die Schwäche ihres Verstandes verrathen. Schlaf, der Bette und Lehnstuhl als die vortreflichsten Erfindungen preist, und die Ruhe, als das höchste betrachtet, meint: Ihm gehe die Finsternis nichts an, und die Narren werden wol sehen, wie sie sich durch ihr Gaffen die Augen verderben. Eine Pfeife Tabak ist besser, als in der kalten Luft frieren. Dort steht ein bedauernswürdiger Haufe, der die Finsternis betrachtet, und einmal über das andere ausruft: Ach seht, wie sich die liebe Sonne, der

liebe Mond quält! Gott, was wird das bedeuten? Es ist ohnedem schon viel Unglück auf der Welt; wohl dem, der todt ist. — Da sich alle Weltkörper um ihre eigne Axe und somit um viele andere, in näherer und weiterer Entfernung drehen; so begreift man leicht, daß durch diese ihre veränderte Stellungen, auch ihr Ansehen, das sie in unsern Augen haben, müsse verändert werden. Der Mond hat, so wie unsre Erde, sein eigen Licht nicht; sondern empfängt es von der Sonne. Er bewegt sich jährlich zwölfmal um unsre Erde, und mit derselben jährlich einmal um die Sonne. Kommt nun unsre Erde zwischen Mond und Sonne zu stehen; so daß diese den Mond nicht erleuchtet, indem ihre Strahlen durch die dazwischen stehende Erde nicht hindurch fallen können; so wird der Theil des Mondes verfinstert, vor welchem die Erde steht, und ihre runde Gestalt zeigt sich in demselben. Trit aber der Mond zwischen unsre Erde und die Sonne, so daß diese ihre Strahlen durch den Mond nicht auf unsre Erde schiessen kann; oder wir wegen dem dazwischen stehenden Mond, einen Theil der Sonne nicht sehen können; so entsteht eine Sonnenfinsternis, so wie jenes eine Mondfinsternis war. Das runde Bild des Mondes zeigt sich uns dann in der Sonne; so wie bei einer Mondfinsternis das runde Bild der Erde im Mond. Was könnte also eine verfinsterte Sonne oder Mond anders be-

deuten, als daß das Weltgebäude noch in unverrückter Ordnung stehe; daß Erde, Sonne, Mond, und gewiß auch die Sterne, so wie vor Jahrtausenden, noch jetzt ihre Bahn wandeln. Noch nie ist Pest, theure Zeit, Blutvergiessen ꝛc. auf eine Sonnen- oder Mondfinsternis eingetreten; und wenn ja einmal ein Uibel darauf erfolgte, so war sie doch nicht die Ursach davon: Dieß würde auch ohne Sonnen- ohne Mondfinsternis eingetroffen seyn. Geht doch fast kein Jahr hin, wo nicht der Mond oder die Sonne, wenigstens einmal, verfinstert würde; wir müßten ja beständig unglücklich seyn, wenn darauf unglückliche Begebenheiten folgten. Als 1654, d. 2 August eine grosse Sonnenfinsternis entstand; so wurden besonders die Leute zu Nürnberg in die größte Angst gesetzt: denn sie hielten sie für eine Anzeige und Folge der Blindheit des menschlichen Herzens, und des kommenden göttlichen Zorns, für ein Vorbild des Todes und für den erschrecklichen Herold des einbrechenden letzten Gerichts. Man verkaufte nichts auf dem Markte, kein Vieh wurde auf die Weide getrieben, alle Brunnen wurden zugedeckt, weil man glaubte, es falle Gift aus der Luft, und aus Furcht vor dem Tode communicirten 2285 Personen in den Kirchen.

Abergläubische Meinungen vom Mond und dessen Wirkungen.

Die dunklern Flecken, welche im Monde wahrgenommen werden, hält man für einen Mann, der, weil er ein Holzbund gestohlen, zur Strafe mit demselben in dem Mond stehen müsse. Eine Fabel, die schlechter erdichtet ist, als alle Gespenstermärchen! — Kann man wol glauben, daß Gott (und der müßte doch den Mann mit dem Holzbund in den Mond gesetzt haben) diesen kleinen Dieb schärfer bestraft habe, als so viel grobe Diebe und Mörder, die je die menschliche Gesellschaft zerrüttet haben? Wer nicht das Sprüchwort: **kleine Diebe hängt man; die grossen läßt man laufen,** auf Gott anwenden will, der wird diese Fabel nicht länger für wahr halten. Das wär ein rechter Mann, und ein ziemliches Holzbund, woran ein ganzes Herzogthum auf mehr als einen Winter genug hätte:

denn die Figur, die man für einen Mann mit dem Holzbunde hält, ist beinahe so lang, als der Mond: Das wär ein rechter Riese; beinahe vier hundert Meilen groß. Dinge, die von uns entfernt sind, scheinen klein, wenn sie auch groß sind; und desto kleiner, je weiter sie von uns sind. Der Schieferdecker auf dem hohen Thurm scheint klein, wenn er auch der größte Mann im Ort ist. Wie groß muß die Figur im Monde seyn, der über funfzig tausend Meilen von uns entfernt ist. Die Flecken im Monde, die man mit blossen Augen sieht, und woraus die Einbildungskraft der Menschen einen Mann mit einem Holzbund macht, sind Meere; denn sie geben weniger Licht von sich, als die hellern Plätze, da doch die Sonne den Mond aller Orten gleich bescheint. Weil das Wasser durchsichtig ist, so läßt es einen Theil der Lichtstrahlen hindurchfallen, und muß daher in der Ferne dunkler scheinen, als fester Boden, der die Lichtstrahlen zurückwirft. Durch gute Fernröhre hat man sogar gesehen, daß jene dunkle Flecken im Monde eben Flächen sind, so wie bei uns die Meere, hat Berge und Inseln, die Abwechselung des Tages und der Nacht, einen Dunstkreis um den Mond gesehen, welchem letztern zufolge, es in dem Monde, so wie bei uns, auch regnen muß. Höchst wahrscheinlicher Weise ist also der Mond ein Körper, eine Welt, wie unsere Erde, und von Geschöpfen bewohnt; denn wo ein bequemer Wohnplatz, wo Tag und Nacht, Erde, Wasser, Luft, Regen, Berge und Thäler sind, da sind gewiß auch Geschöpfe, um welcher willen diese Einrichtungen gemacht, und für welche diese Wohlthaten bereitet sind; denn Gott macht nichts vergebens. Bauet auch ein Mensch ein Haus, ohne die Absicht zu haben, daß es bewohnet werde? — Der Mond hat gewiß seine Bewohner.

Abergläubische Leute, die den Grund nicht absehen, woher die abwechselnden Lichtgestalten des Mondes kommen, haben darin etwas Geheimnisvolles gesucht, und dem Monde Wirkungen angedichtet, die er nimmermehr haben kann. So glaubt man, daß der volle Mond Krebse, Austern, Muscheln und Schnecken voller mache, als der abnehmende; daß die zur Zeit des vollen Mondes versetzten Blumen voller werden; daß das Holz im zu-

nehmenden Mond mehr Feuchtigkeit habe, als im abnehmenden; daß die im vollen Mond geschlachteten Thiere fetter und schmackhafter Fleisch haben, als die im abnehmenden geschlachtet werden; daß die im vollen Mond abgewöhnten Kälber bessere Kühe werden, und grössere und von Milch strotzendere Euter bekommen, als die man zu einer andern Zeit gewöhnt hat; daß der Mohrrübensaamen im abnehmenden Mond müsse gesäet werden, weil die Rüben sonst zu sehr ins Kraut wachsen; daß aus den Eiern, mit welchen eine Gans zur Zeit des neuen Monds gesetzt wird, Gänse ausgebrütet werden, die blind sind; daß, wer kein Geld hat, sich hüten müsse, damit nicht der Mond, wenn er neu ist, ihm in den Beutel scheine, weil sonst, so lange dieser Monat währt, Geldmangel bei ihm sey — Thorheiten, welche ausser der Vernunft, besonders die Erfahrung widerlegt. Das Licht, das uns der Mond giebt, ist das Sonnenlicht selbst, welches von ihm auf unsere Erde zurückgeworfen wird. Da wir aber täglich das viel stärkere Sonnenlicht haben; so kann das schwächere Mondlicht auf die Dinge keinen Einfluß haben. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß der Mond auf unsern Dunstkreis wirkt, und daß nach seinem verschiedenen Stand, diese Wirkungen verschieden seyn, und zu der Zeit, wenn er Neumond heißt, durch die Wirkung der Sonne vermehrt werden können: Aber diese Wirkung auf die den Erdboden umgebende Luft ist viel zu gering, und nicht von der Beschaffenheit, daß dadurch das angeführte verursacht werden könnte. Zur Zeit des neuen Mondes soll es schädlich seyn, Saamen auszustreuen, und einige Hauswirthe glauben dieß aus dem Einfluß des Mondes auf die Gewächse erklären zu können. Warum aber sollte gerade der neue Mond beim Säen und Pflanzen eine widrige Wirkung äussern? Die darüber angestellten Proben beweisen ganz das Gegentheil. Laßt euch also, bei Bearbeitung und Bestellung eurer Felder, durch das Alter des Monds niemals irre machen, sondern sehet vielmehr darauf, daß ihr euren Saamen, sowol im Frühling als im Herbst, nachdem ihr das Land gut bearbeitet habt, bei der besten Witterung ausstreuet. Einige glauben auch, daß der Waizen nicht brandigt werde, wenn man ihn auf den Tag, da der Mi-

chaelsmond voll ist, säet. Auch diesem widerspricht die Erfahrung. Der Michaelstag *) ist ein Tag, wie andere; daher das, was an demselben geschieht, von keinem besondern Erfolge seyn kann. Eben so ungegründet ist es gewiß, wenn man glaubt, daß der Weizen alsdann nicht brandigt werde, wenn man ihn zu der Zeit säet, da der Mond unter der Erde steht. Ich glaube durchaus nicht, daß der Mond auf die Pflanzen so merklichen Einfluß habe. Ich weiß zwar die wahre Ursach von dem Brand im Waizen so wenig, als andre sie wissen; aber so viel mag doch wol gewiß seyn, daß der Mond dazu nichts beitrage, er mag über oder unter der Erde stehen. Die bekannten Verse, welche unsre Bauern so oft gebrauchen:

Vom neuen bis zum vollen Schein.
Sä' Nachmittags; so wirds fein rein.
Vom vollen bis zum neuen Licht,
Sä' Vormittags, so wirds nicht brandigt. —

sind weder richtig, noch beweisen sie etwas. Denn Verse und Sprüchwörter beweisen in allem nichts. Willst du keinen Brand im Waizen haben, sagt ein andrer Abergläubischer; so nimm den Sack mit dem Saamen stillschweigend herunter, setze ihn auf den Kopf und sprich: Waizen, ich setze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Tresp und Brand. Das soll gut seyn; aber wer glaubt solcher Rede?!

Vom Blut- und Schwefelregen.

Man bemerkt bisweilen auf den Blättern der Bäume, den Gebäuden, und gar auf seiner Kleidung rothe Tropfen, die wie Blut aussehen. Die Ursach davon sind Schmetterlinge oder Buttervögel, die bekanntermassen sich als Raupen einspinnen, sich verpuppen, auskriechen, und davonfliegen. Indem sie ihre Puppengehäuse verlassen, geben sie einen rothen Saft in Tropfen von sich, welches gemeiniglich zu Ende des Junius oder im Anfang des Julius geschieht. Der Abergläubische hält dieß

*) Der Pabst Felix ordnete im Jahr 480 dieses Fest zum Andenken des Erzengels Michael an. Kann aber dieser Tag dadurch eine besondere Kraft überkommen haben?

für Blutregen, der grosses Unglück bedeuten soll, und wird dadurch in Furcht und Schrecken gesetzt. Allein, da der Regen nur dann entsteht, wenn die in der Luft befindlichen wässerigen Dünste zusammenfliessen; so kann es auch nur Wasser regnen. Blut befindet sich blos in lebendigen Körpern, nicht in der Luft. Auch von einem Schlachtfeld können, und aus einem See voll Blut würden keine blutige Dünste aufsteigen; sie würden immer die Farbe des Wassers haben, weil die schweren Theile zurück bleiben, und nur die leichten ausdünsten.

Zuweilen soll es auch

Schwefel regnen:

Denn man sieht nach dem Regen, auf dem Wasser bisweilen gelbligte Stäubchen, die das Ansehen des Schwefels haben. Sie verbreiten sich nicht leicht auf der ganzen Fläche desselben, sondern geben sich gemeiniglich am Rande zusammen. Der Abergläubische fürchtet dann Krieg, weil zum Pulver auch Schwefel gehört; Pest, weil, seiner Meinung nach, die Luft schon halb vergiftet ist; Erdbeben, weil die in der Erde befindliche grosse Menge Schefel bald losbrennen werde. Allein, dieses gelbe Wesen ist nichts anders, als der Staub von den im Mai blühenden Fichten und andern Bäumen. Schwefel können diese Stäubchen aus der Ursach nicht seyn, weil sie keinen Schwefelgeruch haben, und wenn man sie gesammelt und getrocknet hat, nicht leicht brennen. Sie würden sonst auch, wie es die Natur des Schwefels mit sich bringt, nicht oben auf dem Wasser schwimmen, sondern untersinken; denn der Schwefel, der fast noch einmal so schwer als Wasser ist, geht, sobald er naß geworden ist, darin unter, wenn er auch zu Mehl gerieben würde. Diese Stäubchen aber, darf man durch Umrühren bis an den Grund vermischen, und sie kommen doch wieder in die Höhe und schwimmen oben. Unter der grossen Menge von Dünsten, welche täglich aus der Erde aufsteigen, sind freilich auch Schwefeltheilchen; aber in so geringem Maaß, daß sie nicht bemerkt werden, wenn sie im Regen heruntergefallen sind. Man hat sich der genannten Erscheinungen oft bedient, Furcht und Schrecken unter

Menschen zu verbreiten, und dadurch geheime Absichten zu erreichen.

Zur Zeit eines Donnerwetters soll es nach der Einbildung der Unwissenden bisweilen, wiewol sehr selten

Feuer regnen,

so daß unter dem Regen feurige Tropfen bemerkt würden: Aber es ist, wenn dieß gesehen wird, weiter nichts, als die electrische Materie, die in den Regentropfen stark herabfließt, wodurch denn ein helles Glänzen hervorgebracht wird, welches man, besonders wenn es dunkel ist, bemerken kann.

Andere abergläubische Erzählungen, da es

Steine, Frösche, Fische, Korn, Wolle ꝛc. soll geregnet haben,

widerlegen sich selbst, wenn man bedenkt, daß solche Dinge weder in der Luft erzeugt, noch von der Sonne angezogen, noch auch von der Luft können getragen werden. Alles was die Sonne aufzieht, muß sie in Dünste verwandeln, die, weil die warme Luft, durch welche sie erzeugt und ausgedehnt werden, leichter ist als die äussere, sich in die Höhe begeben. Es ist unmöglich, daß die Sonne, Fische, Frösche ꝛc. in die Höhe ziehen, folglich auch unmöglich, daß sie im Regen herabfallen können. Wenn das geschehen könnte, so würde man zuweilen auch dergleichen in die Höhe fahren sehen; aber wo hat man davon ein Beispiel? Sie kann auch das kleinste Sandkörnchen nicht in die Höhe ziehen. Wer je einen Frosch ꝛc. hat in den Sonnenstrahlen in die Höhe fahren, oder mit dem Regen wirklich aus der Luft fallen sehen, der trete auf und behaupte es. Gesetzt aber, dieß könne geschehen, wie es jedoch wirklich nicht ist; so würde die Luft dergleichen schwere Dinge doch bald wieder fallen lassen. Wenn Frösche, Regenwürmer und dergleichen nach dem Regen häufiger hervorkommen; so denkt der Dumme, der dieß sieht, sie seyen vom Himmel gefallen. Wenn heftige Sturmwinde, Korn, Heu, Flachs ꝛc. von der Erde aufheben, und es anderswo niederwerfen; so würde es ja unvernünftig seyn, wenn man glauben wollte, daß solche

Dinge vom Himmel fielen, oder in der Luft wachsen könnten; oder daß Gott sie den Menschen auf diese ausserordentliche Art gebe. — Ausserdem bildet man sich zuweilen ein, daß sich

das Wasser in Blut verwandle,

und hält es für die Anzeige eines sehr blutigen Krieges. Schon manchmal ist hiedurch eine ganze Gegend in Angst und Furcht gesetzt, bis man endlich fand, daß rothe Thierchen, die man Wasserflöhe nennt, sich so sehr vermehrt, und in so ungeheurer Anzahl auf der Oberfläche des Wassers verbreitet hatten, daß es, weil sie selbst roth waren, wie Blut aussah. Wenn ein Fluß besonders hoch steigt, und er dann irgendwo rothe Erde abwäscht; so kann sein Wasser auch roth, und von dem Einfältigen für Blut gehalten werden. Es entstehen bisweilen

neue Quellen,

die nach der Einbildung mancher Leute für alle Krankheiten helfen sollen, und daher von ihnen für Gesundbrunnen gehalten werden. Sie holen und trinken daraus fleissig, und glauben dann ohne alle Arzneien gesund zu werden. Aber man muß solchen Quellen nie trauen, bevor sie nicht von Aerzten untersucht und gut befunden worden sind. Man hat Beispiele, daß kränkliche Leute, die daraus tranken, gestorben sind; und gesundere das Bauchgrimmen und andre üble Zufälle bekommen haben.

Fast in jeder Gegend giebt es gewisse Quellen, die nur selten Wasser haben. Fliessen sie, so ist es eine Anzeige, daß es viel geregnet hat, und in der Luft, besonders in der Erde viel Wasser sey. Allzunasse Witterung aber ist beinahe allen Früchten schädlich, daher sagt man, die

Hungerquellen

fliessen. Es würde aber sehr sonderbar seyn, zu glauben, daß diese Quellen an und vor sich die Ursach von der darauf etwa erfolgenden Theurung wären.

Dann hat man wieder geglaubt, Gott thue besonders in theuren Zeiten dadurch ein Wunder, daß er auf eine ausserordentliche Art Brod gebe. Man fand Mondmilch, eine feine weisse

Kalkerde, die sich in Höhlen, Felsenritzen und Steinklüften findet, und aus mehligten, lockern, und sehr leichten Theilen besteht. Arme und unwissende Leute nennen sie

Berg- oder Himmelmehl,

haben sie für ein ordentliches Mehl gehalten, und zum grossen Nachtheil ihrer Gesundheit verkocht und verbacken. Alles dieß beweist nun, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo Gott ausserordentliche Dinge thut, und auf wunderbare Arten wirkt. Die Menschen aber sind einmal geneigt, zu glauben, daß dieß noch jetzt geschehe, ohnerachtet Erfahrung und Erfolg schon so oft das Gegentheil bewiesen haben. Mögte man sich doch einmal überzeugen, daß die natürlichen Wege, die Wege Gottes sind, und daß er auf denselben alles thue.

Aberglaube aus der Naturgeschichte.

Auch in die Naturgeschichte hat man viel Aberglauben gemengt. Die Regenwürmer, die in der Kühle der Nacht, oder wenn es geregnet hat, und daher der Boden feucht und locker ist, aus der Erde hervorkriechen, sollen, nach der Meinung der Unwissenden, mit dem Regen selbst aus der Luft fallen.

Der Blutigel, der in sumpfigten Wassern lebt, und Menschen das Blut aussaugt, darum, weil dieß seine liebste Nahrung ist, soll es deswegen thun, weil er bei dem Menschen Gift merke.

Manchem Thiere hat der Aberglaube sogar den Namen gegeben. Der längligte, hinten mit Schwanzgabeln versehene Wurm, der sich in Früchten und Blumen, besonders in Sonnenblumen aufhält, heißt Ohrwurm, weil er den Leuten in die Ohren laufen soll. Es ist ein blosses Mährchen, daß er darauf ausgehe; denn er kann eben so wenig, als andere Insecten das Ohrenfett vertragen. Der Wurm kriecht gern in alle Oeffnungen, und wenn er diesem Triebe nach einst jemand in die Ohren gekommen ist, so folgt noch nicht, daß es seine Natur so mit sich bringe.

Es giebt viele Arten von Blatläusen. Sie haben einen kleinen Kopf, einen Saugstachel, zwei Augen und darzwischen zwei Fühlhörner, und sechs Füsse; sehen nach Beschaffenheit der Bäume und Gesträuche, worauf sie jung geworden sind und fressen, schwarz, grün, gelb, roth, braun und weiß aus, und sitzen Haufenweis, zwei, drei bis vierfach dicht neben und über einander. Sie fressen unablässig, so daß Blätter und Knospen bald welk, schwarz und grau werden, und oft ganz verderben. Die Weibchen stechen die Blätter an, theilen die Häute von einander, und legen sodann ihre Eier dazwischen; daher werden die Blätter, worauf die Blatläuse wohnen, gleich krumm. Sie vermehren sich erstaunlich schnell, denn eine Blatlaus bringt den Sommer über (innerhalb 14 Tagen) drei bis viermal etliche hundert lebendige Junge zur Welt, und eine junge Blatlaus bringt gleich etliche Tage nach ihrer Geburt auch wieder Junge. Im Herbst legen sie Eier, damit im Frühjahr gleichwieder Junge da sind. Die das nicht wußten, haben geglaubt, sie fallen mit dem Thau aus der Luft, und nennen sie Mehlthau. Zuweilen wol, aber nicht immer haben die Blatläuse auch Flügel, so daß sie manchmal bei hunderttausenden in einem Garten können angeflogen kommen; wenn sie vom Winde aufgehoben und fortgetrieben werden. Sonst fliegen die geflügelten im Herbst auch wol von einer Pflanze zur andern, und suchen die ungeflügelten zur Begattung auf.

Die Heuschrecken oder Grashüpfer haben ihren Namen von Heu und schrecken; weil sie zur Zeit der Heuerndte besonders häufig auf den Wiesen angetroffen werden, und weil schrecken so viel heißt, als springen oder hüpfen; denn sie springen mit ihren zween Hinterfüssen über das höchste Gras weg, um ihre Nahrung zu finden, und ihren Feinden zu entgehen. Die, welche die Bedeutung jenes altdeutschen Worts nicht kannten, glaubten, sie hätten ihren Namen daher, weil Gott die bösen Menschen durch sie erschrecke, wenn sie nicht Busse thun wollen, indem er eine grosse Menge über ihre Felder kommen, und ihre Früchte verzehren lasse.

Die Grillen, Heimchen oder Zirsen, die gewöhnlich in Küchen, Brau- und Backhäusern und andern warmen Orten wohnen, machen das bekannte Geschwirr in den Küchen ꝛc. indem die Männchen ihre Oberflügel aneinander schlagen. Es giebt einfältige Leute, welche glauben, wenn die Grillen langsam und ängstlich schwirren, so entstehe ein Unglück im Hause, oder es sterbe gar jemand darin. Nur so viel ist wahr, daß es bald regnet, wenn die Grillen hastig singen. Andre glauben, man dürfe keine Grille tödten, ohne ein Unglück ins Haus zu bringen, oder sie zerfrässen dem Kleider und Schuhe, der eine von ihren Kameraden umgebracht habe. Welche Vorstellungen!

Die Schaum- oder Gotschwürmer saugen im Mai oder Juni aus den Weidenblättern eine Menge Saft, und geben denselben als einen dicken weissen Schaum oder Speichel wieder so häufig von sich, daß man glauben sollte, die Weiden wären mit Schaum überzogen. Der Kukuk sucht die unter dem Schaum sitzenden Thierchen auf und frißt sie; daher nennt man diesen Schaum sehr unrichtig Kukuksspeichel, weil man fälschlich glaubt, der Kukuk lege ihn hin.

Im Mai oder Juni fliegen, besonders des Abends, eine Art von Schmetterlingen in den Stuben herum, welche man schlechtweg Motten nennt. Diese Motten legen ihre Eier in die Pelzwerke und wollene Zeuge, und die daraus kommende Maden zerfressen dasjenige sehr, wohin sie von ihrer Mutter gelegt sind. Es ist also das fliegende Insect selbst nicht, das die Kleider zerfrißt, wie viele glauben, sondern die aus seinen Eiern entstehenden Maden.

Die Königin der Ameisen legt vom Januar bis zum September, in jede Zelle etliche, und in alle Zellen zusammen, gegen 8000 Eier. Die Arbeiter- oder Zwitterameisen sitzen etliche Tage über den Eiern, da sie denn alle weiß, bald nachher rauh und mit kleinen Haaren bedeckt werden, und endlich sich als Maden zeigen, die sich aber noch nicht von ihrer Stelle wegbewegen können. Sobald nun diese Maden groß genug sind, werden sie von den Arbeitern an einen bequemen Ort, wo sie von der Sonne beschienen werden, hingetragen. Jetzt fangen die Maden an zu

springen, und wickeln sich in ein sehr dünnes weißligtes Gewebe, und werden Püpchen. Und dieß sind diejenigen sonderbaren Dinge, die man im gemeinen Leben fälschlich Ameiseneier nennt. Man darf also nicht glauben, als ob die sogenannten Ameiseneier von den Ameisen, so wie sie sind, gelegt würden; sie sind nichts anders, als aus Maden entstandene Püpchen, welche aus Eiern kamen.

Die Eichblatswespe bohrt mit ihrem Bohrer, den sie am hintern Theil des Leibes hat, in die jungen Triebe, Stengel und Blätter der Eichen — ein Loch, und legt ihre Eier darein. Um so ein Ei her entsteht eine rundligte Erhöhung, die nach und nach hart, und endlich so groß als eine Haselnuß wird. Dieses Gewächs hat allemal ein Loch, das die Made (welche aus dem von der Wespe hineingelegten Ei entstanden) gebohrt hat, und wodurch sie nachher als Wespe geflogen ist. Die Gallapfel sind also eigentlich nicht solche Gewächse, die so wie Früchte auf den Bäumen wachsen, sondern durch eine Art Wespen verursachte Auswüchse auf den Eichblättern.

Auf den sauern Kirschblättern bemerkt man bisweilen weißlich-gelbe Striche mit Krümmungen, die im kleinen die Gestalt einer Schlange nicht undeutlich vorstellen. Abergläubische Leute betrachten diese Abbildungen sorgfältig, halten sie für Vorboten des Unglücks, und machen davon allerhand Auslegungen; als wolle Gott dadurch seine Strafgerichte anzeigen, und das Getraide auf dem Felde durch Schlangen, Heuschrecken, Mäuse ꝛc. verwüsten lassen. Im Jahr 1773 sahe man dergleichen Figuren auf gedachten Blättern in Menge, und die darauf folgenden Jahre waren doch sehr gute Kornjahre, und die Felder wurden weder von Heuschrecken, noch von Mäusen, vielweniger von Schlangen beschädigt. Die Ursach davon ist diese: Ein gewisses kleines Insect, das man Minirer oder Schanzgräber nennt, legt seine Eier ganz einzeln auf die sauern Kirschblätter, die denn durch die Wärme der Sonne ausgebrütet werden. Aus denselben kriecht eine Made, die sich ins Blatt, und darin fortfrißt. Je grösser die Made, desto dicker wird der Strich. Der Koth, welchen sie von sich giebt, macht die schwarzen Puncte. Ohnge-

Staatsbibliothek München

fehr 14 Tage nach ihrer Ausbrütung aus dem Ei, geschieht ihre Verwandlung, da sie sich denn durch die Haut des Blats durchfrißt, welcher Ort den Kopf der Schlange vorstellt. Würde es daher nicht thörigt seyn, dieß für Vorboten des Unglücks zu halten?

An einigen Pflaumen, die man besonders süß findet, sieht man eine Art von Ueberzug, und sagt, der Fuchs habe sie beleckt.

Die Stubenfliegen legen ihre Eier an allerhand saftige und unreine Orte; aber nicht auf Kleider, Bücher, Fenster und Wände, wie mancher unwissend glaubt; denn das ist blos ihr Unrath. Wären es Eier, die nach und nach lebendig würden, so würden ihrer bald eine so grosse Menge werden, daß wir uns vor ihnen nicht bergen könnten. Die Schmeisfliegen, Aas- oder Fleischfliegen legen ihre Eier auf das Fleisch todter Thiere, oder überhaupt aufs Fleisch. Und diese werden gewöhnlich schon an dem Tage, wo sie gelegt sind, lebendig, und lecken und fressen sich innerhalb neun Tagen so dick und voll an, daß sie sich verpuppen, und in neun oder zehn Tagen darauf, schon als junge Schmeisfliegen davon fliegen können. Es ist durchaus nicht wahr, was doch viele immer noch glauben, daß in dem Fleische selbst der Stof liege, woraus nachmals die Maden entstünden. Man sieht dieß offenbar daran, daß wenn in ein Gefäß (welches etwa mit dichtem Flor oder mit Leinwand so verwahrt ist, daß kein Insect dazu kann) Fleisch gethan wird, welches noch ganz rein ist, keineswegs Maden hinein kommen, und daß es ganz in Fäulnis übergeht, ohne von diesen verzehrt zu werden. Man lasse aber das Gefäß offen, so daß Fliegen dazu können, und man wird bald die Maden darin sehen.

Eben so ungereimt wäre es, zu glauben, die Mücken entstünden aus dem Wasser selbst, weil sie sich dabei besonders häufig aufhalten? Sie legen vielmehr ihre Eier in Sümpfe, Teiche und Wassergraben, indem sie sich auf ein schwimmendes Blatt, Gräsgen oder Hölzgen setzen, und ihre Eier allmählig ins Wasser fallen lassen. Aus diesen Eiern kommen Larven d. i. Maden, die da so lange Wasserflöhe und andere kleine Insecten fressen, bis sie sich verpuppen, und die Mücken heraus geflogen sind. Da

glauben denn nun aber wieder einfältige Leute, der Stof, woraus die Mücken entstehen, liege im Wasser selbst, und sie würden da ohne Zuthun ihrer Art erzeugt. Daß man doch immer bei den Sachen stehen bleibt, wie sie zu seyn scheinen, ohne nach dem Grund zu fragen. Unwissend seyn, ist keine Schande; aber unwissend bleiben wollen, das ist grosse Schande!

Wenn an Jemand eine Spinne herum gekrochen ist, so sagt man, es sey eine Anzeige, daß er Gift bei sich habe, den die Spinnen merken: und manche sind alsdann wol thörigt genug, zu laxiren, damit das Gift, wornach die Spinnen kriechen, von ihnen gehe. Es ist ein Ohngefähr, wenn an Jemand eine Spinne läuft, und daß sie keinen Gift bei ihm wittere, erhellet schon daraus, daß die Spinnen bei uns nicht giftig sind. Andre meinen, daß der glücklich sey, dem früh morgens eine Spinne auf dem Rock kriechе. Es soll nicht gut seyn, und Unglück bringen, wenn man eine Spinne tödte. Noch andre glauben die Spinnen saugten das Gift aus der Luft an, und dulden sie deswegen in den Stuben gern, weil, wie sie denken, daß da gesunde Luft sey, wo recht viel Spinnen sich befinden — ganz unrecht! Die Spinnen sind, wie gesagt, selbst nicht giftig, saugen daher gewiß auch das Gift aus der Luft nicht, und es ist dieß kein Bewegungsgrund, sie zu dulden. Ihr Nutzen besteht vielmehr darin, daß sie die Fliegen und Mücken, die uns beschwerlich seyn würden, in den Netzen fangen und aussaugen, welches sie zu dem Ende ausgespannt haben. Sie selbst dienen den Vögeln wieder zur Nahrung, und diese nutzen uns Menschen. — So ist in der Natur nichts überflüssig, und alles gereicht endlich zum besten der ersten Bewohner der Erde, zum besten der Menschen.

Die Krebse haben in dem Leibe kleine weisse Steinchen, die man in den Apotheken gebraucht, die man aber ganz unrichtig Krebsaugen nennt.

Es giebt eine Art von Pilzen oder Erdschwämmen, die man in den Apotheken kauft, und die wenn sie getrocknet sind, die besondere Eigenschaft haben, daß sie alle die Thiere tödten, die blind gebohren werden, z. B. Hunde, Ratten, Mäuse u. s. w. wenn man sie ihnen irgend worin eingiebt. Andern Thieren aber,

die sehend auf die Welt kommen, Katzen z. B. schaden sie nichts. Man nennt diese Pilze unweislich Krähenaugen.

Von der Grösse derjenigen Blumen (eigentlich sinds gelbaussehende Püschel) welche die Aloe trägt, hat man die übertriebene Meinung, daß man glaubt, der Knall, den die aufblatzende Knospe verursache, sey so stark, als wenn eine Pistole losgeschossen würde.

Sonderbar und merkwürdig ist es, daß der Stockfisch seine Gedärme und Magen zum Maul herausstrecken und ausleeren kann, um sich sodenn aufs neue wieder dick anzufressen. Alle Seeleute wissen das, und es wäre gewiß sonderbar, es deswegen zu leugnen, weil es wundersam scheint. Die Erfahrung muß in diesen und andern Fällen allein entscheiden. Thörigt aber würde es seyn, zu glauben, daß der Fisch, den man Petermännchen nennt, derjenige Fisch sey, in dessen Munde der Apostel Petrus ehedem einen Stater fand; denn man hat keine Gründe, warum man das glaubt — keine andere, als hergebrachte Sage, und etwas Aberglaube.

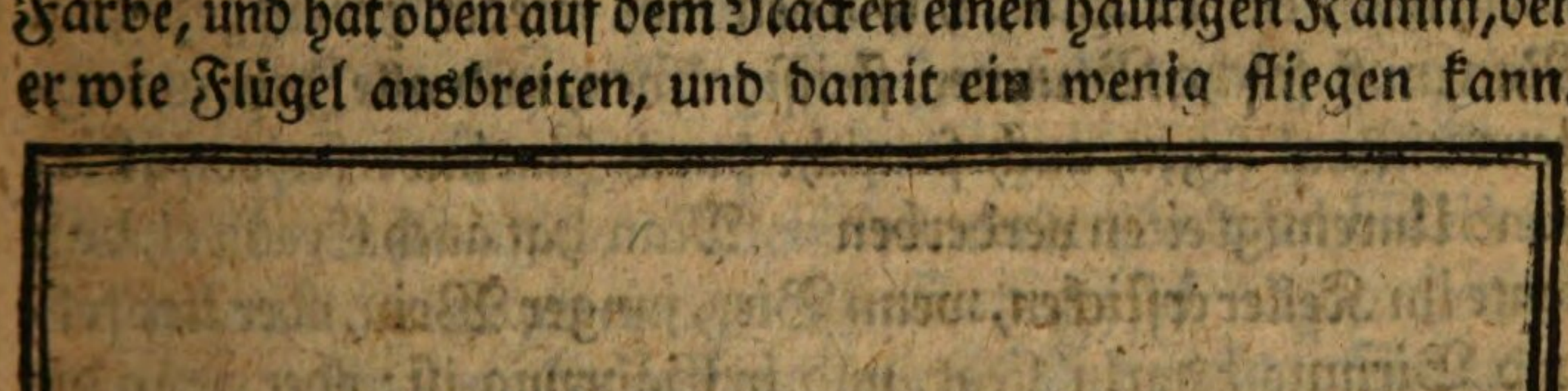
Die Neunaugen oder Pricken haben nur zwei Augen, ob sie gleich, dem Namen nach zu urtheilen, neun Augen haben müßten; denn die sieben Oefnungen an ihrem Halse sind keine Augen, sondern Luftlöcher zum Athemholen. Oben auf dem Kopf haben sie ein Spritzloch, oder eine Röhre, durch die sie das Wasser einsaugen, und es hernach seitwärts aus den Luftröhren wieder ausspritzen. Einige sagen, es geschehe umgekehrt.

Vom Propheten Jonas glaubt man gewöhnlich, daß er vom Wallfisch verschlungen, und wieder ausgespieen sey: Allein die Kehle des Wallfisches ist nur so groß, daß er Heringe und andere kleine Fische verschlingen kann: Daher besteht aus Heringen sein gewöhnlicher Fraß, und deswegen jagt er auch hinter den Heringen immer hastig drein. Wahrscheinlich muß es einer von den Haifischen gewesen seyn, vielleicht der, der jetzt unter dem Namen Menschenfresser bekannt ist. Dieser ist zehn bis zwölf Ellen lang, und vier bis fünf Ellen dick, und hat einen so breiten Rachen, daß er einen Menschen auf einmal verschlingen kann. Der Menschenfresserfisch hält sich auch in eben dem Meere auf, wo Jonas verschlungen wurde, in dem Mittelländischen: Der

Wallfisch aber in dem Nordmeer. Damals hatte man aus der Naturgeschichte noch keine so genaue Nachrichten als jetzt, und nannte jeden grossen Fisch, also auch den, der den Propheten verschlang, Wallfisch.

Die Blindschleiche wird wegen ihrer sehr kleinen Augen so genennt: Einfältige glauben sie habe gar keine.

Gehörnte Schlangen, die zwo kleine Erhöhungen über dem Kopf haben sollen, gibt es zwar in Egypten; aber keine zweiköpfigte: Denn das, was man gewöhnlich fliegende Drachen nennt, sind keine Schlangen, sondern eine Art Eidexen, die zwar mit ihren häutigen Flügeln (Flügeln von Haut) schnell von der Erde auf einen Baum, und von einem Baum auf den andern fliegen, sich aber schlechterdings nicht so frei, wie die Vögel in der Luft, herum bewegen können, und werden füglich fliegende Eidexen genannt. Der Basiliske hält sich in Egypten auf Bäumen auf, und frißt Fliegen und andere kleine Insecten. Er ist fast eine halbe Elle lang, und von bläulig-grauer und weißgefleckter Farbe, und hat oben auf dem Nacken einen häutigen Kamm, den er wie Flügel ausbreiten, und damit ein wenig fliegen kann.



Ehedem glaubte man, die Hähne legten aller sieben Jahr ein Ei, aus welchem, wenn sie von einer Kröte ausgebrütet würden Basilisken kämen, die jedes lebendige Thier, und auch den Menschen,

der sie ansähe, mit ihrem Gift auf der Stelle tödteten. Dadurch aber könne er getödtet werden, daß Jemand sich über und über mit Stroh bewickele, und ihm einen Spiegel vorhalte. Wenn denn der Basiliske im Spiegel sich selbst sähe, so ergrimme er auf sich, als ein ihm unbekantes Thier, hauchte seinen Gift aus allen Kräften nach demselben hin, um es zu tödten, der aber von dem Spiegel auf ihn zurückpralle, und ihn selbst tödte. Der Basilisk soll wie ein welscher Hahn aussehen, eine grosse blaue Nase und feurige Augen haben. — Jetzt glaubt kein Vernünftiger mehr an so etwas, weil die Ungereimtheit davon allzuklar am Tage liegt. Wenn ein Brunnen nicht oft gebraucht und sein Wasser in Bewegung gesetzt wird; so sammeln sich zuweilen böse Dünste darin, welche einen Menschen auf der Stelle tödten können; dergleichen Exempel bei dem Aufgraben alter verschüttet gewesener Brunnen oft geschehen. So war einmal in der Stadt Lora in Spanien der Deckel von einem Brunnen in denselben hineingefallen, und drei Leute, die man nach einander hinabließ, ihn zu holen, nebst einem Hunde, wurden todt wieder herausgezogen. Man muß solche Brunnen fleissig öfnen, und alle Jahr wenigstens einmal fegen, auch sie nicht durch hineinwerfen von allerhand Unreinigkeiten verderben. Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller ersticken, wenn Bier, junger Wein, oder Aepfel- und Birnmost darin liegt, und in Gährung ist; oder wenn die Schmiede und Becker ausgedampfte Kohlen darin aufschütten. In und an solchen Orten gehen denn auch die Lichter aus: Aber es ist dabei weder an einen Basilisken noch an Gespenster zu denken: Die verdickte und verunreinigte Luft thut alles.

Der Salamander ist diejenige Eidere, von der man ehedem gefabelt und geglaubt hat, daß sie im Feuer nicht verbrenne, sie möge darin liegen, so lange sie wolle. Sie ist eine Spanne lang und kaum Fingers dick, sieht oben glänzend schwarz und unten gelblich aus, und hat auf dem Rücken zwo Reihen Warzen, aus denen eine weise Feuchtigkeit fließt, wenn sie in ein Feuer geworfen wird. Sie löscht dadurch die Kohlen um sich herum allmälig aus, läuft unbeschädigt fort, und geht wieder auf ihre Fliegenjagd. Wirft man sie aber in ein allzustarkes Kohlenfeuer, daß ihre

Feuchtigkeiten nicht hinreichend sind, die Gluth zu löschen, so verbrennen sie gewiß. — Wie man doch so geneigt ist, das, was man bei dem ersten Anblick nicht gleich begreift, als Wunder darzustellen?! In der Gegend von Trident werden im Frühling und Herbst viele Salamander gefunden. Man hat mit ihnen die Probe gemacht, und sie ins Feuer geworfen; aber sie haben es keinesweges gelöscht, sondern sind davon verzehrt worden. In Ostindien besonders, giebt es diejenige Art Salamander, die sich, sobald sie auf glühende Kohlen geworfen werden, aufblasen, und aus den benannten Warzen eine schleimigte Materie spritzen, womit sie die nächsten Kohlen auslöschen, und sich also, wiewol nur auf eine kurze Zeit, darin halten können.

Man glaubt einfältiger Weise, es gebe Schlangenbeschwörer d.i. solche Leute, die durch hergesagte Formeln, oder Töne auf einer besondern Pfeife hervorgebracht, die Schlangen zwingen oder locken könnten, sich an einem gewissen Ort zu versammeln. Ein solcher steige unterdeß auf einen Baum, um nicht von ihnen angefallen zu werden. — Hiemit hat die Fabel einige Aehnlichkeit, welche man von einem Berge bei Hameln im Chur-Hannöverschen hat. Die Einwohner hatten eine sehr grosse Menge Ratten, deren sie auf keine Weise los werden konnten, bis ein unbekanter Mann gegen eine gewisse Summe sich dazu anheischig machte. Er gieng darauf mit einer Pfeife durch die Stadt und blies. Da kamen alle Ratten aus allen Häusern und Winkeln, und folgten ihn an den Berg; der that sich vor ihm auf und er verwies sie dahinein. Nun aber wollte man ihm das versprochene nicht geben; da gieng er, wärend das Gottesdienst gehalten wurde, abermals durch die Stadt, und blies auf seiner Zauberpfeife: Da folgten ihm alle Kinder der Stadt in den Berg hinein, welcher sich darauf zuthat; und man sahe sie nie wieder. Er soll sie nach Siebenbürgen unter der Erde weg geführt haben, und von ihnen sollen die dort befindlichen Lutheraner herkommen.

Der Krokodil legt sich ganze Stunden und Tage lang in das Schilf oder auf den Schlamm, ohne Bewegung hin, so daß man ihn für einen Holzstamm ansehen könnte, und lauert so auf die Menschen, die am Ufer gehen, schlafen oder baden, um sie zu

erwürgen. So bald er einen Menschen sieht, schleicht er langsam näher, und wenn er so nahe bei ihm ist, daß er ihn mit einem Sprung erreichen kann, so springt er plötzlich auf ihn los, und erdrosselt und frißt ihn. Ist er ihm aber noch zu weit entfernt, so sucht er ihn mit seinem Schwanz niederzuschlagen, denn damit kann er auch den stärksten Ochsen tödten. Man glaubte sonst, der Krokodil lege sich ins Schilf, schreie da wie ein Kind, und wenn denn jemand zu Hülfe kommen wollte, so würde er von dem betrügerischen Krokodill angefallen und getressen.

Im Schlamm können Frösche und Kröten nicht erzeugt werden. Kein Geschöpf wird ohne Fortpflanzung seiner Art erzeugt. Es ist hierbei ein fast allgemeines Vorurtheil! Wenn Frösche und Kröten ihre Eier nicht in den Sumpf legten, die von der Sonne ausgebrütet werden, so würden dergleichen Thiere da nie zu sehen seyn.

Wenn die Laubfrösch knarren,
So magst du wol auf Regen harren —

So sagt das Sprichwort von diesen Wetterpropheten ganz richtig; denn sie haben eine Vorherempfindung von der Veränderung der Witterung, und sind sehr unruhig im Wasser und quaken, wenn es regnen will. Dieß ist kein Aberglaube; denn was die Erfahrung als wahr bestätigt, kann unmöglich abergläubisch heissen. Man kann sie daher in ein Glas mit Wasser gefüllt einsperren, sie mit Fliegen füttern, und das Glas irgend wohin setzen, um an ihnen die Wetterveränderungen wahrzunehmen? Wenn man den ersten Frosch im Jahr auf dem trockenen sieht, sagt der Abergläubische, so bedeutets ein trocken Jahr; sieht man ihn aber im Wasser — ein nasses. Aber einige werden ihn immer erst auf dem trocknen, andre im Wasser sehen, und damit die Meinung der einen oder der andern jährlich eintreffen.

Die Haupttheile eines Eis bestehn ausser der äussern harten Schale aus den Weissen und Gelben. Ersteres heißt wie bekant, Eierweis, das andere Dotter. Damit nun aber das Dotter in der Mitte schweben bleibe, und sich mit dem Weisen nicht vermische, so hat es auf den Seiten zwei Bänder, von welchen es fest gehalten wird. Man nennt diese Bänder gewöhnlich Hahnen-

trit, und verbindet damit ganz andere Begrife, als man damit verbinden sollte

Der stärkste unter allen Vögeln ist wohl der **braunrothe Geier**, der sonst auch Greif genennt wird. Er ist mit ausgebreiteten Flügeln 8 Ellen breit, und so stark, daß er ein Schaaf in der Luft wegführen kann. Ja, wenn ihrer zwei beisammen sind, so fallen sie auch wol einen Ochsen an, und machen ihn todt. Einer packt ihm die Augen aus, und der andere reißt ihm den Bauch auf, und zieht das Eingeweide heraus, bis er todt zur Erde fällt. Wem fallen aber hiebei die Märchen nicht ein, die von dem **Vogel Greif** erzählt werden? besonders von dem, der den in eine Haut genäheten Robinson übers Meer soll getragen haben, und von dem einige glauben, daß eine einzige Feder von ihm, so groß wie ein Baum gewesen sey.

Die **Neuntödter** oder **Würger** sind nur so groß als Lerchen und Sperlinge, fressen die kleinen Vögel, die sie bezwingen und erwürgen können, und im Nothfall auch Insecten. Da glauben denn aber wieder einige, es sey der Natur dieser Vögel eigen, täglich gerade 9 Thiere zu tödten, und sie könnten nicht eher ruhen, als bis sie diese Anzahl gewürgt hätten.

Der **Paradiesvogel** sieht sehr schön aus, ist ohngefehr so groß wie ein Staar, und hält sich in Ostindien auf. Er ist derjenige Vogel, von dem viele Leute ehedem einfältiger Weise geglaubt haben, er komme aus dem Paradiese her, habe keine Füsse, schwebe immer in der Luft, und lebe von der Luft, und vermehre sich auch in der Luft, indem das Weibchen ihre Eier dem Männchen auf den Rücken lege, und darauf ausbrüten lasse, und falle nicht anders als todt zur Erde: Lebendig sey noch keiner herunter gekommen. — Endlich aber entdeckte man den Betrug der Indianer, daß sie diese Vögel jung fingen, und ihnen die Füsse abschnitten, und sie so den leichtgläubigen Europäern als Wundervögel theuer verkauften. — Die Europäer betrogen damals und betrügen noch jetzt die Indianer mannigfaltig: Die Europäer aber waren doch auch so klug nicht, und die Indianer nicht so dumm, daß jene sich nicht hätten betrügen lassen, und diese ihre Betrüger nicht hätten wieder betrügen sollen.

Ehedem schrieben grosse Gelehrte von dem Vogel Phönix, der nicht vorhanden war. Man glaubte von ihm, daß er unsterblich sey, denn aus seiner Asche komme immer ein neuer Vogel hervor. Endlich warf man die Frage auf: Giebt es einen Phönix? Man untersuchte und fand, daß es keinen gebe. — Nicht so ist es mit dem Kraken, dessen Daseyn man bezweifelt, und davon man die Erzählungen lange für Fabel gehalten hat. Es hat sich wirklich bestätigt, daß im Nordmeer zwischen Schottland, Norwegen und Island ein Thier sich aufhält, gegen welches der grosse Wallfisch vielleicht nur ganz klein ist. Am 5 August 1786 hat man ihn bei Schottland abermahls beobachtet, und ihn zwei bis drei Klafter d. i. sechs bis neun Ellen über dem Wasser hervorragen sehen. Gewiß aber war er noch tief unter dem Wasser. Die Gesellschaft der Schiffer hat ihre Bemerkungen darüber zu Dundee in Schottland eidlich ausgesagt. Sie sahen den Kraken, der eine englische Meile lang und hundert Klafter breit war, einige Meilen von der Insel Mey. Er soll in der äussern Gestalt viel einer Spinne gleichen, und mit baumdicken und haushohen Fühlhörnern versehen seyn. Derjenige Theil des Rückens, der über dem Wasser zu sehen ist, soll einer Insel gleich sehen, auf der drei Berge hervorragen, einen grossen Umfang haben, und mit allerhand bedeckt seyn. Der Krake soll auf dem Grund des Meers wohnen, und nur im Sommer bei stiller Witterung, und zwar jeden Sommer nur einmal, bis auf die Oberfläche des Meers, sehr langsam gerade herauf kommen. Bei dieser Gelegenheit glaubt man, fresse er sich auf ein ganzes Jahr satt; und um einen recht festlichen Schmaus zu halten, entledige er sich seines Unraths, der das Wasser trübe mache, und für die Fische einen so angenehmen Geruch habe, daß sie von allen Seiten in Menge herbei kämen. Nun öffne er seinen Rachen, und verschlinge sie. Habe er dann seinen grossen Wanst gefüllt; so sinke er langsam wieder in den Abgrund, und verdaue an seinem Fraß ein ganzes Jahr. Vielleicht ist es auch blos ein natürlicher Trieb, wenn der Krake sich sehen läßt, dabei der Schöpfer die Absicht hat, dieses Thier zur Bewunderung seiner Macht darzustellen. Oder wie, wenn die angenehme Witterung es dazu reizte? denn

man hat bemerkt, daß es bei Veränderung der Witterung wieder verschwindet.

Ganz ungegründet aber ist im Gegentheil die Meinung von den sogenannten Seejungfern. Die obere Hälfte soll Mensch von jungferlichem Ansehen, die andere Fisch seyn; und sie sollen durch ihren Gesang Sturm verkündigen.

Wem sollte auch wol der Lindwurm unbekant seyn, den, nach einfältiger Sage, Ritter Georg erlegt hat. Man beschreibt ihn als einen auf zwei Füssen stehenden, mit scharfen Krallen und Zähnen, besonders aber sehr gefährlichem Schwanz versehenen, langen, dicken Wurm. Man findet ihn samt dem Ritter G., zur größten Stöhrung der Andacht selbst in Kirchen, oft in Lebensgrösse abgebildet.

Der Pelekan oder die Kropfgans ist so groß als ein Schwan, sieht fast ganz weiß aus, hat beinahe einen ellenlangen und 2 Finger breiten Schnabel, und unter demselben einen langen tiefen Sack hängen, und frißt Fische und Würmer. Er steckt seinen langen Schnabel ins Wasser, sperrt ihn von einander, und füllt seinen Sack mit Wasser, Fischen und Würmern an. Merkt er, daß er eine Mahlzeit Fische gefangen hat, so zieht er ihn heraus, und frißt sie nach Bequemlichkeit auf. Hat er Junge, so fliegt er mit vollem Sack zu ihnen hin, und speiet ihnen alles vor, was darin ist, Wasser, Fische und Würmer. Und von diesem Vorspeien kommt vermuthlich die Fabel, daß er sich die Brust aufhacke, und seine Jungen mit Blut füttere.

Weil die Ente alles sehr bald verdauet, und wieder wegwirft; so hat man von ihr gefabelt, daß sie nur einen Darm habe. Auch hat man gesagt, würden aus einer Ente, die man im Topf lebendig in die Erde grabe, lauter Kröten. — Welche Begrife von der Fortpflanzung der Thiere!

Der Storch ist ein bekanter Vogel. Er baut sein Nest auf Häuser, Kirchen, alte Thürme und abgeköpfte Bäume, läßt auf sich regnen und wehen, und fürchtet weder Bliz noch Donner. Das heisse Afrika, und die wärmern Gegenden von Asien und Europa sind sein Vaterland. Zu uns nach Deutschland kommt er erst im März oder April, zieht drei oder vier Junge

groß, und fliegt mit ihnen wieder dahin, wo er hergekommen ist.

Man liebt den Storch, weil er nicht nur keinen Schaden thut, sondern auch sehr nützlich ist, denn er frißt Schlangen und anderes Ungeziefer weg: Ja einige halten ihn sogar für einen heiligen Vogel, den man auf keine Weise beleidigen dürfe, und glauben, er bringe Glück in dasjenige Haus, worauf er wohne. Solche bauen ihm daher oft ein Nest auf ihr Haus, und sorgen eifrig dafür, daß es im guten Stande bleibe, damit es der Vogel das nächste Jahr wieder bewohnen könne. Denn so bald der Storch im Frühjahr wieder zurück kommt; so sucht er das Dorf und den Ort, wo er das vorige Jahr genistet hatte. Ist sein altes Nest noch da, und im guten Stande; so putzt er es aus und wohnt wieder darin. Ist es aber nicht mehr bewohnbar, oder gar nicht mehr da, so hohlt er im nächsten Gehölz Reiser und baut sich ein neues. So einfältig ist jetzt aber wol niemand mehr, daß er glaubt, der Blitz könne in das Haus nicht schlagen, wo ein Storch wohnt, oder es könne da kein Feuer auskommen, oder wenn etwas auskäme, so löschten die Störche es? Denn hundert Fälle haben das Gegentheil gelehrt. Der Blitz hat oft schon in das Haus geschlagen, auf dem ein Storchnest war, oft schon ist in einem solchen Hause Feuer ausgekommen, und die Störche flogen davon, und liessen es zusamt ihrem Nest verbrennen.

Unter den Schnepfen giebt es eine Art, welche Heerschnepfe oder Himmelsziege heißt: Sie fliegt so hoch, daß man sie nicht sieht, sondern nur meck! meck! schreien hört. Eben deswegen, weil sie fast wie eine Ziege schreien kann, aus keiner andern Ursach, nennt man sie Himmelsziege.

Nordamerika ist das Vaterland des Welschenhahns oder Puters: Von da ist er bis zu uns gebracht worden, und hat sich hier fortgepflanzt. Ehedem glaubte man Kalekut in Ostindien wär es: Daher nennt man ihn noch jetzt unrichtiger Weise Kalekutschenhahn.

Zuweilen legen die Hüner auch Eier ohne Schalen, welche man Windeier nennt; und dann findet man auch Eier, worin zween Dotter sind. Es liegt darin aber nichts vorbedeutendes, noch weniger kann man glauben, daß solche Hüner behext sind.

Die Schwalben werden von vielen für heilige Vögel gehalten, denen man ja nichts zu Leide thun dürfe. Nützlich sind sie wol, denn sie fangen eine Menge Insecten weg, die uns sonst beschwerlich seyn würden; und deswegen ist es unrecht sie zu tödten. Aber Sünde begeht man damit eben nicht. Da wo Schwalben an ein Haus bauen, glaubt man, sey Glück; und man läßt sie ungestört die Häuser beklecken: Wo aber Sperlinge anbauen, sey Unglück; und man zerstört ihre Nester. Wo Sperlinge die Schwalben vertreiben, da denkt man, vertreibt das Unglück das Glück, und wird unruhig. Die Schwalben sind nützlich, die Sperlinge schädlich; folglich bedeuten jene nach der gewöhnlichen Meinung Glück; diese Unglück.

Die Nachtschwalbe, welche die größte unter allen ist, heißt sonst auch Hexe oder Ziegenmelker — Hexe — weil die dumme Einfalt ehedem glaubte, sie thue Menschen und Vieh allerhand Tort an — Ziegenmelker — weil sie sich des Nachts in die Ställe schleiche, und den Ziegen die Milch aussauge. So etwas glaubt jetzt aber kein Vernünftiger mehr! Sie fliegt des Nachts herum, um die Nachtschmetterlinge zu fangen, die ihr zur Nahrung dienen; und daher kann es geschehen, daß sie des Nachts oder in der Dämmerung zuweilen an Scheunen und Ställen herumflattert: Allein dieß thut sie der Nahrung wegen, nicht die Thiere zu melken, welches auch gänzlich mit dem Bau ihres Körpers streitet.

Die Nachtrabe soll ein Vogel seyn, der durch einen lauten, einförmigen Ton, sich des Nachts in der Luft hören lasse. Man erzählt davon viel abgeschmackte Dinge. Einige bilden sich sogar ein, daß der Teufel sich in die Gestalt der Nachtraben verstelle, und daß er demjenigen Hals und Bein breche, der sich unterstehe, ihr nachzurufen; daher ihre Stimme dem Einfältigen immer schreckhaft ist. Aber es giebt eigentlich keine Nachtrabe; sondern der Rohrdommel und Fischreiher sind es, die, wenn sie des Nachts fliegen, diesen lauten, einförmigen Ton machen.

Auch die Heerschnepfen, welche sonst auch Haberböcke oder Himmelsziegen heissen, geben einen solchen Ton, der, besonders des Nachts, dem Furchtsamen Grausen erregt. Sie halten sich

an sumpfigten Oertern auf. und das Männchen schreckt mit seiner meckernden Stimme, welche es so wol im Sitzen als im Fliegen hören läßt, den Abergläubischen, der einen Ziegenbock meckern zu hören glaubt, und dann, wenn er nichts sieht, wol gar denkt, daß dieser Ort ein Aufenthalt der Gespenster und Nachtgeister sey.

Der Siebenschläfer ist ein Thier fast so groß wie ein Eichhörnchen, und schläft gewöhnlich 7 Monate in einem weg; zuweilen länger, zuweilen kürzer, je nach dem der Winter heftig ist oder nicht, lange oder nicht lange dauert. Denn im Herbst legt er sich schon in sein Loch, rollt sich zusammen und erstarrt; im Mai erwacht er wieder und kommt hervor. Doch erwacht er zuweilen auch mitten im Winter, wenn es nemlich etliche Tage hinter einander recht warm gewesen ist, steht auf und sucht sich was zu fressen. Sobald es aber kalt wird, erstarrt er wieder, und seine Erstarrung ist so stark, daß man ihn in die Hand nehmen, rütteln und drücken, ja auf der Erde wegrollen darf, ohne daß er erwacht. Einige denken, er schlafe durch sein ganzes Leben, abwechselnd 7 Stunden, dann wache er eben so lange, und schlafe wieder ein; und daher habe er den Nahmen Siebenschläfer bekommen.

Daß es einen Rattenkönig mit zehn Köpfen geben soll, ist eine alberne Fabel, die vermuthlich auf folgende Weise entstanden ist: Es kommt zuweilen eine Menge Ratten zusammen, spielen und verwickeln ihre langen Schwänze, daß sie so leicht nicht wieder von einander loskommen können. Da dieß nun vermuthlich einst ein Unwissender sah, und nicht wußte, was er daraus machen sollte, sagte er, daß er eine Ratte mit zehn Köpfen gesehen habe, welche wol der Rattenkönig gewesen seyn würde. Andre glaubten das Wunderthier, und nun hatte man einen Rattenkönig. Aber er war nur in den Köpfen derer, die gern glauben, was albern ist, ohne es selbst gesehen oder untersucht zu haben. Wo ein Stückchen vom Rattenkönig im Hause ist, sagt man, da bleibt keine Ratte.

Des Maulwurfs stärkster Sinn ist der Geruch, nach diesem richtet er sich im Wühlen; aber er hat auch Augen und Ohren, sieht und hört also. Diese sind jedoch mit Haaren so dicht bewachsen, daß man sie nicht bemerkt. Daher glaubte man sonst,

der Maulwurf könne gar nicht sehen und hören, weil er keine Augen und Ohren habe, sondern er müsse alles riechen und fühlen. Wenn die Maulwürfe im Frühjahr häufig aufwerfen, so prophezeihet der Abergläubische daraus guten Graswachs. Es mag zwar seyn, daß die von den Maulwürfen aus gutem Boden aufgestoßne Erde, wenn sie zu rechter Zeit gut zerstreuet wird, einen vermoseten Rasenboden zu jüngerer und süsserer Grasfrucht bringt; allein wenn man die Maulwürfe, aus dieser Ursach sich vermehren, und die Wiesen durchwühlen lassen wollte; so würde der daher entstehende Schade weit grösser seyn als der Nutzen. Man rottet sie vor dem Winter aus, ehe sie Junge bekommen, und es ist viel besser, die Wiesen mit guter Schutterde oder anderm Dünger zu überfahren.

Der **Vielfraß** hat seinen Nahmen vom vielen Fressen, denn er frißt den ganzen Tag und scheint doch nie recht satt zu seyn, er ist räuberischer und unersättlicher als der Wolf. — Es ist aber eine Fabel, daß er sich, wenn er allzuviel gefressen habe, zwischen zween, nahe beisamstehende Bäume dringe, und seinen dicken Wanst hinten ausleere, um vom neuen fressen zu können.

Der **Hund** hat unter der Zunge einen längligt fleischigten Theil, den man den Tollwurm nennt. Wenn ihm dieser genommen sey, glaubt man; so könne er nicht toll werden. Die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil.

Die **Faraonsmaus**, Faraonsratte oder der Ichneumon, ist fast so groß als ein Marder, und wohnt vorzüglich in Egypten an den Ufern des Meers und des Nils. In Egypten macht man sie zahm, und gebraucht sie in den Häusern, wie wir unsre Katzen zum Mäuse- und Rattenfangen; aber sie machen ausserdem auf alles, was sie lebendiges vorfinden und bezwingen können, Jagd, und fürchten sich sogar vor Hunden, Katzen und jungen Krokodillen nicht, sondern fallen sie an, und bezwingen und fressen sie. Die Krokodilleier, die sie mit vieler List aus dem Sand zu scharren wissen, sind ihr beßter Fraß, und da sie deren oft 300 bis 400 zerbrechen, so werden sie für Feinde der Krokodille gehalten, welche die schädliche Vermehrung derselben hindern. Aber das ist ohnstreitig ganz falsch, daß sie den schlafenden Krokodillen durch

den Rachen in den Leib kriechen, und darin die Eingeweide auffressen, sodann aber wieder beim Rachen heraus spazieren, oder gar ein Loch durch der Krokodille Bäuche bohren und sodann hastig davon fliehen. — Diese Fabel mit dem Ichneumon entstand vielleicht daher, daß der Scinx oder das Erdkrokodill dem schlafenden grossen Krokodill in den Rachen geht, ihm die Uiberbleibsel von dem Fraße zwischen den Zähnen auszufressen.

Das Elendthier kann den Schlitten in einem Tage 40 bis 50 Meilen durch den Schnee fortziehen, ohne nur einmal still zu stehen, oder zu fressen. Seine Haut ist sehr dick, und wenn sie gegerbt ist, so hart und fest, daß man mit einer Flindenkugel kein Loch in sie schiessen kann. Es ist so groß wie ein Pferd, und kann einen Menschen oder ein Thier, mit einem Schlag seines Vorderfusses tödten. Man darf nicht glauben, daß das Elendthier seinen Nahmen daher habe, weil es dem Elend oder der fallenden Sucht zuweilen unterworfen sey?

Das Rennthier, welches dem Elendthier und dem Hirsch ähnlich ist, auch wie diese, Geweihe trägt, kann, wenn es vor dem Schlitten gespannt wird, in einem Tage 20 bis 30 Meilen laufen. Sonst glaubte man, das Rennthier brauche keine Ziegel; sondern man dürfe ihm nur ins Ohr sagen, wohin es solle.

Das Stachelschwein ist mit langen knöchernen, weissen und schwarzen, oder röthligten Stacheln bedeckt, die es, wenn es will, erheben und niederlegen kann: Die mehresten sind etwas über eine Virtelelle, die größten aber fast eine Elle lang. Und mit diesen Stacheln wehrt es sich gegen seine Feinde; denn es kann sich so zusammenrollen, Kopf und Füsse so dicht anziehen, daß man nichts als die Stacheln sieht, und es herumwälzen, und von einer Stelle zur andern werfen darf, ohne daß es ihm Schaden thut. Wenn ein Feind ihm nahe kömmt, so fährt es schnell auf, schüttelt die Haut wie ein Hund, der eben aus dem Wasser gekommen ist, erhebt seine Stacheln und macht damit ein Geräusch, um sie zu schrecken. Kommt der Feind ihm näher, so rollt es sich zusammen, und bleibt unbeweglich liegen, und nun kann ihm auch der stärkste Löwe nichts thun. Ehedem glaubte man, das Stachelschwein laufe seinem Feind mit grossem Gerassel entgegen,

und schiesse einen Stachel auf ihn los: Aber das kann es nicht; denn seine Stacheln sitzen unbeweglich fest. Das aber ist wahr, daß es sich zusammenrollt, sich über Schlangen und Eidexen so lange her wälzt, bis sie todt sind, und sie alsdenn frißt.

Die Igel, welche mit dem Stachelschwein die größte Aehnlichkeit haben, rollen sich zusammen, und wälzen sich über die unter den Bäumen liegenden Aepfel und Birnen so lange her, bis etliche an den Stacheln stecken bleiben, und so tragen sie sie in ihr Loch. Daß sie auf die Obstbäume steigen, und reife Birnen und Aepfel abschütteln, um sie nachher zu fressen, den Kühen und Ziegen die Milch aussaugen, wie manche Leute glauben, ist nicht wahr. Unter

Hexen und Hexenmeistern

versteht man Leute, von denen man glaubt, daß sie durch geheime Künste, ausserordentliche Dinge hervorbringen können; wobey auch der Teufel geschäftig sey. Leider giebt es jetzt noch in manchen Klöstern Hexenpaters, d. s. solche Mönche, die sich auf Bannen und Vertreibung der Hexen und des Teufels legen; die Hexenpulver verkaufen u. s. w. Im Jahr 1786 wohnte noch ein Zauberer in der Grafschaft Lippe-Detmold, auf der sogenannten Knetterheide, ohnweit Schöttmar, der, weil er gestohlne Sachen nachwies, Curen unternahm ꝛc. besonders aus der Grafschaft Ravensberg viel Verdienst hatte. Vor ihm furchten sich die Diebe mehr als vor der Obrigkeit. Einst wurde in jener Gegend einem Manne alles sein Fleisch gestohlen, was er sich eben eingeschlachtet hatte, darüber er so aufgebracht ward, daß er öffentlich sagte, er wolle nach der Knetterheide gehen, und dem Diebe ein Auge ausschlagen lassen. Er gieng wirklich dahin, traf aber den Hexenmann nicht an. Während dieser Abwesenheit ward ihm jedoch sein Fleisch wiedergebracht. Hätte er den Hexenmeister zu Hause gefunden; so hätte dieser ihn vorserste mit dem Bescheid nach Hause geschickt, daß er, wenn sein Fleisch in 3 oder 4 mal 24 Stunden nicht wiedergebracht würde, wiederkommen mögte, und der Dieb solle denn ein Auge verlieh-

ren. — Während der Zeit nun konnte es der Dieb wirklich wiederbringen, wie es jetzt auch geschah; oder der Diebstahl konnte entdeckt werden, welches so oft der Fall ist; oder der Frager kam nicht wieder, weil ihm der erste Zorn vergangen war; oder es konnte jemand zu eben der Zeit, wiewol durch Zufall einen Schaden am Auge bekommen, und dann für den Dieb gehalten werden, wie es schon oft geschehen ist. Einst starb ein Bauer, den ein Zweig im Walde um das eine Auge gebracht hatte. Dieser Verlust fiel gerade in die Zeit, wo ein Bestohlner dem Diebe (wie er glaubte) ein Auge hatte ausschlagen lassen; und der Einäugige starb in dem Verdacht hin, daß er ein Dieb sey. Durch solche Zufälle wird das Ansehen der sogenanten Hexenmeister oft sehr groß. Wenn man einen sieht, der ein beschädigtes Auge hat, das besonders so aussieht, als sey ein Schnitt hinein geschehen; so ist man thörigt genug, zu glauben und zu sagen, daß er wol ein Dieb sey, und ein Hexenmeister ihm den Possen gethan habe. Je weiter man in die alten Zeiten geht, desto mehr findet man, daß das Ansehen derjenigen groß gewesen ist, die man für Hexenmeister oder Hexen hielt, und daß man geneigt gewesen ist, jeden für einen Hexenmeister zu halten, der etwas that, das man nicht gleich begreifen konnte. Dieses Schicksal hatte unter vielen andern auch Otto von Guerike, der Erfinder der Luftpumpe. Man fürchtete sie wie den Teufel selbst, weil man durch nichts vor ihrer Macht gesichert zu seyn glaubte. Endlich fieng man an, die, welche man dafür hielt, aufzusuchen, und zu martern; denn man wollte das schreckliche Hexengeschlecht ganz ausrotten. Wir sind glücklich, daß wir nicht mehr in den Zeiten leben, wo wir in Gefahr sind, durch die Folter zu dem Geständnis gebracht zu werden, daß wir hexen könnten, und mit dem Teufel zu thun gehabt hätten; wenn der Neid sich wieder uns erhebt, oder wir das Unglück haben, daß eine feurige Gestalt in unsern Schornstein zieht. Manches gute Mütterchen, mancher ehrliche Alte ist wegen rother Augen verbrennt worden; denn dieß hielt die Einfalt ehedem für das untrügliche Zeichen der Hexen. Aber auch unsere Zeiten sind nicht ganz frei von solchen grausamen, die Menschheit entehrenden Begebenheiten. Noch im Jahr 1783 ward

eine Weibsperson nach richterlichem Spruch und Urtheil als Hexe getödtet.

Eine neunjährige Tochter in Glarus war krank, und brach Stecknadeln aus. Mehrere Personen sahen diese Nadeln; aber nicht das Ausspeien derselben. Wie wäre dieß auch möglich gewesen, daß nicht eine im Schlunde hätte sollen stecken bleiben. Des Kindes Fuß war gelähmt, und der Vater, Nahmens Tschudi, der selbst ein Arzt war, sagte: Er sey so dürr gewesen, daß man ihn wie einen Zwirnfaden durch ein Nadelöhr habe ziehen können. Doch konnte das Kind mit diesem dürren Fuß hohe Sprünge machen, und wuß e nichts anzugeben, als daß es einige Wochen vorher, von der Magd Anna Göldin, einen Honigkuchen erhalten hätte. Der Vater schickte zu einem Vieharzt, und dieser Abergläubische gab den Bescheid: In dem Honigkuchen sey Stecknadelsamen gewesen, welcher in dem Magen des Kindes ausgebrütet werde, und da zur Reife gedeihe.— Die Stecknadeln kamen wohl poliert und mit den gehörigen Köpfen versehen zum Vorschein. Die Magd, welche eine Untersuchung fürchtete, entfloh; aber man ward ihrer wieder habhaft. Nun sollte sie des Kindes dürren Fuß heilen; und ohnerachtet sie dazu weder übernatürliche Kräfte, noch natürliche Mittel hatte, so mußte sie doch, aus Furcht, die Kur anfangen, und sie gelang

nach 18 Tagen wirklich. Man brachte nemlich das Kind um Mitternacht aufs Rathhaus; die Delinquentin berührte es, aber es half nichts. Endlich sagte sie: Sie könne es nur da heilen, wo sie es behext hätte. Man führte sie dahin, sie beugte den contrakten Fuß verschiedentlich zusammen; und nun konnte das Kind, von zween Personen unterstützt, einige Schritte gehen. Nun war es gewiß, daß die Magd eine Hexe sey; da sie aber nicht bekennen wolte und konnte; so wurde sie sechsmal auf das schärfste gefoltert, und sie bekannte nun, was man wollte. Aus Furcht vor ähnlicher Behandlung entleibte der, von welchem die Magd den Honigkuchen bekommen zu haben vorgab, Namens Steinmüller, sich im Gefängnis; die Magd aber ward als Hexe mit dem Schwert hingerichtet. Man hat die Sache nicht gehörig untersucht; sonst würde der dabei gewiß versteckte Betrug wol an den Tag gekommen seyn. Wenn das Kind wirklich Stecknadeln gespien hat; so sind sie ihm wol in einer schwer zu verdauenden Masse zu gewissen Absichten eingegeben worden. Nach Endigung dieses Processes fand sich in Weislingen, im Kanton Zürch, ein Knabe, der eiserne Nägel von sich zu brechen schien. Er ward endlich nach Zürch gebracht, und bekante, daß alles Betrug sey.

So gebührt Aberglaube noch jetzt Unsinn, Menschenqual und Mord. Es ist nicht zu leugnen, daß es immer Leute gegeben hat, die sich auf geheime Künste legten, und dadurch allerlei bewirkt und hervorgebracht haben, was in den Augen des Unwissenden und Abergläubischen ausserordentlich schien, und als ob es nicht ohne Hülfe einer höhern Macht geschehen könne: Aber das Forscherauge anderer entdeckte am Ende immer, was jene nicht zu sehen vermogten. Hier zeigte man die Nadeln, die das Kind sollte ausgespien haben; aber keiner sahe, daß dieß wirklich erfolge. So war es immer, so würde es noch jetzt bei allen Hexengeschichten seyn, wenn sich, Gott Lob, ihre Anzahl nicht so sehr verringert hätte. Mögten sie sich ganz verliehren, und ihr Andenken von der Erde ausgerottet werden! Betrüger, die ihr Ansehen bei andern erhalten, und dadurch den bisherigen reichen Gewinn beibehalten wollen, müssen ihre Kunst so ehrwür-

dig als möglich darzustellen suchen; müssen selbst lehren, daß eine unsichtbare Macht mit ihnen sey: Und was ist leichter, als unter einem abergläubischen Volk das Ansehen zu erhalten, daß man durch den Teufel Thaten thun könne? Gewinnsucht und Liebe zum sonderbaren waren die gewöhnlichen Ursachen, daß Hexen auftraten; Neid und Haß, daß man solche dafür ausgab, die nicht dafür gehalten seyn wollten. Liederliche und Faullenzer, die auf keine ehrliche Art ihr Brod verdienen können oder wollen, geben selbst dazu Anlaß, daß man sie für so etwas hält, und sehen es gern, wenn sich dieser Ruf weit ausbreitet; denn je grösser er ist, desto besser ist die Einnahme, und desto grösser das Vertrauen, desto glücklicher der Erfolg im Heilen. Auf der andern Seite ist der fleissige, sparsame Wirth in Gefahr, von denen, die ihn hassen, für einen Hexenmeister gehalten zu werden. Der Mann, sagt der erste, hilft sich seit einiger Zeit recht auf, und man weiß nicht, wie es zugeht. Der andere setzt mit bedeutender Miene hinzu, daß das Ding seinem Haken haben müsse. Der dritte, er habe schon davon munkeln gehört. Der vierte ist seines Glaubens gewiß; es ist in dem Hause nicht allzurichtig. Die andern setzen nach Belieben dazu; der eine hat darin ein ausserordentliches Pochen und Poltern gehört; der andere hat bemerkt, daß der Mann das Geld immer aus einem gewissen Kasten nehme, worin es nie alle werde, und daß darin ohnfehlbar der Kobold sey. Die Sage die alles zwölfmal vergrössert, fliegt damit in alle Häuser, durch Stadt und Land, und der Nahme des ehrlichen Mannes ist auf immer beschmuzt. Freilich bleibt in den Augen des Pöbels manches geheim, und darum ausserordentlich, wenn gleich der klügere die wahre Beschaffenheit davon leicht erfährt. Tausend Beispiele könnten davon aufgeführt werden! Zu Bilson in der Grafschaft Stafford, (in England) lebte ein Knabe, von welchem jederman glaubte, daß er vom Teufel besessen, und behext sey. Die Jesuiten besuchten ihn fleissig, beteten vor ihm, und wendeten ihre Künste an, den Teufel auszutreiben. Sie gaben den Eltern auch Hoffnung, und sagten ihnen, daß sie daher die Wahrheit und Heiligkeit der catholischen Religion erkennen sollten. Einmal besuchten sie

ihn allein, ein andermal in Gesellschaft anderer; aber immer wollte der böse Geist noch nicht weichen. Wenn der Knabe den Anfall hatte; so gab er durch Zeichen zu erkennen, daß eine gewisse alte Frau, welche nicht weit von seinem Vater wohnte, ihm einen bösen Geist zugeschickt habe; und wenn er ihn verließ, sagte er mit deutlichen Worten, daß sie eine Hexe und die Ursache seines Unglücks sey. Die Frau wurde daher, nebst dem Knaben vor das geistliche Gericht zu Litchfield gebracht; und ehe jene in die Gerichtsstube trat, bekam dieser den heftigsten Anfall, und schrie: Jetzt kommt sie, jetzt kommt mein Plagegeist. Endlich traten auch des Knaben Eltern, als Zeugen gegen die Frau auf; und da diese erschien, bekam der Knabe abermals den Anfall, daher die Geschwornen sie für schuldig erklärten und zum Tode verdammten. Der Bischof von Litchfield urtheilte, daß es eine Betrügerei der Jesuiten sey, und verschaffte, um sie zu entdecken, der Frau eine Frist, während welcher Zeit er den Knaben in seinem Hause behalten und genau bewachen wolle. Es geschah. Weil nun der Knabe hier keine Bewundrer fand, indem ihn keiner weiter sah, als die ihn bewachten, wurde er so verdrüßlich, daß er zuweilen in zwei bis drei Tagen nichts essen wollte. Sein Hals fing an zu schwellen, er lag in seinem Bett bald ohne alle Empfindung, bald sah er die Leute starr an, ein Schaum stand auf seinem Mund, und wenn Leute bei ihm stunden, schlug er um sich. Er redete kein Wort, ausser wenn er den Anfall hatte, aber dann ganz unverständlich, und stellte sich dabei ungeberdig. Der Bischof behandelte ihn abwechselnd gütig und hart; und da er ihm einmal sechs derbe Schläge mit einem Stock gab, blieb er dabey ganz unempfindlich. Einmal steckte man ihm zwischen die Nägel an Händen und Füssen Nadeln, hielt ein brennendes Licht so nahe als möglich an seine Augen; aber er bewegte sich nicht, und drückte die Augenlieder nicht zu. Endlich wurde er desperat, und gab, indem er auf Messer und dergleichen zeigte, nicht undeutlich zu verstehen, daß er sich ein Leid zufügen wolle. Man bewachte ihn daher noch genauer, und in diesem Zustande blieb er ein ganzes Vierteljahr. Der Urin wurde zuletzt schwarz, daß die Aerzte nicht wußten, was sie davon denken sollten, und der

Bischof sich entschloß, keine weitere Versuche anzustellen. Aber er bestellte noch einen treuen Bedienten, welcher durch ein Loch in der Mauer, das dem Knaben nicht bekant war, genau auf ihn acht geben sollte. Indeß geht der Bischof mit seinem ganzen Hause in die Kirche, und im ganzen Hause herscht Stille. Da der Knabe keinen bei sich sieht, und kein Geräusch hört, richtet er sich im Bett auf, horcht, ob sich wo was regt, steht auf, und nimmt aus dem Stroh ein Dintefaß, gießt auf Baumwolle etwas daheraus, und steckt diese unter die Vorhaut, worauf er das Dintefaß wieder verbirgt und sich zu Bett legt. Der Bischof fragt, nachdem er zurückgekommen ist, wie er sich befände? Er weist mit entstellten Geberden und mit Murmeln auf sein Wasser: Der Bischof aber sagt ihm, daß seine Betrügerei entdeckt sey, und droht ihn mit dem Zuchthaus, dafern er nicht bekennen würde; und er gesteht endlich: Ein Mann, welcher Sachen zum Verkauf herum getragen, habe ihm begegnet, und ihn beredet, mit nach Giffords Haus zu gehen, wo man ihm wohl begegnen würde. Er geht dahin und findet jene Priester, die ihm Geld geben und viel versprechen, wenn er das thun wolle, was sie ihm sagen wollten? Nachdem er drei Tage bei ihnen gewesen, habe er alles so gefaßt, daß sie ihn nach Hause gehen geheissen. Er kommt zum grossem Entsetzen seiner Eltern als ein Rasender dahin und spielt um so mehr, da seine arme Eltern seinetwegen von denen Gaben empfangen, die ihn sehen, seine Rolle noch länger, daher er auch den Teufel von den Priestern nicht habe wollen austreiben lassen. Diese hätten es ihm gesagt, daß er jene alte Frau, die ohnedem sehr zanksüchtig gewesen, für die Hexe angeben solle. Bei Gericht habe er von einigen, die bei ihm gestanden, gehört, daß sie käm; daher er gerufen: Sie kommt ꝛc. und zu Stafford habe er das Klingen der Ketten hören können, mit welchen die Frau gebunden gewesen, und habe daraus geurtheilt, daß sie auf dem Wege seyn müsse. Den Hals habe er damit schwellen gemacht, daß er die Zunge mit Gewalt und lange zurückgezogen; welches er selbst ausgefunden, das übrige hätten ihn die Priester gelehrt u. s. w.“

Wie oft haben kranke Personen sich selbst der Hexerei beschuldiget! — Zu Alvebrode, einem Hannöverischen Dorfe, lebte eine sieben und vierzigjährige, unverheirathete Frauensperson, Namens Steingrobin, deren Mutter seit 24 Jahren blind und lahm gewesen, deren Schwester nach einer langwierigen Auszehrung gestorben war, und deren Bruder seinen heftigen Beängstigungen nur dadurch abhalf, daß er durch starkes Arbeiten sich Bewegung machte. Manche Leute im Dorfe, die auch nicht wußten, daß der Spruch in der Bibel steht: Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre — schrieben diese Anfälle der Hexerei zu, ja einige hielten die Steingrobin selbst für die Hexe, und kreuzigten sich, wenn sie sie nur von ferne sahen. Nur die Vernünftigen im Dorfe hatten Mitleid mit ihr und ihrer Familie. Aber wider alles Vermuthen behauptete endlich diese Person selbst, sie sey wirklich und wahr eine Hexe, und habe, da sie mit einem gewissen Teufel im genauen Umgange stehe, ihre Mutter und Geschwister bezaubert. Zugleich beschrieb sie die Gestalt und Kleidung des Teufels, und erzählte, wie oft er sie besucht, wie manches unzüchtige Spiel er mit ihr getrieben, und wie er sie gelehrt habe, alles zu vergiften, was sie nur starr ansähe. Die ersten Proben habe sie an ihrer Mutter und Schwester, ihrem Bruder und an der Heerde Kühe im Dorf gemacht, welche letztere insgesammt gestorben wären. Dabei schrieb sie nicht nur diese, sondern alle andere Unglücksfälle, die sich in der Gegend begeben hatten, ihrer Zauberkraft zu, und warnte jedermann, sich vor ihrem Anblick zu hüten, weil sie auf Befehl des Teufels, auch wider ihren Willen schaden müsse. Aus Furcht, endlich das ganze Dorf zu bezaubern, beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen, entlief und sprang in ein Wasser, aus welchem sie nur mit Mühe gerettet wurde. Das Amt ließ nun die vermeintliche Zauberin in sichre Verwahrung nehmen, und der Arzt erkante an ihrer bleichgelben Farbe bald, daß sie eine körperliche Krankheit habe, wodurch sie verrückt gemacht würde. Man wollte ihr durch dienliche Arzneien helfen; aber sie konnte durch nichts zum Einnehmen bewegt werden. „Ich, rief sie immer, ich bin so gesund wie ein

Fisch; und den Teufel könnt ihr mit Medicin nicht vertreiben. Wozu wollt ihr eine Hexe gesund machen? Den Tod hab ich verdient, und sterben will ich gern; aber verbrennt mich nur nicht, sondern richtet mich mit dem Schwert. Ihr werdet sehen, wie gut es in der Welt seyn wird, wenn ich erst todt bin." Auch essen wollte sie durchaus nicht, sie wünschte sich nur den Tod. Aber der kluge Arzt und die Richter sagten eines Abends zu ihr, daß der Scharfrichter da sey, ihren Hals zu befühlen und zu sehen, ob er mit einem gewöhnlichen Schwert könne durchgehauen werden. Bei dieser Nachricht sprang die Patientin bei aller ihrer Schwäche mit grosser Freude auf, und bat die Wachthabenden, für sie zu beten, weil sie selbst nicht beten dürfe. „Nun, rief sie, und setzte sich auf ihre Knie, nun sollt ihr sehen, wie gut es in der Welt seyn wird, wenn ich nicht mehr da bin. Hier Herr Scharfrichter, hier ist mein Kopf." Der Arzt, den sie für den Scharfrichter hielt, befühlte den Hals mit scheinbarer Geschäftigkeit, that aber den Ausspruch, daß man ihn mit keinem Schwert durchhauen könne, weil er durch das beständige Zaubern so hart wie Stahl geworden sey, und erst weich gemacht werden müsse. „Ach, kann denn das der Herr?" rief die Kranke — „o ja, wenn du einnehmen willst," versetzte der fürchterliche Mann. — „Von Herzen gern will ich einnehmen" sagte die Kranke. Sie nahm nun auch sehr willig alles ein, was man ihr gab, in der süssen Hofnung, bald einen weichen Hals zu bekommen, befühlte ihn täglich sehr oft, und gab dabei der Wache und andern Personen zu erkennen, wie gut es um die Welt stehen werde, wenn dieser verhaßte Theil ihrers Körpers erst durchhauen wär. Aber kaum hatte sie vierzehn Tage die Vorschriften des Arztes beobachtet, als sie ruhigen Schlaf und Appetit bekam. Nun wurde sie zu mäßiger Arbeit und Leibesbewegung angehalten, da sie denn endlich Teufel, Zauberei und den stählernen Hals vergaß, und nicht mehr geköpft zu werden wünschte. Das geschehene kam ihr wie ein Traum vor. Man empfahl ihr den fernern fleißigen Gebrauch der Arznei, und schickte sie wieder zu ihren Verwandten, wo sie sich drei Jahre wohl befand. Da sie aber aufhörte, die Arzeneien zu gebrau-

chen; so verfiel sie bald in Melancholie; wo sie nur von Mordthaten redete, die sie sich ungegründeter Weise selbst Schuld gab.

Die Hexen sollen ausserordentliche Dinge thun können; daher sind die Mittel, womit man sich gegen sie zu verwahren suchet, oft sehr seltsam. Wer Geld liegen hat, sagt man, der lege Kreide dazu, damit Hexen keinen Theil daran haben, oder etwas davon nehmen können; denn sie sollen die Kunst wissen, es unter allen Schlössern hervor, heimlich zu entwenden. Aber wer viel Geld einzunehmen hat, und Einnahme und Ausgabe nicht sobald aufschreibt, der wird beim Nachrechnen gewöhnlich nicht wissen, woher das deficit komme? Man mischt also zauberische Hände ein, was man aber bei gehörigem Gebrauch der Schreibmaterialien nicht nöthig hat. Wider das Beheren soll es gut seyn, etwas von der Kleidung eines armen Sünders zu haben: Auch soll ein Lappen dienen, die Pferde damit fett zu machen, die man damit putzt und — gut füttert. Wenn der Drache oder die Hexen nichts vom Gelde holen sollen, so soll man es mit reinem Wasser abwaschen, und ein wenig Brod und Salz dazu legen. Wenn damit angedeutet werden soll, daß man der Sparsamkeit ergeben, sich mit Brod und Salz und reinem Wasser begnügen soll; wer könnte leugnen, daß man wenigstens bei gutem Fleiß sein Vermögen bewahrt, und zu noch grösserm gelangt? Wenn eine Hexe fragt, soll man nicht ja anworten; sonst kann sie dem durch Zauberei etwas nehmen: Auch soll man sich von ihnen, am wenigsten des Freitags, wo ihre Macht besonders wirksam seyn soll, mit der Hand nicht über den Rücken fahren lassen, und drei Schritte weit von ihnen abtreten, weil man sich sonst vor ihren Zaubereien nicht hüten könne. Wenn die Hexen einen bezaubern, so sagen sie, wie man glaubt, folgendes zu ihrem Teufel: „Thue hin und fahre hin in N., und martre und plage und beisse den in aller und meines Teufels Nahmen.“ Wer sich denn aber ganz nackend auf den Mist setzt, und indem er seine Nothdurft verrichtet, Käs und Brod ißt, der wird das Uibel wieder los. Ehe man sich schlafen legt, verwahrt man noch die Thür mit dem Uiberwurf, (der Kettel) um die Hexen, so wie die Gespenster dadurch abzuhalten. Es mag auch bis jetzt noch, so

wie ehedem, Leute geben, die es selbst glauben, daß sie an dem mehr Macht haben, von dem sie ein dreimaliges ja herausbringen können. Aber wenn ich ein gut Gewissen habe, in meiner Pflicht auf rechten Wegen wandle, so kann ich dreist wol dreimal drei ja anworten, und darf im Vertrauen auf Gottes Schutz nichts fürchten. Wenn Hexen einen hanfenen Strick an die Thorsäule hängen, daran melcken, und sagen: „du Teufel (Strutzfedder, Wittfedder, oder wie er sonst heißt) bringe mir Milch;“ so können sie alle Morgen und Abende so viel kriegen, als sie haben wollen; denn der Teufel melkt die Kühe eines reichen Nachbars so lange, als sie an dem Strick zieht, und bringt dann die Milch. Von dieser Milch läßt sich nicht gut Butter machen. — Wenn Hexen sagen: „Strutzfedder ꝛc. bringe mir Eier“ so bringt er sie. Wenn ein Weib Butter machen will, soll sie ein dreikreuzigtes Messer an das Butterfaß stecken, oder drei Kreuze an dasselbe schreiben, um den Hexen die Macht zu nehmen, dabei zu schaden: Aber wie könnten drei Kreuze an ein Faß geschrieben, oder auf einem Messer befindlich, gute Butter machen helfen, wo keine gute Milch ist? Man weiß Mittel, das baldige Butterwerden zu verhindern, ohne an Teufel und Hexen zu denken. Hexenbutter, glaubt man, sey daran zu erkennen, wenn sie im Wasser untersinke. Das Fett, sagt man, schwimmt im Wasser oben; die Hexenbutter geht unter. Aber so kann auch ich und jeder solche Butter machen: Denn weil das Salz schwerer ist, als das Wasser; so braucht man nur ein Stück Butter stark zu salzen, um zu verursachen, daß es sogleich untergeht, wenn es ins Wasser gelegt wird. Es ist fast nicht zu zweifeln, daß nicht listige Menschenfeinde sich dieses Mittels bedient haben, diesen oder jenen in den Augen anderer verdächtig zu machen: Daher muß man sich wohl hüten, von jemand die so sehr beleidigende Meinung zu fassen, als ob er hexen könne, wenn auch Anzeigen vorhanden wären, welche man sonst für Merkmale der Hexerei hält. Die Katzen hält man für diejenigen Thiere, in welche die Hexen sich am leichtesten verwandeln könnten. Man fürchtet besonders die, welche man des Abends sieht; weil man glaubt, es könnten Hexen seyn; ob man gleich weiß, daß

diese Thiere am liebsten des Nachts ihrem Raub nachgehen, weil sie da von Hunden und andern nicht gejagt werden. Wenn in und an einem Hause die Katzen sich häufig beissen, da soll es nicht ganz richtig seyn; denn in dieser Gestalt glaubt man, machten die Hexen einander Besuche: Aber so wär das Reich unter sich selbst uneins; denn die Katzen beissen sich! Alte Matronen, die sich der Welt entziehen und einsam leben, weil ihre Freunde gestorben sind, halten es am Ende mit den Katzen, die ihnen gemeiniglich sehr vertraulich sind. Man hält ohnedem die alten Weiber in einem gewissen Verdacht; kommt dieß noch dazu, so sind sie gewiß — Hexen. Wer kennt nicht das grosse Fest, das die Hexen in der verrufenen

Walpurgisnacht

auf dem berüchtigten Blocksberg * halten sollen? Es ist fast nicht nöthig, zu sagen, wie sie ihre Reise dahin anstellen, und auf was für Art sie sich dort belustigen; denn wem sollte dieß unbekant seyn? Ein Besenstiel, ein Spinnewocken, eine Ofengabel, ein schwarzer Bock, worauf sie sich setzen, führt sie durch den engen Schornstein, hoch durch die Lüfte, schnell an jenen Ort, wo der Teufel ihrer erwartet. Er sitzt, nach der sehr lächerlichen Meinung der Abergläubischen, auf einem erhabenen Ort, um ihn her tanzen die Hexen mit Teufeln, die sich zum Theil in Thiergestalten verwandelt haben, in einem Kreis herum. Die Music wird von ebenfalls teuflischen Thieren besorgt. Wenn denn herrlich geschmauset, Beelzebub die Huldigung eingenommen, und sich die Treue seiner Verehrer aufs neue versichert hat; so kehrt die Unholdsschaar auf eben die Art zurück, wie sie gekommen war. In der Mitternachtsstunde von eilf bis zwölf muß alles geschehen. Aber

Solch Narrenspiel läßt Gott nicht in der Welt geschehn.
Sagt, wer von euch hat es gehöret und gesehn?
Und doch glaubt ihr solch Zeug, das Einfalt ausgeheckt,
Und das sonst nirgends, als in euren Köpfen steckt?

*Anmerk. Was in Sachsen der Bleksberg ist, das ist in Schwaben der Heuberg, von dem man dort glaubt, daß auf demselben die Hexen zu dem Bunde mit dem Teufel eingeweiht würden.

Wenn Menschen und Vieh von Krankheiten befallen werden, die man nicht sobald heilen kann; so glaubt der Einfältige gleich, es sey durch Hexen geschehen. Listige Betrüger machen sich dieß zu Nutze und geben vor, sie könnten die Hexerei wieder vertreiben; geben daher dem Kranken Kräuter ein, oder machen allerhand Possen, die oft mehr schaden als helfen. Wenn nun unterdeß die Natur sich selbst hilft; so heißt es, der oder die hat das gethan, und man nennt ihn oder sie Hexenmeister und Hexe. Sie sehen dieß gern, wenn sie gleich nicht öffentlich so geheissen seyn wollen; denn sie lassen sich dann ihre Künste theuer bezahlen, leben davon gut, und lachen über die Dummheit anderer. Der alberne Glaube an Hexen stammt aus dem Heiden- und Judenthum her, und beruht auf lauter Lug und Betrug. Es giebt nemlich gewisse Kräuter und andere Dinge, welche den Menschen so betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt, worin er so lebhafte Träume hat, daß er selbst glaubt, es sey alles wahr. Vor Zeiten gab es Betrüger, die solche Kräuter kannten. Wenn sie nun eine Absicht erreichen, und andere ums Geld bringen wollten; so schwatzten sie ihnen vor, daß man durch Zauberei reich werden, und überhaupt alles erlangen könne, was man nur wolle. Bekamen diese Lust dazu, so erzählten sie ihnen, was dabei vorgehen müsse: Daß man sich dem Teufel mit seinem Blut verschrei

be, daß man umgetauft werde und dabei einen Teufel zum Pathen bekomme; daß hernach jede Hexe einen Geist zum Bräutigam, und jeder Hexenmeister eine Geistin zur Braut haben müsse; daß auf Walpurgis die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Music und Tanz auf dem Blocksberg halte, — und dergleichen albernes Zeug mehr. Sie nannten auch wol einen und den andern, der schon dabei wär. Wenn nun der Walpurgisabend kam; so gaben sie vor, man müsse dazu vorbereitet werden, gaben ihm etwas ein, davon er lebhaft träumte, bestrichen ihn hie und da mit einer Salbe, und suchten überhaupt seine Einbildungskraft auf alle Art zu erregen, und ihm die ganze Sache gewiß zu machen. Weil aber die Weiber am geneigtesten zu solchen Gaukeleien sind, und sich leichter überreden und irre führen lassen, so probirte man das vornemlich mit ihnen. Eine solche Frau träumte dann in der Nacht von dem, wovon ihre Seele so voll war, wie es bei Träumen gewöhnlich ist. Da dünkte es ihr, als ritte sie auf einem Besen, oder einer Ofengabel durch die Luft und tanze auf dem Blocksberg, wo der Teufel in Bocksgestallt erscheine. Erwachte sie nun wieder, so glaubte sie, es sey alles wirklich geschehen, erzehlte dieser und jener Vertrauten, besonders wenn sie dieselbe auf der Teufelshochzeit gesehen haben wollte, wie alles zugegangen sey, und gab ihr auch von der Hexensalbe. Diese, wenn sie gleich nichts davon wußte, wagte es entweder nicht, sich zu rechtfertigen und Anzeige davon zu thun; oder sie wünschte an diesem Fest Antheil zu nehmen. Kam nun die erwartete Nacht, so beschmierte sie sich auch mit Salbe, und glaubte und träumte wie jene. Dieß durfte nur einmal geschehen, so war die Sache gewiß, und so wurden manchmal die meisten Weiber in einem Dorf für Hexen gehalten; vielleicht glaubten sie es selbst, ohne übrigens zu wissen, wie es eigentlich damit zugehe. Ergaben sie sich dann vermeintlich geheimen Künsten; so war nichts gewisser, als daß sie Hexen wären, und in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg reisten. Und dieser Glaube gieng von Haus zu Haus, von einem Ort zum andern immer weiter. Der Pabst, die Bischöfe und andere Geistliche, welche davon hörten, meinten endlich auch, es sey wahr, und verboten das Hexen und

Zaubern bei Lebensstrafe; reizten auch wol die weltliche Obrigkeit, diejenigen zu bestrafen und zu verbrennen, welche für Hexen gehalten würden. Wenn daher eine solche Unglückliche Person in den Verdacht kam, daß sie eine Hexe sey; so marterte man sie auf der Tortur so lange, bis sie sagte: Ja, sie wär eine. Dann marterte man sie wieder, daß sie ihre Bekannte angeben sollte, die mit ihr auf dem Teufelsschmaus gewesen wären. Da nannte denn die arme gemarterte in der Angst solche, die sie bisher selbst für verdächtig gehalten hatte. Diese wurden auch gefangen genommen, und so lange gemartert, bis sie von Schmerzen sinnlos gemacht, sich schuldig bekannten, um nur von der Quaal erlöst zu werden: Und nun führte man sie alle auf den Scheiterhaufen. Es geschah auch wol, daß eine ohne Marter aussagte, was und wie es die Richter wissen wollten, und bestärkte diese in der Einbildung, daß alles wahr sey. So sind vor Zeiten tausend unschuldige Menschen um der Hexerei willen gemartert und ums Leben gebracht worden, wovon sie doch nichts wußten. G. war auf einem Dorfe, als er einen Haufen Bauern sah, die einen Schäfer gebunden und geknebelt brachten. Er frug, was dieser Mensch gethan hätte. „Mein Herr," antwortete ihm einer, „er ist ein Hexenmeister, und wir wollen ihn der Gerechtigkeit überliefern." G. wollte hier selbst untersuchen, und befahl den Bauern, diesen Menschen zu ihm zu bringen. Sie gehorchten. „Freund," sagte G. zum Hexenmeister, da er mit ihm allein war, „du mußt mir aufrichtig gestehen, ob du ein Bündniß mit dem Teufel hast: Aber leugne nicht, du machst dadurch die Sache schlimmer". „Mein Herr," antwortete dieser, „ich gestehe, daß ich alle Tage in die Versamlung der Hexen komme. Einer von meinen Freunden hat mir den Saft gegeben, welchen man einnehmen muß, und ich bin seit 3 Jahren unter die Zauberer aufgenommen." Uiberhaupt redete der Schäfer von den Teufeln so, als wenn er wirklich täglich mit ihnen in Gesellschaft gewesen wär. „Höre," sagte G." du mußt mir die Arznei zeigen, welche du einnimst, wenn du in die Versamlung gehst; ich will dich diesen Abend dahin begleiten". „Das können Sie," antwortete der Schäfer, „sobald es Mitternacht seyn wird." Als die Mit-

ternachtsstunde kam, sagte G. „Nun die Zeit unsrer Abreise ist da“. Da nahm der Schäfer eine Büchse aus seiner Tasche, darin er Opium hatte, (eine Materie, die erst lustig, dann schläfrig macht, und lebhafte Träume verursacht) er nahm für sich in der Grösse einer Nuß, und gab dem G. eben so viel, indem er sagte: „Dieß müssen Sie einnehmen, und hernach sich unter den Schornstein legen. Dann wird der Teufel in Gestalt einer grossen Katze kommen, und Sie in die Versamlung führen“. Dabei versicherte er, daß die Zauberer gewohnt wären, auf solche Art zu reisen. G. nahm die Salbe an; stellte sich aber, als könne er sie nicht einnehmen, wenn er sie zuvor nicht in etwas wohlschmeckendes gewickelt hätte, gieng in die Kammer, nahm Backwerk, legte Oblaten drauf, und sagte, da er wieder zum Schäfer kam: „Nun bin ich bereit dir zu folgen“. „Wir wollen uns beide auf den Boden legen,“ antwortete der Schäfer, „und so einnehmen. “Beide streckten sich nun auf die Erde unter dem Schornstein hin. G. aß sein Backwerk; der Schäfer sein Opium. Kaum waren einige Minuten vorbei, so schien dieser ausser sich zu seyn, wie ein Betrunkener, schlief ein, und redete tausenderlei Narrheiten. Nachdem er über 4 Stunden so geschlafen hatte, erwachte er, und sagte zu G: „Nun, Sie müssen mit der Art, wie Sie der Bock aufgenommen hat, zufrieden seyn. Es ist eine grosse Ehre, daß er Sie gleich den ersten Tag ihrer Aufnahme zugelassen hat, ihm den Hintern zu küssen.“ G. bedauerte den armen Mann ausserordentlich, gab ihm vor's erste seine Freiheit, und machte, daß er von seinem Irrthum befreiet wurde: Denn er gab in seiner Gegenwart einem Hunde von dem Opium ein, welcher sofort einschlief, Verzuckungen hatte, winselte und bellte; wobei er den Schäfer belehrte. So wurde dem armen Mann das Leben gerettet: Unter andern Umständen wär er gewiß verbrannt worden. Jetzt, Gottlob, sind die Zeiten vorüber! Die Gerichte nehmen wegen Hexerei gar keine Klage mehr an; sondern strafen den, der jemand derselben beschuldigt, als einen Verleumder: Denn man weiß ganz gewiß, daß es nimals eine wirkliche Hexe gegeben hat, und nun und nimmermehr keine geben wird.

Oder ist nicht die Sage von dem jährlichen Hexentanz auf dem Blocksberg vielleicht auf folgende Art entstanden? Die Schäfer in jenen Gegenden sollen ehedem den Tag vor Walpurgis festlich zugebracht, und oft bis in die Nacht fröhlich gewesen seyn und getanzt haben. Da man nun in der Entfernung Lichter und hüpfende Bewegungen auf dem Berg sah, welches man sich nicht erklären konnte, so gerieth man auf allerhand, unter andern auch auf die sonderbare Meinung, daß es etwas übernatürliches, Hexen, mit ihnen der Teufel u. s. w. sey; welches sich von Mund zu Mund immer weiter verbreitete. Die wahrscheinlichste Erklärung hievon ist ohne Zweifel folgende: Vor tausend Jahren und drüber, ehe das Christenthum in Sachsen eingeführt war, wurde auf diesem Berge am ersten Mai ein heidnisches Götzenfest von Weibern und Mädchen gehalten, wobei keine Mannsleute seyn durften. Als nun Kaiser Carl der grosse die Sachsen nöthigte, den christlichen Glauben anzunehmen, blieben die Weiber auf dieses Fest noch lange so erpicht, daß sie es heimlich und des Nachts feierten. Die Geistlichen sagten daher den Leuten: es wäre ein Teufelsfest, wo der Böse in Gestalt eines schwarzen Bockes leibhaftig erschiene, und mit den Weibern allerlei Unfug triebe, die sich ihm verschreiben müßten, ihm nun eigen angehörten, und endlich ewig verdammt würden. Weil sich aber die Weiber heimlich dahin schlichen, daß es niemand merkte; so sagte man, sie ritten auf Besen und Ofengabeln durch die Luft dahin. Dieser Glaube gieng hernach von Mund zu Mund, und erhielt sich auch, seitdem jenes Fest nicht mehr gefeiert wird, — aus folgender Ursach: Der Brocken ist sehr hoch, seine Spitze ist oft mit Nebel bedeckt, und der Wind hauset so erschrecklich auf ihm herum, daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. In den alten einfältigen Zeiten glaubte man nun, der böse Feind errege die Stürme und Gewitter, und man blieb daher bei der Meinung, daß er auf diesem Berge, wo es so viel stürmt, sein Residenzschloß habe.

Ich war einst selbst auf dem Brocken; man zeigte mir den Hexenaltar und die Teufelskanzel, zwei grosse Steinhaufen, aus grossen Platten und zum Theil langen Stücken, ohne Ordnung

zusammengelegt, die kaum eines Menschen Kraft zu bewegen im Stande ist. Sie haben eine Art von Form, die, wenn grosse Erwartungen und Einbildungskraft dazu kommen, regelmässiger scheinen. Die Grösse der Steinstücken bewegte den Dummen, zu glauben und zu sagen, daß der Teufel sie wol dahin gewälzt habe, und die andern ruften es nach: So wie man denn überhaupt geneigt ist, dem Schwarzgehörnten alles zuzuschreiben, was blöden Augen unerforschlich ist. Ich suchte auch den berüchtigten Platz, auf dem die Hexen in der Walpurgisnacht tanzen sollen, fand aber keinen, wo sie es könnten, ohne über Steine zu stolpern. Die höchste Spitze des Brocken, die etwa eine kleine halbe Stunde im Umfang begreift, ist mit einem Stein bezeichnet; (vermuthlich der Stein, auf welchem der teuflische Bock sitzt, wenn die Hexen um ihn tanzen) rings um demselben wächst etwas Gras und Moos, auf dem übrigen Platz aber nichts. Die Ursach davon wird in der jährlichen Zusammenkunft des Teufels und seiner Verehrer gesucht; aber er würde gewiß eben so, wie der übrige Berg bewachsen seyn, wenn er nicht von denen gereinigt würde, die Reisende da hinauf begleiten: Denn er bekommt dadurch das Ansehen der Seltenheit; die Neugier der Fremden, diesen Platz zu sehen, wird vermehrt, und man erwartet grössern Lohn. Also auch Gewinnsucht erhält den Aberglauben? So gewiß und ausgemacht ungegründet nun auch jene Meinungen aus der Walpurgisnacht sind; so hat man doch Mittel erdacht, sich vor dem damit verbundenen schädlichen zu sichern. Man muß, sagt der Abergläubische, Abends vor Walpurg an alle Thüren und überall, wo man etwas verwahrt, drei Kreuze anschreiben, und über die Felder mit Röhren hinschiessen, damit die Hexen keinen Theil daran haben, oder Schaden thun. Hätten der Teufel, und wenn es Hexen geben könnte, diese die Macht, Schaden zu thun; so würden sie sich nicht daran kehren, wenn man auch das ganze Haus, alle Thüren und sich selbst mit Kreuzen übermahlte. Wir haben ja zu allen Zeiten so viele Kreuze an uns, und machen fast bei allen Beschäftigungen diese Figur, daß wir nicht nöthig haben würden, sie mit Kreide zu mahlen, wenn sie anders etwas helfen könnten, oder

etwas da wär, wogegen wir uns durch sie zu sichern Ursach hätten. Fast alle Kleidungsstücke bestehen aus kreuzweis über einander gehenden Fäden; der Holzsäger beschreibt die Figur eines Kreuzes u. s. w. Und noch einmal, wenn es Hexen geben könnte, die auf den Blocksberg reisten, so würde ja ihr Weg doch nicht durch alle Häuser und Kammern gehen? Und sollten sich die Hexen auch wol in hoher Luft vor dem Schiessen fürchten dürfen? Außerdem aber soll ja die Hexenfahrt nach der Meinung des Abergläubischen schnell gehen; wie könnten sie sich mit Verderbung der Felder, mit Stehlen ꝛc. aufhalten? Um die Hexen zu sehen, sagt ein solcher, müsse man sich in der Walpurgnacht ganz nackend auf einen Kreuzweg hinlegen. Wer aber hat dieß je probiert und je etwas gesehen? Die Spitze des Brockens dient der ganzen Gegend zu einem Wetterglas. Wenn sich des Abends ein Nebelfleck darauf zeigt; so giebt es den andern Tag gewiß Regen, dieß ist die Ursach, daß einfältige Leute glauben, die Hexen oder der Teufel könnten das Wetter machen. Es geht aber ganz natürlich zu: Denn wenn die Dünste besonders häufig aus der Erde aufsteigen (welches man an den Spitzen der Berge vorzüglich sieht) so fliessen sie in der Luft bald in Tropfen zusammen, und fallen herab.

Zaubern, oder Tort anthun

heißt: durch Worte oder Handlungen etwas ausserordentliches thun, oder jemand schaden wollen. Den Worten legt man abergläubisch eine Kraft bei, entweder durch Seegenssprüche, etwas Gutes zu erlangen, oder durch Beschwörungen das Böse abzuwenden. Die heidnischen Priester gaben vor, daß ihre Worte die Kraft hätten, Geister zu bannen, Flüsse aufzuhalten, die Feuchtigkeit des Monds herabzuziehen u. s. w. Die Juden schrieben den Worten: Jehovah, Jah, Adonai, Schem Hamphorasch, ausserordentliche Wirkungen zu. Die Christen glauben, die Worte Jesus, Maria und das Zeichen des Kreuzes, könnten z. B den Teufel verjagen. Gewisse Sprüche der Schrift, geweihtes d. i. vom Priester eingesegnetes Wasser, Hostien, (Oblaten, die beim Abendmal gebraucht

werden,) könnten Wunderdinge thun. Man fieng an, Waffen zu seegnen, um sie glücklich zu machen; durch Worte und abergläubische Handlungen Krankheiten an Menschen und Vieh zu heilen, Raupen zu vertreiben, das Blut zu stillen u. s. w. Das Seegensprechen ist keinesweges darum erlaubt, weil dabei Gottes Wort und Name gebraucht wird; denn wo ist es verheissen, daß die Aussprechung eines Theils des Worts Gottes die Kraft habe, irgend ein Uibel abzuwenden, oder zu heilen? Was die Apostel vormals thaten, das thaten sie im Namen und in der Kraft Gottes und Christi; von Jesu hatten sie dazu die Macht. Wie könnte daher geschlossen werden, daß alle Christen auch so etwas thun könnten und dürften? Wo haben sie auch jemals solche Gaukeleien getrieben, dergleichen heut zu Tage heilige Männer vornehmen, die z. B. mit geweiheten Sachen Feuer löschen, Ungeziefer, Krankheiten, Gewitter und den Teufel vertreiben zu können, vorgeben? Ein Seegensspruch ist kein Gebet zu Gott, sondern Gott wird damit beschworen, er soll gleichsam gezwungen werden, etwas zu thun. Man vergißt dabei die rechten Mittel, und setzt sein Vertrauen auf nichtswürdige Tändeleien. Ein Knabe, der auf einer auswärtigen Schule war, nahm bei der Wegreise seinen Eltern einen Ring weg, dessen Werth ihm unbekannt war, der aber hundert Gulden gekostet hatte. Der Verdacht fiel auf ihn, und sein Vater schrieb ihm in den härtesten Ausdrücken einen Brief. Aber eben dadurch wurde dieser abgeschreckt, seinen Fehler zu gestehen; er versicherte vielmehr, daß er ganz unschuldig sey, und man glaubte es. Nun schickten die Eltern in ein benachbartes Capuzinerkloster, und baten, entweder den Ring wieder herbei zu schaffen, oder doch den Entwender desselben zu entdecken. Der Mönch versprach das letztere, kehrte mit dem Boten in das Haus zurück, kreuzigte und seegnete in der Stube herum, und sagte dann gewisse Formeln aus einem Buch her. Nun mußte man ihn allein lassen; dann zog er drei geweihte Wachskerzen hervor, welche angezündet wurden. Nach einer halben Stunde war er fertig und sagte, daß nun derjenige, der den Ring entwendet, nicht ruhig seyn könne, bis er sich selbst angezeigt habe. In der nem-

lichen Woche wurde die Köchin des Hauses krank, und da sich ihre Krankheit mit Bangigkeit anfieng, so fiel die Herrschaft darauf, daß sie wol die Entwenderin des Ringes sey, und fieng an, sie mit Härte zu behandeln, um sie zum Geständnis zu bringen. Dadurch verschlimmerte sich die Krankheit der Köchin, welche nun einen Arzt soderte, aber die sonst so mitleidige Herrschaft kaum zu bewegen vermogte, ihr denselbigen zu gestatten. Indeß lebte der wirkliche Dieb auf seiner Schule ruhig, ohne durch die mönchischen Beschwörungen und Formeln in Leibes- oder Seelenleiden gesetzt zu werden, bis er endlich, da er erfahren hatte, daß die sonst immer treue Magd in Verdacht gekommen war, von selbst das Bekenntnis that, und den Ring freiwillig wieder zurück gab. Wenn ein Sterbender den, der ihn beleidiget hat, vor Gottes Gericht fodert, wovon man Beispiele hat; so folgt daraus nicht, daß dieser in der bestimmten Zeit sterben und da erscheinen werde: Denn Gott wird nach dem Verlangen eines Rachgierigen die Lebenszeit eines Menschen nicht abkürzen, der ohne dem seinem Gericht nicht entgehen kann. Man hat Beispiele angemerkt, daß solche Citirte wirklich in der bestimmten Zeit gestorben sind, und daher geschlossen, daß doch etwas dran seyn müsse. Kann denn aber die Lebenszeit des Citirten nicht ohnehin zu Ende gegangen seyn? Können nicht die Regungen des wunden Gewissens ihm den Tod zugezogen haben? Warum hat man nicht auch die Beispiele angemerkt, da Citirte nicht gestorben sind; und der mögten wol weit mehr seyn. Kleine Kinder soll man nicht kleine Krebsgen nennen, weil sie hernach ganz verkommen. Die Krebse, so philosophirt man, kriechen zurück; folglich, wenn man kleine Kinder so nennt, gehen sie in ihrem Leben zurück, sie sterben. Aber kleine Krebse wachsen, folglich würden kleine Kinder, wenn man sie so nennte, geschwinder groß werden müssen. Aber weg mit solchen Tändeleien, wer wird daran glauben, wer ihre Widerlegung fodern? Die Zimmerleute und Maurer werden beschuldigt, daß sie, wenn sie bei dem Bau eines Hauses wodurch verdrüßlich gemacht würden, durch gewisse Worte ein Unglück darauf legen, oder mit hineinbauen könnten. Aber Worte bleiben Worte; sie können wahrhaftig

keine Wirkung haben. Wenn sie gesprochen sind, so sind sie dahin und können weder helfen noch schaden. Bei Niederreissung der Mauer eines Hauses will man einen Teller, auf welchem Würfel lagen, und eine hölzerne Hand gefunden, und sogar angemerkt haben, daß von Kind und Kindeskindern desjenigen, der das Haus erbauet hat, ihr väterliches Erbe zerstreut worden sey. Es hat vielleicht abergläubische Leute gegeben, die durch Hineinlegen genannter Sachen in ein zu erbauendes Haus Unglück hineinbauen zu können glaubten: Ob es aber den erwarteten Erfolg habe, das ist nicht zu glauben; und wenn jene Bemerkung gegründet ist, so war es blos Zufall, daß die Nachkommen dessen, der das verwünschte Haus erbauet hatte, so unglücklich waren. Hat uns Gott in einen so unsichern Stand gesetzt, daß unser Schicksal von dem Willen eines Feindseligen abhängt? O, wenn die Verwünschungen eines abergläubischen Thoren, oder die Worte des Bösewichts auf unsre Schicksale Einfluß haben könnten, wie traurig würden dann unsre Tage, wie wenig gutes und wie viel böses in der Welt seyn? Wer einen grossen Bau anfangen will, oder sonst eine wichtige Sache unternimmt, und sich dabei niedrige Sparsamkeit, Bedrückungen und Ungerechtigkeiten erlaubte, der würde dadurch dem armen Arbeitsmann Gelegenheit geben, zu dem hinauf zu seufzen, der die Klagen des Nothleidenden hört, und ihm hilft. Wenn Eltern oder Lehrer ihren Kindern oder Schülern fluchen; so wird dabei vorausgesetzt, daß diese in einem hohen Grad gottlos sind; und wenn es ihnen dann nicht wohl geht; so waren nicht die Fluchworte die Ursach, sondern ihr fortgesetztes böses Verhalten. Man sieht oft, daß es mit einem Menschen, trotz aller seiner Bemühungen nicht fort will, und daß ihm nicht überall Unglück im Wege steht. Solche glauben dann wol selbst, daß ein Fluch auf ihnen ruhe, weil sie sich erinnern, daß ihr Lehrer, Vater und Mutter sie einst verwünscht habe: Aber wie könnte die Kraft jener Worte so weit reichen? sie würden gar keine üble Folgen haben, wenn ein solcher anfieng, besser als ehedem zu denken und zu handeln. Eltern und Lehrer aber sollten doch nicht so leicht, wie gewöhnlich, sich bewegen lassen, den Kindern zu fluchen: Denn wenn dieß

gleich an und vor sich keine üble Folgen hat; so macht es doch diesen ein unruhigeres Gewissen und hindert sie vielleicht, ihr Glück zu machen. Das Nestelknüpfen ist die Knüpfung eines Knotens, wobei eine unbekannte Kraft vermittelst des Seegensprechens wirken soll. Man sagt, es könne dadurch einem die Mannheit benommen werden, wenn jemand während der Zeit, da verlobte Personen vor dem Altar stehen, um sich durch priesterliche Einseegnung zu verbinden, mit besondern Ceremonien und Worten in das Hosenband einen Knoten bände; welches besonders dann Kraft habe, wenn die Verlobten nicht nahe genug aneinander stehen. Es würde der Weisheit und Güte Gottes ganz entgegen seyn, wenn er neidischen und boshaften Menschen die Macht geben wollte, jungen Eheleuten auf diese Art zu schaden. Demohnerachtet braucht man gegen das Nestelknüpfen lächerliche Mittel. Man soll, sagt der Abergläubische, einen Ring am Finger tragen, worin das rechte Auge eines Wiesels eingefaßt ist; soll Hauswurzel essen, durch den Trauring sein Wasser laufen lassen, sich mit dem Zahn eines todten Menschen räuchern, von einem Grünspecht essen, über eine Thürschwelle gehen, unter welche Queckſilber in einem mit Wachs zugestopften Federkiel gelegt ist. Der Bräutigam soll, ehe er mit der Braut zur Kirche geht, das Bierfaß anzapfen und den Zapfen zu sich stecken: Aber wer sich eines keuschen Lebens und keines natürlichen Fehlers bewußt ist, der mag diese Mittelchen ungebraucht lassen, und wird sein Werk vollbringen. Ein anderer, der von Natur, oder durch Ausschweifungen untüchtig zum Ehestand ist, mag immerhin die Schuld auf Zauberei schieben; man wird es ihm nicht glauben. Wer sich des Raths eines klugen Arzts und bekant guter Mittel bedient, der wird den Zauberer nicht bitten dürfen, den Knoten aufzulösen, ihm das Genommene wieder zu geben. Schande, daß Christen mit dergleichen Thorheiten umgehen. Eine Pomeranze ganz verschluckt und nachdem sie so wieder weggegangen, gerieben — macht verliebt, wenn man sie einem irgendworin eingiebt. Aber wenn du weder äussere noch innere Vorzüge hast, dann werden weder Pomeranzen noch Froschspitzen deine Absichten befördern, die du auf eine

Person hast. Man glaubt nemlich, wenn man einen Frosch in einer durchlöcherten Schachtel in einen Ameisenhaufen setze, so finde man an dem zurückgebliebenen Gerippe eine Spitze, welche die Eigenschaft habe, den verliebt zu machen, der damit gestochen oder nur berührt werde. Viele stehen auch in dem Wahn, daß, wenn ihre Fußtapfen aufgenommen, und in den Rauch gehangen würden, sie ganz verkommen müßten: Andre, daß dieß durch das Anschreiben gewisser Zeichen und durch das Anschmieren gewisser Salben an die Hausthür, oder durch Vergrabung einer Kröte oder Eidexe unter die Thürschwelle geschehen könne. Wenn ein Böswicht einem Menschen Gift beibringt; so treten üble Fälle ein, oder er muß gar sterben: Aber wie kann etwas aufgenommene Erde, auf welche ein Mensch mit dem Fuß getreten hat, eine Auszehrung bei ihm wirken, wenn sie in dem Rauch aufgehangen wird? Wie kann ein an die Hausthür geschriebenes Zeichen, oder etwas an dieselbe gestrichene Salbe einem Menschen schädlich oder tödtlich seyn? Wie kann ein Mensch davon krank werden, wenn er über eine Thürschwelle geht, unter welcher dieß oder das vergraben ist? Zwischen diesen Dingen und den Menschen ist keine natürliche Verbindung; wie könnten sie ihn krank machen? Durch böse Geister kann so etwas nicht geschehen, denn die können auf unsrer Erde nicht wirken. Gesetzt aber, es wär wirklich ein Fall vorhanden, daß ein Mensch, von dem die Fußspur aufgenommen und in den Rauch gehangen worden, darauf krank geworden, oder gar gestorben wär; so darf man deswegen noch nicht behaupten, daß jenes die Ursach davon war: Denn zwei Dinge können wol auf einander folgen, ohne daß das zweite die Wirkung von dem ersten ist: Dies geschieht in der Welt sehr oft. Heute ist ein Gewitter; morgen stirbt der Prediger. Kann man deswegen sagen, daß Gewitter Predigern gefährlich sind? Und wenn man auch Beispiele anführte, daß dergleichen Fälle von der Obrigkeit untersucht und wahr befunden worden; so glaube ich es doch nicht: Denn die Obrigkeit hat ehedem auch untersucht, ob es Hexen gäbe, und hat sie verbrennen lassen; und doch hat es nie Hexen gegeben. Wenn sich in den ausgegrabenen Fußtritten feine Ausdünstun-

gen von dem Menschen fänden; so steht er doch mit diesen von ihm ganz getrennten Theilen in gar keiner Verbindung mehr; wie sollten sie daher Wirkungen auf seinen Körper haben können? Eben so verhält es sich mit dem Blut und Haaren, wovon man glaubt, daß es besonders gefährlich sey, wenn sie in die Hände eines Zauberers geriethen. Daher rathet man, die Haare sogleich zu verbrennen, und daß weggelaßne Blut in fliessendes Wasser zu giessen. Uiberhaupt glaubt man, durch etwas, das man einst an sich getragen und worin man geschwitzt habe, behext werden zu können. Mag man doch damit vornehmen, was man will, es im Rauch aufhängen oder verbrennen! Was einmal von uns weg ist, das kann in unsern Körper keinen Einfluß mehr haben, keine Veränderungen in demselben hervorbringen. Keiner wird ein einziges Beispiel aufweisen können, woraus sich ein solcher Einfluß auf den menschlichen Körper beweisen läßt. Wenn man jemandes Exkremente verbrennt, oder darüber glühende Kohlen schüttet; so soll ihm dadurch das Gesäß verbrennt werden: Aber was für eine Menge von Exkrementen wird nicht in grossen Feuersbrünsten mit verbrennt, und doch entsteht davon an den Körpern der Menschen keine schädliche Wirkung. Wenn man Stecknadeln in die Exkremente bringt, und sie auf Kohlen legt; so soll der Mensch, von dem sie gekommen, so oft und so viele unangenehme Empfindungen haben, als diese sich bewegen. Aber dem widerspricht ja die Erfahrung überall. Wenn man merkt, daß jemand an der Thür horcht, soll man mit einem Bund Erbschlüssel dahin werfen; denn davon wird er taub. — Freilich wird er davon vor jetzt taub werden oder erschrecken, und nichts mehr hören: Aber sein gutes Gehör wird ihm gewiß bleiben.

Die Kinder, glaubt man, sind dem Beheren und Beschrienwerden vorzüglich ausgesetzt. Man hat daher Kennzeichen ausfündig gemacht, woran man ohne Trug zu ersehen glaubt, ob es sich wirklich so verhalte? Wenn man gewiß wissen will, ob ein Kind behext sey, soll man es an der Stirn lecken. Schmeckt es hier salzig, so sey es wirklich an dem. Nun gebraucht man Kehrig aus vier Winkeln, abgeschabtes von vier Tischecken, räuchert

das Kind mit neunerlei Holz u. s. w. Stirbt es demohnerachtet, so heißt es, es sey auf den Tod behext gewesen. Aller Schweis, besonders der von Kranken, ist salzig; man wird dieß aber an allen, auch an den gesundesten Kindern finden. Die beßte Probe, um zu sehen, ob ein Patient beschrien sey, oder nicht, soll die seyn: Man soll Frauenflachs oder Rufkraut kochen, damit den Kranken baden, und das Bad hinter das Bett setzen. Läuft es zusammen, so ist er beschrien; läuft es nicht zusammen, so ist er es nicht. Das Wasser dazu muß stillschweigend geholt, und nicht dem Strom entgegen, sondern ihm nachgeschöpft seyn, und die Ingredienzien zu einer gewissen Stunde geholt werden. Aber wer weiß nicht, daß die Säure, woraus so viel Krankheiten entstehen, bei dem Kranken, der besonders viel ausdünstet, auch aus den Schweislöchern hervor dringe; und daß, wenn man ihn mit Milch waschen wollte, diese davon auch zusammenlaufen würde; daß also jenes Verfahren eitler Betrug ist? Wenn man ein Kind mit dem Besen schlägt, so verdorrt es. Wenn es von Hunger, Durst, oder weil ihm etwas weh thut, schreit, so hat es den Pfizwurm, der es im Leibe kneipt. Man bindet ihm daher einen lebendigen Schmerlfisch auf den Nabel. Wenn nun dieser auf der Seite wo er auf dem Bauch des Kindes liegt, von der Wärme abfault; so glaubt man, der Wurm habe ihn abgefressen, obgleich kein Loch da ist, wo er herauskommen kann. Nun räuchert der Abergläubische mit Berufskraut, oder legt venedische Seife und Spießglas in einer Nußschale auf den Nabel des Kindes. Dieß hilft; — aber nicht eher, als bis das Kind satt zu essen bekommt, oder ihm nichts mehr weh thut. Wenn das Kind nicht gedeihet, rathet man, so wende einen Thaler dran, und laß es von einem Pater überlesen. Der Thaler wird dem Pater gut thun, wenn es auch — dem Kinde nicht hilft. Gottlob, denkt der Abergläubische, daß es noch Mittel giebt, wodurch man sich gegen schädliche Menschen sichern kann. Wer Brod und Salz bei sich trägt, soll vor Zauberei sicher seyn. Man soll die Kinder mit Koth an der Stirn bestreichen, um sie vor Zauberei zu sichern. Im ersten Fall würden die Hexen, wenn es welche geben könnte, mit Brod und Salz, welches sie auch haben, entgegen wirken

können. Durch das letztere aber wollte man vielleicht unsaubre Menschen zur Reinlichkeit bewegen, indem man ihnen weismachte, daß sie, wenn sie sich ungewaschen sehen liessen, leicht behext werden könnten. Auch wenn man etwas von Wäsche link anzieht, soll man nicht beschrien werden können: Wie soll das zugehen, und wer sind denn die, welche die Macht haben, andre zu beschreien? Antw. Kinder, die, nachdem sie einmal entwöhnt waren, wieder an die Brust gelegt wurden. Wie viel Unglück würde denn in der Welt seyn, wenn das, was dergleichen Leute böses aussprechen, wirklich einträf? Denn wie viel werden zum zweitenmale an die Brust gelegt, nachdem sie schon entwöhnt waren. Wie viel Kinder trinken aus zweierlei Brust, wenn z. B. die Mutter stirbt. Dergleichen Dinge glaubt kein Vernünftiger. Vor alten Zeiten, und noch jetzt glaubt man, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn jemand wunderliche Zufälle bekommt; sondern es sey ihm durch böse Leute angethan. Dieß geschieht aber vornemlich, wenn jemand etwas giftiges gegessen oder getrunken hat. Anstatt nun zum Arzt zu gehn, geht man zum Schinder oder zur klugen Frau; und so muß mancher sterben, der noch hätte können gerettet werden.

In einem Kloster, zu Rheinau im Elsas, wurde an einem Abend von Wegwartwurzeln oder Eichorien für die Mönche ein Salat gemacht. Unter diese waren aus Versehen etliche Wurzeln vom schwarzen Bilsenkraut genommen worden. Als nun der Pater Küchenmeister den Salat auf die Tafel brachte, assen alle, welche in der Gesellschaft speisten, begierig von den dicken fetten Wurzeln, dergleichen sie noch nicht gesehen hatten. Weil eine grosse Schüssel aufgetragen war, so blieb auch den Schülern und Schneidern im Kloster etwas übrig. Bald darauf gieng jeder schlafen, denn in vielen Klöstern ist die ungesunde Gewohnheit, gleich nach dem Abendessen zu Bette zu gehen. Da fingen einige Mönche an, über Schwindel im Kopf, andere über Trockenheit im Munde, über Bauchgrimmen und Schmerzen in den Gliedern zu klagen. Einer wollte sich durch Gurgeln helfen, aber die Zunge war ihm wie gebraten, und es half nichts. Nachts um zwölf Uhr, als man sie zum Gebet weckte, war einer schon von

Sinnen gekommen, daß man ihm die letzte Oelung geben mußte. Ein anderer bildete sich ein, er beisse Nüsse auf, werfe die Kerne seinen Finken vor, und trieb mit der Hand die Pfauen weg. Einer umfaßte in seiner Zelle den Ofen, und meinte, es wäre seine Braut. Ein andrer schrie: Die Eingeweide würden ihm im Leibe zerrissen. Die in den Chor kamen, ihre Andacht zu verrichten, konnten kaum die Augen öfnen, oder lesen. Einer unter ihnen, der vor sich beten wollte, hielt, als er das Buch öfnete, die Buchstaben für belebt, und glaubte einen Haufen Ameisen zu sehen, welche alle durch einander liefen. Der arme Schneidermeister, der den andern Morgen wieder arbeiten wollte, war blinder als sein Stuhl. Er konnte die Nadel weder einfädeln noch einen Stich thun, und wenn ihm ein andrer einfädelte, stach er sich in die Finger und Knie, und machte allerhand wunderliche Sprünge. Nun wurde ein Arzt gehohlt, und weil dieser erfuhr, daß die Kranken Bilsenwurzeln genossen hätten; so gab er ihnen Gegengift, wodurch sie wider hergestellt wurden, bis auf einen, der das Gesicht verlohr. Die mannigfaltigen Krankheiten, die sich bei den zahmen Thieren, besonders bei dem Rindvieh äussern, sind einfältigen Hauswirthen eben so viel Gelegenheiten, abergläubische Handlungen zu begehen. Denn da sie die natürlichen Ursachen von der Krankheit ihres Viehes nicht kennen, und sich darum nicht bekümmern; so halten sie fast jedes Uibel, das demselben zustößt, für eine Wirkung der Zauberei. Wenn sich bei einer Kuh die Milch verliehrt, oder garstige Sane ansetzt, wenn die Butter sich davon nicht will absondern lassen, wenn sich auf der Milch blaue Flecken, oder rothe Streifen zeigen; so denkt der Abergläubische, das Thier sey behext. Anstatt nun auf Mittel zu denken, oder andere darüber zu fragen, sucht er durch räuchern mit sieben Kräutern die Hexe erst recht zu peinigen, und dann durch abergläubische Ceremonien das Uibel wegzubringen. Wenn bei einer Kuh die Milch sich verliehrt, so muß man vor allen Dingen dafür sorgen, daß ihr gutes nahrhaftes Futter gereicht werde. Dann gebe man ihr täglich etwa dreimal eine Hand voll von folgendem Pulver: Weisse Enzianwurzel, Altheewurzel, von jedem ein Viertel-Pfund, Pappelkraut, Wege-

breit, Altheekraut, Steinklee, von jedem vier Hände voll; Sadebaum, eine Hand voll; Anis, Fengel, von jedem ein Viertel-Pfund; durchgesiebte Holzasche ein Mäschen. Alles dieses wird zu einem Pulver zusammengestossen und dem Vieh eingegeben. Dadurch bekommt das Vieh die Milch wieder. Der abergläubische Thor läßt die Kuh in einen Topf pissen, daß kein Tropfen daneben kommt, rührt den Urin mit einem alten Besen um, und schüttet ihn sodann ins Teufels Namen mit Topf und Besen ins Feuer. Das macht zwar, daß es stinkt, nicht aber, daß die Hexe den Grind bekommt, wie man glaubt. Es ist unverantwortlich, daß vernünftige Menschen sich solcher Mittel bedienen, oder wenigstens einen betrügerischen Vieharzt gebrauchen, der zwar durch ganz natürliche Mittel den Fehler hebt, um aber seine Kunst verborgen zu halten, oder sie wichtig zu machen, Worte, Geberden und Fratzen einmischt, die, wie er selbst weiß, zur Heilung nichts thun. E. sahe, daß ein Hauswirth seinem mit Darmgicht befallenen Pferde, aus Camillen Oehl und Queckssilber einen Trank bereitete, während dem Umrühren aber das Wort Abracadabra hermurmelte, einen Zettel klein schnitt und mit einrührte, auf welchem es geschrieben stand: Denn er glaubte fest, daß nicht der Trank, sondern das gebrauchte Wort die Wirkung habe. Eine Kuh, die ehemals die Häfen reichlich füllte, hörte auf, Milch zu geben. Man suchte unter der Schwelle der Stallthür, um die Hexereien zu entdecken, und traf nichts. Man rufte einen vorgeblichen Hexenmeister, der beim Eintritt in den Stall an alle vier Wände Kreuze, Druidenfüsse * und andre seltsame Figuren mahlte. Man mußte der Kuh etwas Milch abmelken, inzwischen Feuer auf dem Heerde anmachen, und sobald man die Milch in eine eiserne Pfanne gebracht hatte, die Kuh mit Dornenstöcken schlagen. Den folgenden Tag sah man begierig aller alten Weiber Gesichter an, die Hexe zu entdecken; aber man ward nichts gewahr, und die Kuh gab noch nicht Milch,

* Einen Druden- Trutten- Druidenfuß oder Alpkreuz, welches diese Figur hat ☆ und auch Pantalpha heißt, weil es in einem Zuge fünf A vorstellt, hielt man ehedem und auch jetzt für ein Zeichen, wodurch man allerhand bewirken könne.

der Hirt aber gab nun auf die Kuh acht, wenn er sie auf der Weide hatte, und sahe endlich, daß sie sich selber die Milch aussaugte. Noch wollte man ihm nicht glauben, bis man durch den Augenschein, davon überzeugt wurde. So vest hangen diese Meinungen! Ein Hauswirth mußte mit seinen Kühen oft ändern; denn nach Verlauf einiger Tage fingen sie immer an, mit den Hinterfüssen auszuschlagen und zu stossen, wenn die Magd sie melken wollte. Er ließ dieß von einem andern verrichten, weil er glaubte, daß die Magd schuld daran wär, und war selbst dabei, wenn es geschahe, und sie gefüttert wurden; aber es blieb nach wie vor. Die Nachbarn schrieben wie es in solchen Fällen fast immer geschieht, das Bezeigen der Kühe der Hexerei zu, und die Frau ließ ohne des Mannes Wissen einen Beschwörer kommen. Dieser schloß sich mit einer neuen Schüssel voll glühender Kohlen, einem neuen Besen und einem Stock, in den Stall, und machte mit beiden letztern grossen Lärm. Auch konnte man zu drei verschiedenen malen drei dumpfe Schläge deutlich hören. Endlich kam er mit einer freundlichen Miene wieder heraus, und versicherte, daß es nun wol anders werden würde. Der Hauswirth, um sich von des Beschwerers Verrichtungen zu belehren, bemerkte, da er in den Stall trat, einen durch Harz und verbrante Federn verursachten Dampf, fand die Stände des Viehes, Trog und Raufe rein abgefegt, und hie und da den Geruch von Hopen. Ausserdem aber oben an dem Fenstergestell ein dreieckigtes Papier, welches dreimal mit seinen Ecken auf einander gelegt war, so, daß jedesmal wieder ein kleines Dreieck erschien. Durch die Mitte war ein schon gebrauchter Schuhnagel geschlagen, und folgendes stand darauf geschrieben *:

†

Pader

† Filius † Sandus †

Vug. At.

†

* Gewiß war er, wie fast alle seines gleichen, ein äusserst unwissender Mensch, der das selbst nicht verstand, was er schrieb; denn eigentlich müßte es heissen: Pater, Filius, Sanctus, fuge Astaroth, d. h. (im Nahmen) des Va-

Nun schafte er abermals neue Kühe an, war bei dem Füttern, Tränken und Melken, und sie waren schon 10 Tage ganz still gewesen, als auf einmal bei der einen, welche noch dazu am nächsten bei dem Beschwörungszettel stand, der alte Lärm während dem Melken wieder anfing. Jetzt gab er, was er schon längst hätte thun sollen, auf alle Bewegungen genauer acht, und bemerkte, daß die Kuh nur dann, wenn die Magd das Eiter ausdrücken wollte, zu schlagen versuchte. Dieß war gewiß eine Anzeige von Schmerz, der ihr durch das Drücken verursacht wurde. Er ließ sie daher knebeln, und zu Boden werfen, suchte und fand einen schwarzgrauen Punct, der mit einer harten Geschwulst einer kleinen Haselnus groß umgeben war. Nun ließ er die kranke Stelle täglich mehrmals, besonders vor dem Melken In gesottene süsse, und noch warme Milch halten; nach dem Melken aber mit einem Lappen umwickeln, in welchem weisses, im Milch und Safran gesottenes Brod war. In wenig Tagen war die Kuh ohne Hülfe eines Beschwörers wieder gesund. Vermuthlich rührte die Eitergeschwulst von dem giftigen Stich eines Insects her. Er ließ, um dieß künftig hin zu verhindern, die Eiter der Kühe mit Säckchen umhängen, die man nur zur Zeit des Melkens abnahm; und das Uibel zeigte sich nie wieder. Der Beschwörer aber ließ sich seit der Zeit nicht sehen, und kam nicht, ob er gleich genöthigt wurde; denn jetzt schämte er sich selbst seines Betrugs.

Hat eine Kuh den Fehler, daß sich die Butter von dem Rahm nicht sobald, wie gewöhnlich, will absondern lassen; so kann man ihr drei bis viermal des Tages eine Hand voll von folgendem Pulver, mit einem Nössel Biereſſig reichen lassen: Sauerrampf, weissen Andorn, Schaafgarbe, Brennesseln von jedem vier Hände voll. Roßschwefel 1 Viertel-Pfund. Alles dieses wird zusammen zu einem Pulver gestossen. Man kann auch beim Buttern nach Beschaffenheit der Menge des Rahms 1 Viertel oder ein halb Nössel starken Essig mit zu dem Rahm ins Butterfaß giessen. Auch die blaue Milch rührt nicht von Zauberei, sondern von einer natürlichen Krankheit an dem Viehe her. Man

ters, des Sohnes, des heiligen (Geistes) fliehe aber den Astharoth. Astharoth soll ein böser, den Beschwörern gefährlicher Geist seyn.

nehme Eichenlaub, Sanickel, Schaafgarbe, von jedem 4 Hände voll; Tormentillwurzel 1 halb Pfund; rothen Bolus, Allaun, jedes ein Viertel-Pfund. Dieß zu einem Pulver gestossen, und dem Rindvieh davon jedesmal 2 Loth mit oder ohne Essig täglich 3 und 4 mal gegeben, hilft gewiß. Das Blutmelken, das im Sommer und im Winter erfolgen kann, entsteht aus folgender Ursach: Ein gewisses Kraut, das nicht alle Jahr wächst, hat die Kraft, die rechte Zubereitung der Milch bei dem Vieh zu hindern; daher man diesen Umstand nicht als etwas übernatürliches ansehen, und abergläubische Mittel anwenden, sondern nur dem Vieh andres Futter geben darf. Wenn der Abergläubische Milch aus dem Hause weggiebt; so wirft er in den Topf, in welchem sie weggetragen wird, etwas Salz, damit dem Vieh kein Tort könne angethan werden. Wenn deine Kuh gekalbet hat, so gehe rücklings in den Stall und sprich: Rücken rein, Unglück naus! — so bist du drinne. Wenn sie nicht fressen will, lege beide Hände kreuzweis über einander, fahre ihr damit über den Rücken vom Kopf zum Schwanz, und sprich: Bist du besprochen bis an dein Ende; so streich' ich dich mit beiden Händen, im Nahmen ꝛc. so frißt sie — sobald sie wieder hungert.

Mit dem im der Krippe liegen gebliebenen Hafer soll man dem Pferd über den Rücken hinfahren, um es vor der Zauberei zu sichern. Wer einen Todtennagel, der in der Erde auf dem Kirchhof gefunden ist, in die Fußspur eines Thiers, entweder im Nahmen der Gottheit, oder des bösen Geistes schlägt, der macht es dadurch lahm: Wie aber wär das möglich? Man soll einen Holunderstrauch vor die Stallthür pflanzen, um das Vieh vor Zauberei zu bewahren. Wer das Beten recht versteht, kann alle Viehkrankheiten curiren — es mag helfen oder nicht. Oder nim einen Erbsack, laß die Kuh darein pissen, und schlage ihn mit einer Dornenruthe; so wird die Trude (Hexe) tüchtig geprügelt — wenigstens der Sack. Von solchen Leuten, die, wie man glaubt, hexen, oder die etwas ausserordentliches thun, eine Krankheit leicht heilen ꝛc. können, glaubt man, daß sie einen

Spiritus familiaris

haben. Man versteht unter diesem lateinischen Ausdruck einen Geist, der mit einem Menschen vertraulichen Umgang hat, ihn in seinen Angelegenheiten mit Rath und That unterstützet, und ihm ausserordentliche, die menschlichen Kräfte übersteigende Dinge thun hilft. Aus der heidnischen und jüdischen Geisterlehre ist dieser Glaube auch unter die christlichen Religionslehren gekommen, obgleich in der heiligen Schrift nichts davon steht, und hat eine Menge der schädlichsten Irrthümer hervorgebracht. Zuletzt beruht diese Meinung auf unrichtigen Begrifen, und Mangel an Kenntnis von den Eigenschaften der Seele. Jeder Mensch kommt in dem Laufe seines Lebens in Fälle, wo er schnellen Rath und Entscheidungsgründe braucht; denn strengt er seine Seelenkräfte an, seine Vorstellungen und Gedanken, die vorher dunkel und verwirrt waren, werden hell; er wählt nun das beste, oder das schlimmste. Aber die Vorstellungen zu diesem oder jenem kamen wie gerufen; man denkt nicht daran, daß sie in dem Gedankenvorrath lagen, und schreibt sie guten oder bösen Geistern zu. Die Meinung, daß jedem Menschen ein gewisser Geist zum Begleiter durch das Erdenleben gegeben sey, ist alt und wird zum Theil noch jetzt geglaubt: Man nennt ihn Genius, Schutzgeist, Dämon. Von christlichen Gelehrten wurde diese Meinung mit der Lehre von den guten oder bösen Engeln vereinigt. Da man nun einmal glaubte, jeder Mensch habe einen oder zwei Geister um sich, so schien es auch möglich, näher mit ihnen bekant zu werden. Man schrieb zu dieser Absicht den Geistern die Geschicklichkeit zu, nach Gefallen einen Körper anzunehmen, man erfand das, womit man die Gunst eines solchen Geistes erlangen zu können, oder ihn zum Gehorsam zu bringen glaubte, um durch ihn Wunderdinge zu thun. Man sahe den Schutzgeist im Traum als einen schönen Jüngling, oder als ein holdes Mädchen im flatternden Kleide, hörte die liebliche Stimme, und fühlte einen sanften Druck. Der böse Geist zeigte sich in der Gestalt eines grimmigen Thiers, brüllte, und kratzte mit Bärentatzen. Und diese Wirkungen der Einbildungskraft

hielt man für wirkliche Erscheinungen, hielt für wahr, was man im Traum gesehen hatte.

Das Bannen

ist eine ungereimte alberne Kunst. Man will durch Zeichen, die man in die Luft hinmacht, und durch Aussprechung gewisser Worte einen Menschen dergestalt festmachen, daß er von einem Ort nicht wegkommen könne, sondern unbeweglich bleiben müsse. Auf solche Weise will man Diebe festmachen, daß sie nicht von der Stelle können; Vögel, daß sie nicht wegfliegen; wilde Thiere, daß sie nicht davon laufen. Aber wenn der Dieb auf der Flucht ist und ohne es zu wollen, auf einmal unbeweglich still stehen soll; so muß dazu nothwendig eine Kraft ausser ihm wirken: Es muß eine Hand oder etwas anders da seyn, das ihn festhält. Wer das Bannen versteht, glaubt man, kann alle Glieder des Diebes, die zur Bewegung erfodert werden, unwirksam machen, sie lähmen, und ihn wider davon befreien, wenn er erhascht ist. Wie lächerlich würde es aber seyn, zu denken, daß dieß durch blosse Zeichen und Hermurmelung gewisser Worte geschehen könne? Das gilt auch von dem Bannen der Vögel, oder der Thiere im Walde. Was einige Jäger davon sagen, ist Großsprecherei, wodurch sie sich ein gewisses Ansehen geben, oder bei andern fürchterlicher machen wollen. Wenn sie es aber selbst glauben; so verdienen sie verlacht zu werden, wenn sie in der Probe nicht bestehen, die man darüber mit ihnen anstellt. Ein Bube versicherte einst einen andern, daß sein Vater von dem Scharfrichter in C. für einen Ducaten das Bannen gelernt habe, und er könne es auch. Jener bat, es ihn zu lehren und er sagte „ja; aber du mußt hingehen, und an der Hausthürklinke lecken.„ Dieser thats, und blieb mit der Zunge kleben; denn es war sehr kalt. Jener aber lachte, und lief davon. — Von einem Schäfer sagte man, daß er Bannen könne. Einst fragte jemand ihn, ob es wahr sey? Gehe der Herr hin, antwortete der Schäfer, und nehme mir ein Schaf, dann soll er sehen, daß ich bannen kann.

Eben die Bewandnis hat es mit der sogenannten **Passauer-Kunst**, welche, wie man glaubt, darin besteht, daß jemand

sich vor Hieb und Schuß festmachen

könne, so daß Kugel und Säbel von ihm apprallen. Der Henker in Passau, (sie hat daher ihren Nahmen) gab den Soldaten papierne Zettel, eines Thalers groß zu verschlingen, die mit einem messingnen Stempel gedruckt, und mit wunderlichen Zeichen und nichts bedeutenden, unbekannten Wörtern bezeichnet waren, wodurch sie, seiner Sage nach, so fest gemacht werden sollten, daß keine Kugel sie tödten, kein Schwert sie verwunden könne. Sie brachte ihm, wie man leicht begreifen kann, viel Geld ein. Die Officiers, die es wol einsahen, daß es Betrug sey, liessen es geschehen, weil dadurch die Soldaten muthiger wurden. Die in der Schlacht getödteten, konnten sich nicht beklagen; und die beim Leben gebliebenen, schrieben ihre Erhaltung der Kunst des Henkers zu. Die Sage vom Festmachen ist ohnfehlbar daher entstanden, daß mancher General, wenn er seine Soldaten an den Feind führte, für rathsam fand, ihnen ein Herz zu machen, und vorzugeben, er könne mit seinem Commandpstab alle Kugeln abweisen. Er selbst hatte vielleicht ein Panzerhemd unter dem Rock; (welches aus ganz starkem Eisendrath, kettenartig geflochten ist) und bewies, indem er etwa aus einem schwachgeladenen Gewehr eine Kugel auf sich schiessen ließ, daß seine Kunst probat sey. Man hat ein Beispiel, daß jemand aus geladenen Gewehren durch seine Jäger heimlich die Kugeln ausziehen, dann aus denselben auf sich feuren ließ, aus der Tasche unvermerkt Kugeln hohlte und vorzeigte, als hätte er sie aufgefangen, und dadurch andern begreiflich machte, ihm könne keine Kugel schaden; Wer aber nach ihm hinschiesse, der tödte sich selbst. Er wurde als ein Hexenmeister angesehen und gefürchtet; denn das war seine Absicht. Es giebt Leute, die dieß für eine natürliche Kunst ausgeben, und sich zu dem Ende auf die Gemsen, Hirsche und andre Thiere berufen, die, wenn sie von gewissen Kräutern und Früchten gefressen, auf zwei oder drei Tage fest wären, und durch keinen Büchsenschuß verletzt werden könnten; Und andre, die da glauben, daß derjenige Schußfrei sey, der eine Gemsenkugel bei sich trage. Durch den Genuß eines Krauts, oder einer Kugel, die

man bei sich trägt müßte der menschliche Körper so hart wie Eisen werden, wobei er doch unmöglich leben könnte, weil in unserm Körper, der aus so vielen flüssigen und fleischigten Theilen besteht, der Umlauf des Geblüts zum Leben nothwendig ist. Man würde auch die in demselben durch jene Kräuter oder Kugel vorgehende Veränderung bemerken müssen, welches doch keiner sagen wird, wenn er auch zehn in Gemsen gefundene Kugeln bei sich trüge.

Diejenigen, von denen man erzählt, daß sie mit sich die Probe haben machen, und aus der Flinte eine Kugel auf sich ohne Verletzung abschiessen lassen, haben die Zuschauer durch ein Kunststück getäuscht. Man verfertigt nemlich Kugeln von dünnem Glas, und füllt sie mit Queckſilber an. Sie haben eben das Ansehen und die Schwere als eine Bleikugel, und man kann sie nicht leicht davon unterschieden. Wenn man nun eine solche Kugel in die Flinte ladet, so wird sie mit dem Ladestock zerstossen, und kann daher keine Wirkung thun. Einige Taschenspieler gebrauchen zu dem Ende eine Pistole, in welche sie noch einen Lauf von dünnem Metall stecken können. Den eigentlichen Lauf laden sie vorher mit Pulver, stecken dann den dünnen Lauf hinein, lassen nun die Pistole von einem der Zuschauer selbst mit Kugel und Pulver scharf laden, machen dann allerhand Gaukeleien, ziehen unvermerkt den dünnen Lauf zusamt dem Schuß wieder heraus, und lassen Feuer auf sich geben. Wer das nicht weiß, staunt den Taschenspieler an, und wird in der Meinung bestärkt, daß man sich doch fest machen könne. Der 91ste Psalm vor einer Schlacht gesprochen, soll die Kugeln entfernen, und die Hiebe entkräften: Die tägliche Hersagung des 109ten Psalms aber einen Feind tödten.

Nicht weniger abgeschmackt ist der Wahn, die

Gewehre zu besprechen,

daß sie nicht losgehen sollen. Wenn einer, der im Walde oder auf dem Felde sich befindet, einen Schuß hört, und denn unter Benennung gewisser Worte, einen Strauch in einen Knoten bindet; so soll der Schütze seine Flinte nicht eher wieder abschies-

sen können, als bis entweder der Knoten von selbst aufgegangen, oder von einem andern aufgelöset worden. Wenn das Schießpulver auf der Pfanne gut und trocken, und überhaupt das Gewehr in gutem Stande ist, so wird es gewiß losgehen, wenn auch tausend Knoten geschürzt würden, und tausend Banner es besprochen hätten.

Ehedem und noch jetzt glauben viele, daß es Menschen gebe, die sich nach Gefallen

verwandeln,

eine andre Gestalt annehmen, und dann wieder in der menschlichen erscheinen können. Aber welche Thorheit würde es seyn, wenn man glauben wollte, daß es Menschen gebe, oder wenigstens gegeben habe, die von dem Satan das Vermögen empfangen hätten, sich in Hasen, Katzen, Hunde, Pferde u. d. gl. zu verwandeln. Ohne Zweifel entstand diese Meinung aus Misverstand der Fabeln der alten Weisen, bei welchen die Verwandlung der Menschen in Thiere eine bildliche Vorstellung war, wodurch sie zu erkennen geben wollten, daß die Laster den Menschen in Thiere und Ungeheuer umschafften: Und diese Verwandlung findet noch jetzt statt: Denn wenn die Menschen die Neigungen der Thiere annehmen, so werden sie ihnen dadurch ähnlich, werden durch Zorn in Löwen, durch Gefrässigkeit in Wölfe, durch neidische Kargheit in Hunde, durch Wildheit in Stiere ꝛc. gleichsam verwandelt. Vornehmlich hat man geglaubt, daß die Menschen sich in

Wehrwölfe

verwandeln können, welche, nach der Meinung des Abergläubischen, solche Menschen sind, welche die Gestalt eines Wolfs angenommen haben. Sie binden, sagt der Abergläubische, einen Riem um den Leib, und bewirken dadurch ihre Verwandlung. In den Hintern stecken sie einen Stock, und das ist ihr Schweif. Dann streichen sie in genannter Gestalt durch Wälder und Felder, und zerreisen und fressen alles, was ihnen vorkommt. — Ein Knecht, der sich in einen Wehrwolf verwandelt hatte, wurde von Hunden angefallen, die, ob er sich gleich gegen sie sehr wehrte,

ihm dennoch ein Auge ausrissen. Am andern Tage erschien er wieder als Mensch, aber nur mit einem Auge. — Weg mit diesen Misgeburten der schrecklichsten Unwissenheit und des Aberglaubens! Wer könnte sich jetzt noch so etwas denken? — Vor alten Zeiten glaubten viele auch, daß ein Mensch

sich unsichtbar machen

könne? Sollten es jetzt noch einige glauben? Der Körper des Menschen, der aus vielen und mannigfaltigen Theilen besteht, müßte dabei in so kleine Theile zertheilt werden, daß man sie nicht sehen könnte; hernach müßten diese Theile wieder zusammengesetzt, und dem Auge dargestellt werden, oder unsere Augen müßten so geblendet werden, daß wir die vorhandene Menschengestalt nicht sähen. Aber hiezu würde eine unendliche Kraft erfodert, die kein erschaffenes Wesen hat. Kein Engel, kein Mensch ist im Stande, so etwas zu thun. Hätte man die geringste Kenntnis von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers gehabt; so würde man eine so unsinnige Meinung, als die von dem Unsichtbar machen ist, nicht angenommen, oder am wenigsten in Gerichten, wie es ehedem hiebei, so wie bei Wehrwölfen, wirklich der Fall gewesen ist, darüber Fragen aufgeworfen haben. Auch das ist ein irriger Wahn, daß

ein Mensch an einem andern Ort zugegen seyn

könne, der von dem Ort seines wirklichen Aufenthalts verschieden ist; oder wie der Aberglaube redet, daß ein Mensch bei lebendigem Leibe spüke. Es ist unmöglich, daß der menschliche Körper an zween Orten zugleich gegenwärtig seyn kann; denn das streitet mit den Kräften der Natur, und kann nicht geschehen. Die Geschichten, welche man hievon erzählt, sind entweder erdichtet, oder sie haben der Einbildungskraft ihr Entstehen zu danken, oder es träumte jemand so lebhaft, daß er den Traum für etwas wirkliches hielt. Die Umstände treffen freilich zusammen, so wie man sie erzählt; aber wer steht dafür, daß sie nicht erdichtet sind? Der Mensch ist fast zu nichts so sehr geneigt, als wunderbare Dinge zu glauben, und selbst zu erzehlen. Der Ort, wo

jemand gesehen worden, ist von dem Ort seines wirklichen Aufenthalts oft sehr weit entfernt. Was soll nun dort von ihm erscheinen? Etwa sein Körper? — nein, der kann sich in solcher Geschwindigkeit nicht von einem Ort zum andern bewegen; und man vermißt ihn, zu der Zeit, da er dort erschienen seyn soll, an dem Ort nicht, wo er wirklich ist. Oder war es der subtile Körper, der sich in dem äusserlichen befinden soll? — welchen Beweis hat man, daß jeder Mensch solch einen feinen Körper in sich habe? War es die Seele, die dadurch sichtbar wurde, daß sie eine Art von Körper annahm? Aber woher könnte sie diesen Körper haben, und von was für Beschaffenheit sollte er seyn? Wie könnte unterdeß der Leib jenes Menschen fortleben? Woher weiß man, daß sie dazu die Macht habe? Vielleicht verursacht Gott dergleichen Erscheinungen durch eine unmittelbare Wirkung, oder durch ein Wunderwerk? — Das ist wider alle Wahrscheinlichkeit; denn Gott thut nichts ohne weise Absichten; diese Geschichtchen aber tragen sich oft bei sehr geringen Umständen zu. Vielleicht verursachen sie Engel oder Geister? — Es ist nicht zu glauben, daß weise und gute Geister, ohne die erheblichsten Ursachen, ihre Kräfte zur Hervorbringung solcher Erscheinungen anwenden. Und dann würde ja dieß die Person doch nicht selbst seyn. Die Geister hätten nicht nöthig, erst einen Körper anzunehmen; sondern sie dürften nur unsre Sehnerven auf eben die Art erschüttern, als es geschieht, wenn wir wirklich eine Person sehen: Es ist also mit dem sich anderswo sehen lassen nichts, eben so wenig als mit dem

Verblenden.

Wenn man den Gaukeleien eines Künstlers zusieht, der durch seine Geschwindigkeit etwas thut, was ausserordentlich scheint; so ist man geneigt zu glauben, er habe die Augen der Anwesenden verblendet, d. i. er habe gemacht, daß man etwas sehe, was wirklich nicht da sey. Aber wie wär das möglich? Unser Auge kann nicht so verändert werden, daß es etwas sehen sollte, was nicht da ist; oder daß es die Dinge anders sehe, als sie wirklich geschehen. Es ist ein gemeines Kunststück, daß herumziehende Künstler allerlei Sorten von Bann, mit ver-

schiedenen Farben, aus dem Mund heraus ziehen, und Steine Messer u. dgl. verschlucken. Die umstehenden sagen dann, er habe die Augen verblendet; er verhalte sich dabey ganz ruhig; sie sähen aber alles, so wie es der Künstler haben wolle. Wer ein vierblätterichtes Kleeblatt bei sich trägt, denkt man, der könne nicht verblendet werden sondern sehe alles mit natürlichen Augen, und könne dem Künstler einen Possen spielen, daß ihm nichts von statten gehe.

Sympathie und Antipathie

sind leere Wörter, die nichts bedeuten. Ersteres soll eine Geheimnisvolle Vereinigung; letzeres eine natürliche, unerklärbare Abneigung der Dinge gegen einander seyn: Aber so etwas giebt es in der Natur nicht. Diejenigen, die sich schämten, gewisse Dinge und Krankheiten mit allen alten Mütterchen für Hexereien und Wirkungen des Teufels zu halten, nahmen zu Sympathie und Antipathie ihre Zuflucht, und suchten die Möglichkeit und den Grund davon durch feine Ausflüsse zu erklären, die aus dem menschlichen Körper, oder in denselben übergingen, und darin etwas bewirkten. Hast du einen Kropf, sagt der, der hieran glaubt; so stelle dich mit dem Gesicht gegen den Mond, nim einen Stein, der vor dir liegt, bestreiche damit den Kropf dreimal, und wirf ihn hinter dich; thue dieß bei drei zunehmenden Monden nach einander! dann bleibt der Mond am Himmel, und der Kropf — am Halse. Wenn dein Hals angeschwollen ist, so winde einen gelben Wachsstock daherum: Oder wenn du die gelbe Sucht hast, so stehle den Schmierkübel von einem Fuhrmannswagen, und sieh hinein — so siehst du, daß Teer darin ist. Hast du einen Schaden am Leibe; so nim ein Ei, trink es aus, laß deinen Urin in die Schale, verwahre es in einem Säcklein, und hänge es in den Rauch; so wird es geräuchert. Schneidest oder stichst du dich; so schmiere die Nadel oder das Messer mit Fett, verbinde es mit einem Läpchen, und lege es an einen temperirten (weder zu kalten noch zu warmen) Ort; die Wunde verbinde mit einem trocknen Lappen; so heilt sie zu; — wenn du sie reinlich hältst. Wenn du Warzen hast, nim einen Faden, umwickle sie damit, und wirf ihn unter eine

Dachrinne: Wenn dann der Faden verfault; so gehen auch die Warzen weg. Oder gehe des Morgens früh, wenn es geregnet hat, stillschweigend auf den Gottesacker, wasche dich mit dem Wasser, das auf einem Leichenstein stehen geblieben ist; geh stillschweigend wieder zurück, dann vergehen sie. Oder nim ein Hölzchen, und schneide so viel Kerben hinein, als du Warzen hast; wirf es heimlich dem Klingelmann in den Korb! dann hat er das Holz — und du die Warzen. Wenn dich ein Hund gebissen hat, so sieh, daß du Haare von ihm bekommst, lege sie darauf, dann wird die Wunde heilen — wenn du ordentlich damit verfährst. Wenn dir die Nase blutet, so laß das Blut in eine auf Kohlen gesetzte Eierschale, oder auf ein aus Strohhalmen gelegtes Kreuz laufen; dann hört es auf — wenn es genug geblutet hat. Wenn dir jemand ein Messer schenken will, und du nimst es von ihm; so wird er dir gram — wenn er vorher schon dein Feind war. Wenn du das Brodt ißt, wovon ein andrer schon gegessen hat; so bekommst du seinen Geiz — wenn du geneigt dazu bist. — Wenn du L.. se hast, und kannst ihrer nicht los werden; so trage einen gedörrten Schlangenkopf bei dir, dann bleibt keine — wenn du dich oft genug reinigst.

Schlage die Kuh, wenn sie nicht stillstehen und die Milch lassen will, mit dem Stabe eines Bettlers, dann wird sie ruhig — wenn sie die Schläge fühlt. Es giebt wol in der Natur Dinge, von denen man nicht weiß, wie sie erfolgen, so daß keiner sie glauben, oder sie für möglich halten würde, wenn er nicht durch Erfahrung davon wär überzeugt worden: Aber Sympathie bleibt immer ein elender Behelf. Der Löwe scheut Schlangen und Hahnengeschrei, der Wolf das Feuer. Das sind Naturtriebe, und man darf darin nichts von Antipathie finden wollen, und sich in abergläubischen Meinungen verliehren; dergleichen die vom Eschenbaum und der Schlange ist: Denn die Schlange soll lieber ins Feuer gehen, als sich unter oder nahe bei diesem Baum aufhalten. Das streitet aber wieder alle Erfahrung. Unter gewissen Bäumen soll eine Antipathie herschen, die aber in nichts anders bestehen kann, als daß einer dem andern den Narungssaft entzieht.

Aberglaube von Dieben, Gehängten ꝛc.

Unter abergläubischen Leuten gehen mancherlei Erzählungen herum, die dahin laufen, daß nachdem ein Unschuldiger vom Leben zum Tode gebracht worden, ein ausserordentlicher Sturm, Hagel, Regen, Gewitter, wol gar Erdbeben entstanden sey, den für einen Missethäter gehaltenen zu rechtfertigen. Wenn aber so etwas ausserordentliches geschehen sollte; warum geschah es nicht vor der Einrichtung und rettete dadurch das unschuldig vergoßne Blut? Auch soll dann das Schwert des Scharfrichters in eine ausserordentlich Bewegung gerathen. — An dem Galgen vor H. hängt ein Dieb, der bald keinen Fetzen mehr an sich hat, und ganz verstümmelt ist. Er war der ruchloseste Böswicht; doch hat ihn der Aberglaube im Tode brauchbar gemacht, daß er reissend weggeht. Der Fuhrknecht zwickt ihm die Theile der Finger ab, woran die Nägel sitzen, und womit die Diebsgrife geschehen sind, und läßt sie in den Handgrif seiner Peitsche einflechten, woraus, wie er glaubt, die gewisse Wirkung entsteht, daß wenn die Pferde mit dieser Peitsche getroffen werden, sie den Wagen auch in dem tiefsten Morast nicht stecken lassen, sondern die letzten Kräfte anwenden, ihn heraus zu heben. Aber die Pferde fürchten ohnehin die Peitsche, und wenn sie jetzt nachdrücklicher auf ihren Rücken fällt, je zuversichtlicher die Wirkung davon erwartet wird; so ist ja das dem Theil vom Diebe nicht zuzuschreiben. Der Weinschenk sucht einen Diebsdaumen zu bekommen, um dadurch glücklich zu seyn. Gewinnsüchtige Spieler tragen ihn in eben der Absicht mit sich herum, und Wirthsleute glauben, daß dadurch viel Gäste herbeigezogen werden. Warum aber muß solch ein Daum gerade von einem Dieb seyn? - Weil man ihn am leichtesten bekommen kann! Der Strick, wodurch jener Frevler sein Leben verlohr, ist schon lange um nicht geringen Preis an abergläubische Weibsleute verkauft, welche ihn dem Vieh, wenn es die Würmer ꝛc. hat, oder gar behext ist, mit (wie sie glauben) grossem Vortheil umhängen. Der Verkäufer sagt es selbst, daß er schon einige Klafter Strick verkauft habe, und es erfolge davon gleiche Wirkung. Wer den Nagel bekommen kann, der bei dem Hängen gebraucht wur-

de, der glaubt dadurch gegen alle Hexereien und Teufeleien gesichert zu seyn. Bald wird man den Dieb ganz entblößt sehen; denn man reißt ihm eins nach dem andern von den Kleidern ab, und streicht damit das Vieh über den Rücken, wovon es wunderschön werden soll.

Vielleicht lag in dem Diebe selbst die Ursache davon nicht, daß er gehängt wurde, denn der Aberglaube denkt, wenn ein anderer das Brodt, welches man auf dem Tische habe liegen lassen, über den Galgen werfe; so könne man demselben nicht entgehen: Aber wer gehängt wird, der muß es verdient haben, und man darf darum das übrig gebliebne Brodt nicht zu sich stecken, um nicht reif dazu zu werden. Die Mutter muß, sagt ein anderer, den kleinen Kindern die Nägel zum erstenmal abbeisen, damit sie nicht stehlen lernen. Wer seine Kinder gut erzieht, der darf ihnen immerhin auch zum erstenmal die Nägel abschneiden, ohne zu fürchten, daß er sie dadurch diebisch gesinnt machen mögte. Wenn man des Abends zu Bett geht, und das Licht auslöscht, soll man es nicht umgekehrt in den Leuchter einstecken, sonst kann niemand vom Schlaf erwachen, wenn des Nachts Diebe ins Haus kommen. Aber nein, diese Art Lichter auszulöschen, ist darum schädlich, weil man sie im Fall der Noth nur schwer wieder anzünden kann. Wenn Diebe von einem ungebornen Kinde einen Finger anzünden (und sie sollen wie Lichter brennen,) so kann, sagt der Abergläubische, keiner im Hause aufwachen, und sie können ruhig stehlen. Daher ermorden sie schwangere Weiber, um von ihrem Kinde die Finger zu bekommen. — Kann durch solche Meinung nicht der Dieb zum schrecklichsten Mord verleitet werden? Wenn ein Missethäter geköpft wird; so haben schon epileptische Personen das Blut getrunken, um von der Krankheit befreit zu werden. Man hat sie dann so lange und weit gejagt, als ihre Kräfte es zuliessen, und sie laufen konnten. Sie wurden gesund; etwa weil das Blut, das sie tranken, von einem Delinquenten war? — gewiß nicht! sondern durch den Ekel und die heftige Bewegung, welche sie darauf zu machen gezwungen waren. Andere haben mit der eiskalten Hand des Todten sich den Kropf und andere Auswüchse bestrichen, um

sie dadurch wegzubringen. Wenn so etwas je geholfen hat; so war gewiß nicht das gebrauchte Mittel die Ursach, sondern die dabei gehabte heftige Gemüthsbewegung.

Man sieht an der Erde bisweilen ein Feuer, das einen Platz von 2, 3 und 4 Schuhen einnimt; der Abergläubische nennt es

Geldbrennen.

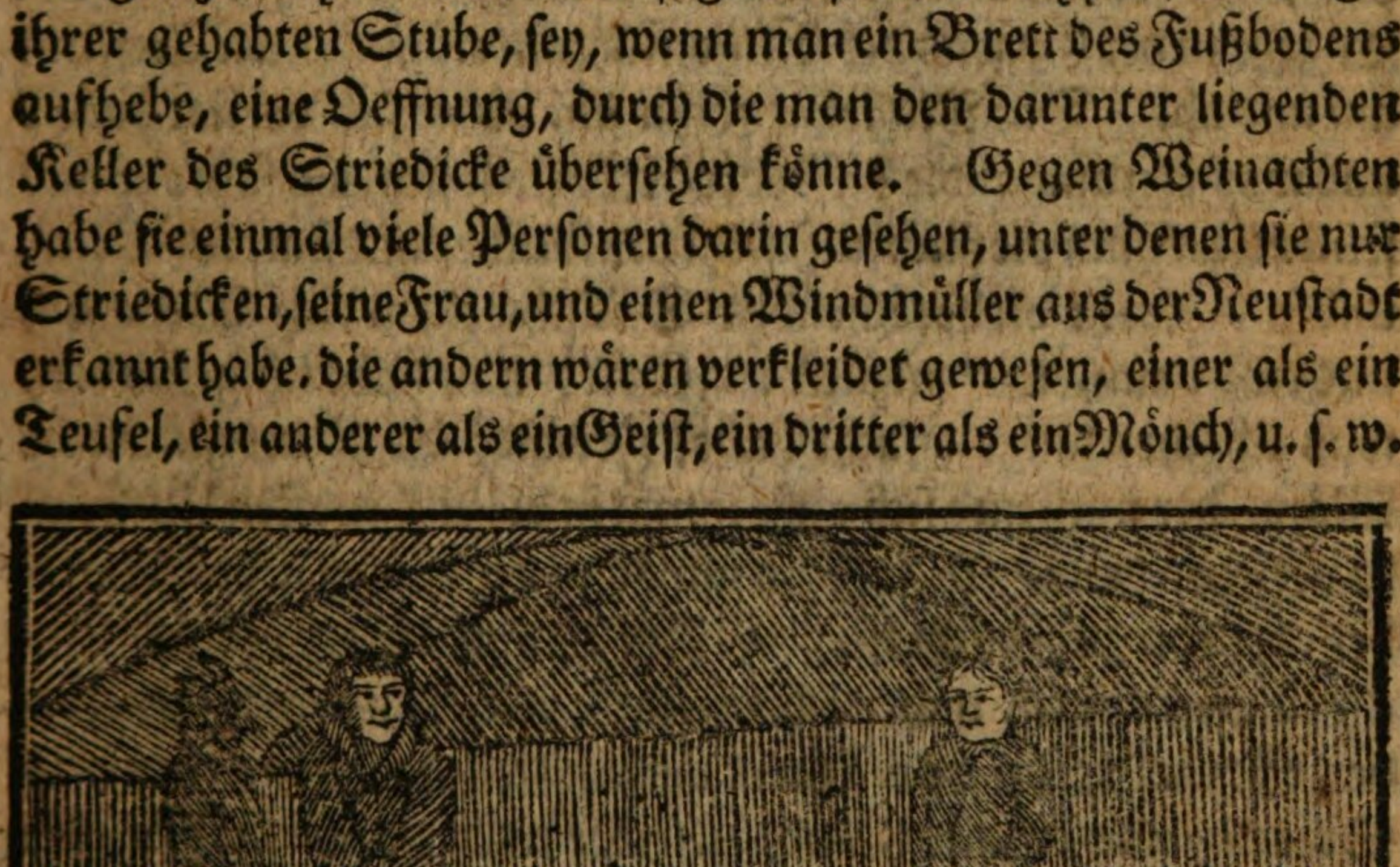
Er wirft, um den Schatz zu bekommen, das erste was ihm in die Hände fällt, am sichersten (wie er glaubt) den rechten Schuh in dieses Feuer, um damit den Geistern die Macht zu nehmen, das Geld unter der Erde fortzurücken. Oft schon sah er seinen Schuh oder sein Tuch in Asche verwandelt, wenn er z. B. einen brennenden Rübsaathaufen für Geldbrennen hielt. Das was man Geldbrennen nennt, ist aber weiter nichts, als eine brennende oder leuchtende Sumpfluft, die sich an solchen Orten häufig befindet, und sich von der Erde noch nicht aufgehoben hat. Denn es ist ganz wider die Natur des Geldes und alles Metalls, daß es brennen sollte; es müßte denn ein Wunder geschehen, das man aber am wenigsten hiebei vermuthen darf. Durch diesen Wahn ist bei vielen die Begierde entstanden, Schätze aus der Erde zu graben, und sind Betrügern in die Hände gerathen, die ihnen ausserdem, daß sie ihre Hoffnung täuschten, auch noch das abnahmen, was sie noch hatten, und sie der öffentlichen Schande und dem Gelächter blosstellten.

Vom Schatzgraben.

So lange noch Beispiele von dieser Art des Aberglaubens vorkommen, und daß Betrüger sich desselben bedienen, um andre auf eine schändliche Art zu hintergehen; so kann es nicht überflüssig scheinen, vor demselben zu warnen und Beispiele aufzustellen, wodurch die Bosheit des dabei gespielten Betrugs auf der einen, und die Lächerlichkeit der dabei bewiesenen Einfalt auf der andern Seite in die Augen fällt.

Der Sattler Striedicke hatte ehedem schon einen mansfeldischen Prediger, einen übrigens sehr braven Mann, zu überreden gewußt, ihn zur Hebung eines Schatzes zu unterstützen,

und der gute Mann hatte seinen Heldenglauben durch einen Verlust von 180 Thaler und durch einen Verweis, den er vom Consistorio erhielt, büssen müssen. Striedicke aber hörte dennoch nicht auf, zu behaupten, daß ihm ein Schatz bestimmt sey, und kurze Zeit vor Weinachten 1785 verbreitete sich auf einmal das Gerücht, daß er ihn nun gefunden habe. Vernünftige Leute glaubten es zwar nicht: Da aber doch Striedicke sich und seine Frau kleidete, verschiedene Meubels anschaffte, und weit besser zu leben anfing, als er bisher gekonnt hatte; so machte das die Obrigkeit aufmerksam. Mehrere geheime Nachforschungen wußte er durch das Vorgeben einer aus der Ferne erhaltenen Erbschaft zu vereiteln; eine Wittwe aber, die er, weil sie die Miethe nicht bezahlen können, aus seinem Hause trieb, verrieth das ganze Geheimnis. Sie sagte auf dem Rathhause aus: In ihrer gehabten Stube, sey, wenn man ein Brett des Fußbodens aufhebe, eine Oeffnung, durch die man den darunter liegenden Keller des Striedicke übersehen könne. Gegen Weinachten habe sie einmal viele Personen darin gesehen, unter denen sie nur Striedicken, seine Frau, und einen Windmüller aus der Neustadt erkannt habe. die andern wären verkleidet gewesen, einer als ein Teufel, ein anderer als ein Geist, ein dritter als ein Mönch, u. s. w.



Es sey ein Kreis geschlossen worden, und nach vielen Ceremonien

habe man angefangen, mit Schaufeln die Erde aufzuwerfen, wodurch man auf einen Kasten gekommen sey, den man mit vieler Mühe habe heraus heben können. Während dem Heben habe der verkleidete Teufel so entsetzlich gebrüllt, daß ihr selbst Angst geworden sey. Man habe den Kasten nur einen Augenblick geöfnet, da alles wie Gold und Silber geglänzt habe; dann habe man ihn gleich wieder vorschlossen, und mit mehrern Petschaften versiegelt, zum Windmüller in die Neustadt geschafft. Von dem Tage an habe sich das Wohlleben in Striedickens Hause angefangen. — Nun ließ der Magistrat Striedicken und seine Frau, und nachher noch einige Personen einziehen, wodurch die eigentliche Bewandnis der Sache an den Tag kam. Striedicke hatte erfahren, daß der Windmüller einiges Geld liegen habe, und das war eigentlich der Schatz, den er heben wollte. Er geht in der Gegend der Windmühle in erkünsteltem Tiefsinn auf und ab. Der Müller ruft ihn an, ob er sich verirrt habe? und was ihn anwandle? Striedicke stellt sich, als fahre er aus seinem Tiefsinn plötzlich auf, sieht den Müller mit starrem Blick, und mit einem vielsprechenden Stillschweigen eine Weile an, und ruft dann, wie entzückt: „Gott! nun habe ich gefunden, was ich schon lange gesucht habe! Freund, Er ist der glückliche Mann, der mich und sich auf einmal in die blühendsten Umstände versetzen kann. Mit Ihm nur kann der Schatz gehoben werden, der mir zugedacht ist.„ — Der Mann wird erst für die Sache eingenommen, und nach verschiedenen Conferenzen überredet, Striedicken 200 Thaler vorzuschiessen, wofür er von dem Schatze 2000 erhalten, und, zu seiner mehrern Sicherheit, bis zu der Zeit, da man ihn angreifen dürfe, den Kasten in seine Verwahrung nehmen solle. Das war der Kasten, von dem der Teufel durch so schreckliches Brüllen Verzweiflungsvollen Abschied nahm. Ein abgedankter Postillion, Scharf, hatte die Rolle des Teufels gespielt, ein liederlicher Bergmann, Burkhard, die des Geists. Der unterpfändliche Schatz wurde aus der Neustadt auf das altstädtische Rathhaus gebracht, und der Teufel und der Geist mußten den, einige Centner schweren Kasten auf den Tisch der Richterstube heben. Die erwähnten Siegel waren noch un be-

schädigt, und man fand folgende Schätze darin: Zu oberst einige 80 bleierne mit Flitter vergoldete Münzen, zunächst dann die schwerste Art von grossen Steinen, und zwischen und unter diesen, vermuthlich um das Klappern und Rollen zu verhindern, einen reichen Vorrath von Kiessand. Bei angestellten Haussuchungen hat man mancherlei Werkzeuge des Schatzgrabens z. B. Bücher mit den gewöhnlichen Mißbräuchen biblischer Sprüche und allerlei schrecklichen Formeln und Fratzen, auch Schmelztiegel und etwas Stempelartiges gefunden.

Striedicke ist ein trauriges Beispiel, wie tief ein Mensch fallen kann, wenn er durch Vernachlässigung seiner Berufsgeschäfte zurückkommt, und, anstatt sich durch Einschränkung und Arbeitsamkeit wieder aufzuhelfen, vielmehr die Liebe zu faulen Tagen und zum guten Leben überhand nehmen läßt. Der Prediger und der Windmüller aber zeigen, wie sehr die Begierde, nach Gewinn übrigens recht gute Leute verblenden könne.

Die Meinung von der Macht des Teufels, auf die der Schatzgräber baut, kam durch Irrende und Betrüger auf, und erhielt sich durch sie bis jetzt. Wär es den abgeschiedenen Geistern möglich, bei den Sachen, die ihnen im Leben lieb waren, und die sie darum verborgen hatten, sich sehen und hören zu lassen, oder sonst zu wirken; so würden die Beispiele davon unzählig seyn. Aber wer hat davon sichere Erfahrungen, die er ohne Vorurtheil und mit Wahrheitsliebe untersucht hat? Die Erzählungen davon sind immer erst von Mund zu Mund gegangen und so mit Zusätzen mannigfaltig vermehrt worden. Was aber gehörig untersucht werden konnte, ist immer als Betrug befunden worden. Die erzählte Geschichte ist ein Beweis davon.

Aber wer sollte einem Geist nicht trauen? wer sollte nicht glauben, den Schatz gewiß zu haben, wenn er den ausgegrabenen schweren Kasten schon in Händen und im Hause hat? — und doch fand auch jene gute, wohlhabende Bauerswittwe, die Ruschkin, in einem brandenburgischen Dorf, Quappendorf bei Fürstenwalde, vor wenig Jahren bei diesen Umständen sich betrogen. Anfangs mußte sie für eine vorgeblich mit Türkenblut bestrichene Wünschelruthe zehn Thaler geben. Es

kamen Bothen, die von nahliegenden Schätzen redeten, und den eigentlichen Schatzgräber, der noch kommen sollte, verkündigten. Er hat überstudirt, sagten sie, und ist Priester gewesen. Das gute Weib gab Geschenke und was man sonst foderte; ein Stück Speck, um es auf dem Kreuzwege einzugraben; ein Stück Leinwand zu Befriedigung des Geistes. Endlich kam der überstudirte Mann, ein lahmer Husar, und man schritt zum Werk. Er führte die Bäuerein um Mitternacht aufs Feld, ließ hier in einem von ihm bezeichneten Kreise ihren Knecht und Magd graben, und murmelte einige unverständliche Worte, um den Geist, der den Schatz bewache, zu citiren. Es erschien eine weisse Gestalt und redete: „Ich war ein alter General, ich habe meinen Schatz vor dem Feinde vergraben, und hatte auf Erden niemand, dem ich dieß offenbaren konnte u. s. w.„ Nun beschrieb er den eisernen Kasten, gab die Kostbarkeiten in demselben an, und das baare Geld zu zwei und siebenzig tausend Thaler. Um dieß zu heben, sollten nun hundert Thaler, Damast ꝛc. an eine katholische Kirche in der Lausiz gegeben werden; wo nicht, so würde allen dreien der Hals gebrochen. Der Schatz sey mit einem Hahn versetzt. Der Hahn ward gebracht, vom Schatzgräber dem Geist gegeben, und letzterer verschwand. Man grub weiter, und fand den Kasten. Die Wittwe half ihn in ihr Haus tragen, gab dem Geisterbeschwörer mehr, als er für Lesung der Gebete am katholischen Altar foderte, und ließ ihn gehen. Er versprach in einer bestimmten Zeit wiederzukommen; ohne ihn, sagte er, dürfe der Kasten nicht geöfnet werden. Was man denken kann, geschah: Er kam nicht wieder; und da der Kasten geöfnet wurde, fand man Steine und Sand. Der Geist ward übrigens entdeckt und körperlich bestraft.

Möglich bleibt es immer, daß ehedem, wer weiß, aus was für Ursachen, je zuweilen unter die Erde Geld vergraben worden ist, möglich, daß Personen dasselbe gefunden haben, und dadurch reich geworden sind. Daß es aber einem gewissen lediglich bestimmt sey, nur von gewissen Personen, die die Kunst verstehen, unter Hersagung gewisser Formeln, Darbringung eines Geschenks an den Geist, oder den Teufel, und Beobachtung gewis-

ser Alfanzereien gehoben werden könne; wer mag dieß glauben? Wüßte jemand, wo in der Erde Schätze verborgen lägen, so würde er nicht zaudern, sie zu holen, um dann reich und angesehen seine Tage in Ruhe zuzubringen; ohne sich mit so lebensgefährlicher Arbeit, als das Geldheben seyn soll, ferner abzugeben. Wie oft ist der Leichtgläubige betrogen? wie oft vielleicht (aber mögte es nicht geschehen!) wird er noch betrogen werden? So widersinnig das gewöhnliche Verfahren bei dem Geldheben ist, so leicht lassen sich die Menschen bethören. Durch Speck und Leinwand soll der Geist besänftigt werden; man muß ihm einen Hahn, einen Bock, oder sonst etwas zum Opfer bringen, und den Schatzgräber vorausbezahlen. Man soll sich weder beim Hin- noch Hergehen umsehen; denn man könnte von den verabredeten Betrügereien etwas gewahr werden. Man soll, um mit dem Leben davon zu kommen, kein Wort reden; denn es könnten dadurch Personen herbeigezogen werden, und die Gaukeleien stören. Die Geister sollen den Schatz unter der Erde fortrücken, oder in Kohlen verwandeln, wenn man jemand davon sage, daß man einen Schatz zu heben willens sey. Aber wer merkt nicht, daß es betrügerische List sey, die darum ausgesonnen ist, daß die Sache nicht vor der Zeit entdeckt und gehindert werde. Der schwarze Bock, mit dem das Geld allein gehoben werden kann, darf kein weisses Härchen haben; der Teufel dreht sonst gar zu leicht den Hals um; wer merkt auch hier nicht, daß man den Betrogenen in Erwarten und Angst zu setzen sucht, damit er nichts wage, was den guten Erfolg des Unternehmens hindern könnte? Ein Student auf der berühmten Universität Jena, Nahmens Weber, welcher auch gerne ohne Mühe reich werden wollte, hatte sich mit zwei Bauersmännern, die nicht klüger waren, als er, vereinigt, einen Schatz zu heben, der in einem vor der Stadt gelegenen Weinberg eines Schneiders stehen sollte. Von den Bauern hieß einer Gesner, der andere Zenner. Diese drei begaben sich in der Christnacht in das im Weinberge befindliche Häuschen, und wollten den Geist citiren, der den Schatz bewachte. Nach der Meinung des Studenten hieß dieser Geist Och und der sollte seinen Diener Nathanael

schicken. Weber schrieb etliche unverständliche, nichtsbedeutende Worte an die Thür, und dann setzten sie sich alle drei nieder, legten Fausts Höllenzwang nebst gewissen Characteren und vier Beuteln zu den vermeintlichen Heckthalern, auch einige Pfennige vor sich auf den Tisch. So sassen die Narren bis 10 Uhr. Da machte der eine Bauer mit Webers Degen einen Kreis an die Decke, welches er alle Viertelstunden dreimal wiederholte, und Weber las die Beschwörungsformel aus Fausts Höllenzwang. (einem Buch). Es wollte sich aber kein Geist durch diese Possen bewegen lassen, zu kommen, und ihnen den Schatz anzuweisen. Da es nun sehr kalt und in dem Häuschen weder Ofen noch Rauchfang war; so hatten die Geisterbanner ein Feuer von Steinkohlen angemacht, um sich daran zu wärmen; und die Fensterladen und Thüren hatten sie fest zugemacht. Die aus den Kohlen aufsteigenden Schwefeldünste konnten sich also nicht verziehen, und stiegen den drei Leuten in den Kopf, wovon sie ganz verdüstert wurden, daß ihnen Hören und Sehen vergieng; bis sie endlich gar erstickten. Des andern Tages kam der Schneider von ohngefehr in sein Weinbergshäuschen und fand, zu seinem grossen Schrecken, die drei todten Männer darin, welche ganz fürchterlich aussahen. Gesner lag mit herabhängendem Kopf auf der Bank, und Zenner unter der Bank, den Kopf zwischen den Beinen, und die Zunge gräßlich herausgestreckt, auch mit rothen und blauen Flecken im Gesicht: wie es allezeit geschieht, wenn einer von giftigen Dünsten erstickt. Weber lag auf der Bank hinter dem Tische noch halb lebend, aber sprachlos und hatte eine Verletzung am Arm und rothe Flecke, Geschwülste und Blasen auf der Brust. Nun war in der damaligen Zeit der falsche Glaube, daß der Teufel den Menschen übel mitspielen dürfe, noch sehr gemein. Man wollte gern dahinter kommen, ob wirklich der Teufel das Unglück angerichtet habe, und stellte drei Wächter Nahmens Baier, Krempe und Schuhmann in das Gartenhäuschen. Als nun diese froren, machten sie auch ein Steinkohlenfeuer, und hielten Thür und Fenster zu. Es gieng ihnen daher eben so, wie den Geisterbannern. Sie wurden von den Kohlendün-

sten betäubt, und des Morgens fand man sie halb todt. Sie erholten sich aber wieder bis auf Baiern, welcher starb. Schuhmann sagte nun aus: Es sey ihm gewesen, als ob er auf der Bank eine Strecke fortgeschoben worden; er habe aber nichts gesehen und gehört. Dagegen Krempe (um sich ein Ansehen zu geben, wenn er die Sache recht wunderbahr machte.) vorgab; er habe den Teufel gesehen und ein Kratzen an der Thür gehört. Als er nun im Verhör gefragt wurde, wie der Teufel ausgesehen habe? antwortete er: „Der Teufel sahe aus, als hätte er keine Gewalt über mich.“ Mit dieser ungeschickten Antwort wurde er ausgelacht, und als er hernach Nachtwächter geworden, ruften die Spaßvögel, wenn er herumgieng und die Stunden abrief, aus den Fenstern zu: He da! Krempe! wie sieht der Teufel aus? so daß er sein Lebelang damit gefoppt wurde.

Die katholischen Priester standen ehedem, bei einigen noch jetzt, in dem Ansehen, daß sie nicht nur Gespenster bannen und Geister citiren; sondern auch Geld geschickt zu heben wüßten. Einst gieng ein solcher, der sich den heiligen Christoph zum Schutzpatron ersehen hatte, mit seiner betrognen Gesellschaft in ein altes Gewölbe, davon noch die vier Wände standen, und das oben mit Brettern leicht zugedeckt war. Sie stiegen um Mitternacht herab. Pater Franciſk machte einen Kreis um sich herum, sprengte Weihwasser gegen die vier Wände, sprach das Ave Maria, und betete:

„Heiliger und ehrwürdiger Märtirer Christoph, himmlischer Fürst, wir rufen dich an, als denjenigen, der du den größten König gesucht hast, und zuerst einen heidnischen König, hernach den Teufel, endlich aber den Herrn Jesum gefunden hast, weil du die Leute durch den Jordan trugest; und da du in deiner Einsiedlerhütte schliefest, rufte Jesus als ein Knab: Offery, Offery! da du das erstemal und andremal aufstundest, war niemand da. Das drittemal rufte und sagte der Knabe: Offery, Offery, nehme deine Stange und trage mich durch den Jordan. Du nahmest ihn auf deine Schultern und giengest durch das Wasser. Der Knabe aber war so schwer, daß du in Lebensgefahr kamest, und zu dem Knaben sagtest: Du bist so schwer, daß ich meine,

ich trage Himmel und Erde. Der Knab antwortete: Du trägest wahrlich den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Da dauchte dich der Knabe ins Wasser und taufte dich im Namen des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † und veränderte deinen Namen, mit dem Beisatz: „Du sollt nicht mehr Offery, sondern Christoph heissen. Ich erschaffe dich zu einem Schatzmeister, und gebe dir Gewalt über alle in der Erde verborgenen Schätze, daß du sie unter diejenige, welche dich in meinem Namen anrufen, austheilest. Ich gebe dir auch Gewalt über alle böse Geister.“ Nun rufen wir dich, o heiligster und verehrungswürdigster Herr Märtyrer und Fürsprecher Christoph an, daß du dich unserer erbarmest, und uns nebst Gott und der heiligen Jungfrau Maria erhörest, und uns zum Behuf unserer Arbeit diese Nacht hunderttausend Gulden gutes Geld bescheerst. Wir rufen dich das erste andre und drittemal an, und beschören dich in dem Namen des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † und der heiligen Marien, mache durch deine Fürbitte, daß wir reich werden, und aller Glückseligkeit geniessen. So wahrhaftig du Christo gedienet hast, und von ihm getauft bist, und du den heidnischen König und unzählige andere zu dem christlichen Glauben gebracht hast, und dir Gott Seele und Leib gegeben hat; hilf uns und bringe uns gutes lauteres Gold, gutes Geld durch Gott Vater † Sohn und heiligen Geist † Amen.“

Nach Endigung dieses Gebets sprengte Francisk noch einmal Weihwasser gegen die vier Wände, ließ vier Personen mit den bei sich habenden, und mit Keuzen bezeichneten Hämmern dreimal gegen die vier Wände schlagen, und dieß zum zweiten und drittenmal wiederholen. Plötzlich stürzt eine Wand ein, Angst befällt sie; sie laufen alle zum Gewölbe hinaus. Aber die Liebe zum Reichwerden heißt sie still stehen, sie erholen sich, kehren um, suchen und finden nichts.

Auch der schändlichste Misbrauch des Namens Gottes, und dessen, was heilig ist, vermag nicht Geister zu zwingen, oder das unter der Erde befindliche Geld herbei zu rücken; so sehr auch der Abergläubische, wenn er so etwas hört, zittern und glau-

ben mag. Nie ist auf unsrer Erde ein heiliger Christoph gewesen; und wenn er auch wirklich einmal vorhanden gewesen wär, wie könnte er denen, die ihn anrufen, etwas gewähren?

Das sicherste Geldheben ist, sparsam und fleissig seyn, das Seine in Acht nehmen, und seine Pflichten gewissenhaft erfüllen. Ein sterbender Vater sprach: „Sohn, grabe den Acker und den Weinberg fleißig um, du wirst einen Schatz finden.“ Der Alte war kaum kalt; so fieng H. an, alles umzuwühlen; aber er fand nichts, nachdem er lange gegraben hatte. Nach Jahren fiengen der Acker und der Weinberg an, reicher als je zu tragen; und H. hätte nun merken können, was der Vater unter dem Schatz, den er finden sollte, gemeint habe? H. war seit des Vaters Tode fast täglich in der Schenke, wiederholte die letzten Worte des Erblaßten, und war oft sehr unwillig darüber, daß er den vom Vater vergrabenen Schatz nach so langer Zeit nicht gefunden habe. Ein Bergmann, ein listiger Betrüger, schlich ihm in die Schenke nach, und bemerkte bald, daß er an H. den rechten Mann gefunden habe, fieng vom Schatzgraben an, und sagte, er wisse selbst einen. H. bezahlte die Zeche für ihn, und sagte endlich: „Bruder, wenn du ihn weißt, warum hast du ihn nicht schon gehoben?“ „Ja, sagte der Bergmann, das geht nicht gleich, ich bin arm. Wenn ich 33 Thaler, 3 Groschen und 3 Pfennige in Gold, Silber und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz herauf locken könnte, so wollte ich ihn gleich heben.“ „Bruder, rief H. schon voll Freude, so viel habe ich eben bei mir; da hast dus.“ „Gut, sagte der Bergmann, diese Nacht um 12 Uhr gehen wir hin und heben den Schatz, und dann sind wir reich genug.„ H. mußte sich in gewisser Entfernung unter eine Eiche stellen, und bei Lebensgefahr sich nicht rühren, oder ein Wort sprechen. Er hatte schon drei Stunden unter grosser Angst da gestanden; die Zeit wurde ihm endlich lang, er wagte es, sich umzusehen, zu rufen, und dann an den Ort hinzugehen, wo der Schatz sollte gehoben werden: aber der Bergmann hatte sich fortgemacht; H. kam halb erfroren nach Hause und schämte sich, und wird bis jetzt seiner Leichtgläubigkeit wegen, von jedem geneckt und ausgelacht.

Mögten die hier erzählten Geschichten jedem eine Warnung seyn, sich Betrügern nicht anzuvertrauen, und dadurch sich lächerlich und unglücklich zu machen.

Zu dem Geldheben braucht man zuweilen auch die

Wünschelruthe.

Eine solche Ruthe ist ein von einer Haselnußstaude, in der St. Johannisnacht zwischen eilf und zwölf Uhr abgeschnittener Zweig, der die Gestalt einer Gabel hat, und gegen den Aufgang der Sonne gewachsen seyn muß. Der, welcher sie über dem Punct, wo die Nebenzweige herausgewachsen sind, abschneidet, muß in dem Zeichen der Wage gebohren seyn, und dabei folgende Worte, auch gegen den Aufgang der Sonne sprechen: „Gott grüsse dich, du edles Reis, mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohne find ich dich, mit Gott des heilgen Geistes Macht und Kraft brech ich dich. Ich beschwöre dich Ruthe und Sommerlatte bei der Kraft des Allerhöchsten, daß du mir wolleſt zeigen, was ich dir gebiete; und solches, so gewiß und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum Christum gebar! Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“ Sonst wird dabei auch wol das erste Capitel Johannis: Im Anfang war das Wort ꝛc. oder die Worte des 23. Psalms gesagt: Dein Stecken und Stab trösten mich. Es mögen Buchen, Birken, Tannen, Eschen, Erlen, Eichen, Apfel = Birn = Lorbeer = oder Mandelbäume seyn; die Ruthe kann aus allen gemacht werden: Jedoch soll man eine gewisse Art Holz zu jedem Metall wegen Gleichförmigkeit ihrer Theile wählen, als: Haseln zum Silber, Eichen zum Kupfer, Tannen zum Blei, Zinn, Eisen, Stahl, Gold. Die von Weiden und Haselnus aber sollen die besten seyn, und auf alle Metalle schlagen.

Die Wünschelruthe wird auch aus Drath, Papier und Fischbein verfertigt; und es hat Leute gegeben, welche die geheime Wissenschaft zu besitzen vorgegeben, und sie theuer genug verkauft haben. Solche künstlich gemachte Ruthe besteht aus zwei

Stücken eisernen Drath, welche dergestalt zusammen gefügt sind, daß sie sich biegen lassen; sind über und über mit Leder überzogen, und mit Zwirnfaden bewunden. Nach dieser Beschreibung kann man sie sich selbst machen.

Durch das Schlagen dieser Ruthe sollen alle verborgene Dinge, vorzüglich die vergrabenen Schätze, auch Erzgänge, Wasserquellen, Marksteine; dann verirrtes Vieh, Mörder, Diebe, unbekannte Wege und Stege entdeckt, und sogar auf vorgelegte Fragen richtige Antworten gegeben werden. Z. wollte dadurch wissen, ob jemand tod oder lebendig, gesund oder krank; ob eine Frau schwanger sey, ob sie einen Sohn oder Tochter trage; wenn jemand gebohren, wie hoch die Sonne von der Erde, ob die Geschichte oder der Satz wahr sey; ob die Planeten bewohnt, der Feind fern oder nahe, und wo die im Meer versunkenen Waaren wären. K. sagte: Die metallischen Dünste giengen durch die Wurzeln in die Haselnußstaude über, und vereinigten sich mit den Zweigen und Blättern. Weil nun die zusammengezogenen Dünste eine Schwere hätten, und die aus der Erde kommenden Dünste, vermöge der anziehenden Kraft, welche die Körper aus einerlei Materie gegen einander äussern, sich mit ihnen vereinigten; so würde dadurch die Wünschelruthe schwerer gemacht und müßte sich niederbeugen. V. vergleicht das Schlagen der Wünschelruthe mit der Bewegung der Magnetnadel. So wie diese sich drehet, wenn man ihr Eisen nahe bringt; so soll auch die Haselnußstaude eine natürliche Kraft haben, sich zu den Metallen zu neigen, und durch ihr Schlagen zu erkennen geben, wo dergleichen in der Erde stehe. Allein es streitet wider die Erfahrung. Andre sagen, die Ruthe schlage, weil sie eine Kraft habe, etwas anzuzeigen; und das ist doch so viel als nichts gesagt: Denn es wird dabei etwas als erwiesen vorausgesetzt, was noch nicht erwiesen ist. Man kann keinen einzigen glaubwürdigen Fall anführen, da durch die Wünschelruthe verborgene Dinge jemals entdeckt worden sind; und bei allen Geschichten, die man davon erzählt, liegen Betrügereien zum Grund. Kein vernünftiger Bergmann hat damit zu schaffen; jeder hält sie für etwas betrügliches. Die Wünschelruthe

schlägt nicht nur da, wo Metalle sind, sondern an jedem andern Ort: Der Grund davon liegt in der Federkraft (Elasticität) und Schwere. Nach der Vorschrift des Ruthengängers muß man, wenn die Ruthe schlagen soll, die Arme fest an die Brust drücken, die Hände vom Leibe abhalten, und sie so fassen, daß die Daumen an beiden Enden anstossen. Vermöge ihrer Schwere fängt sie nun an, zu wirken, und sucht sich herunter zu bewegen. Wenn man sie über einen Beutel mit Geld hält, so wird sie schlagen: Sie wird es aber auch, wenn man sie über ein Stück Holz oder über nichts hält. Kurz, sie schlägt immer, man mag sie halten wie und wo man will. Wer eine Probe damit macht und von Vorurtheilen und der Liebe zum Wunderbaren nicht eingenommen ist, der kann sich davon leicht überzeugen.

Die fleischichten Theile unsrer Hände und Arme können natürlich das starke Drücken nicht lange aushalten; sie lassen in ihrer Wirkung nach, ohne daß wir es selbst merken; daher drehet sich die Ruthe in unsern Händen herum, und ihr Schlagen rührt von ihrer Federkraft und Schwere und der seltsamen Art her, sie zu halten. Die Stunde der Geburt, Temperamente und Gestirne sollen bei dem Schlagen der Ruthe nicht unwirksam seyn. April, Mai, Juny, July, August bis zum 12 September, — sollen die besten Monate; die besten Stunden aber des Sonntags früh um 4 und 5, und Mittags um 11 und 12 Uhr seyn. Sonntagskinder, Sanguinische und Phlegmatische sollen die glücklichsten Ruthengänger seyn. Die, welche mit der Wünschelruthe etwas ausserordentliches erfahren wollten, bestanden zuletzt doch immer mit Schimpf, oder wurden als Betrüger entdeckt. So gieng es dem französischen Bauer **Jakob Aymar**, der mit seiner Wünschelruthe so viel Aufsehen machte, daß selbst die Richter mit ihm umher liefen, und vermöge derselben die Mörder zu finden glaubten. Die Proben, die er nach der Zeit anstellte, fielen so schlecht aus, daß er das Land räumen mußte. Ein abergläubischer Gerichtsschöppe glaubte durch die Ruthe den Dieb entdeckt zu haben. Dieser wurde aber unschuldig befunden, und der Schöppe in Strafe genommen, ausserdem er auch sechs Tage im Gefängnis büssen mußte.

— Es ist kein Zweifel, daß mit der Wünschelruthe auch schon verborgene Dinge entdeckt worden sind; aber alle Wahrsagerkünste treffen und fehlen; in den allermeisten Fällen schlagen sie fehl, am Ende entdeckt sich ihr Betrug.

Ein listiger Bergmann, der eine Wünschelruthe hatte, wurde mit einem wohlhabenden Bauerburschen bekant, und versicherte ihn, daß er durch sie schon verschiedene Schätze entdeckt hätte. Sie giengen an den Ort, erst ließ der Bergmann, dann S. die Ruthe schlagen, und schon in der nächsten Nacht um 12 Uhr sollte der Schatz gehoben werden. — „Wenn wir nur das Geld anschaffen können, sagte der Bergmann, was zur Hebung des Schatzes nöthig ist. Ich bin arm, und diese meine Armuth ist eben die Ursach, warum ich durch meine Wünschelruthe bis jetzt noch nicht reich geworden bin. Die unterirrdischen Geister werden den Schatz ohne Schwierigkeiten heben lassen, sobald sie erkennen, daß ich 50 Thaler in der Tasche habe. Merken sie aber, daß ich weniger, oder wol gar nichts bei mir führe; so werden sie ihn stets fortrücken, wenn man gleich glaubt, ihn schon in Händen zu haben.“ Nun empfieng er das verlangte Geld. S. hatte es sich mühsam erspart; gab es jetzt aber gern hin, weil er dadurch mit einem mal reich zu werden hoffte. Sie giengen an den bestimmten Ort, und fingen gerade um 12 Uhr an, zu graben. Die Erde war gefroren. Als sie etwas hineingearbeitet hatten, fragte der Bergmann seine Ruthe, die ihm, wie er vorgab, sagte, daß der Schatz nur noch einen Fuß tief stehe. Mit aller Arglist eines geübten Betrügers gab er dem S. zu erkennen, daß kein Ungeweihter zugegen seyn dürfe, wenn der Schatz gehoben würde. Dieser gehorchte zitternd dem Befehl des Schatzgräbers. — Die Geschichte endigte sich, wie man leicht rathen kann: Der Bergmann hatte sich mit den 50 Thalern davon geschlichen; ausser daß S. noch in eine hitzige Krankheit verfiel, an welcher er in wenig Tagen, unter einer beständig anhaltenden Raserei von der Wünschelruthe, zur grossen Betrübnis seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, starb.

Das Feuer hat eine ausserordentliche Kraft. Es dringt wegen seiner Feinheit in die Zwischenräume des Holzes und der Metalle, verwandelt jenes in Asche, und schmelzt diese. Das Feuer ist eine sehr grosse Wohlthat für die Welt und die Menschen; denn es bringt alle Früchte zur Reife, und giebt dem Körper die gehörige Wärme und Schmeidigkeit, und bewahrt ihn vor dem Erstarren. Es belebt alles; aber Gott braucht es auch als Strafe. Schon aus der grossen Gewalt, die es hat, ersieht man, daß es Thorheit sey,

Das Feuer besprechen

zu wollen. — Die Juden, Zigeuner, Köhler und Aschenbrenner sind die Helden, die das zu können vorgeben. Die Juden haben zweierlei Arten es zu thun. In dieser Absicht pflegt der Feuerbesprecher das Feuer anzureden, und erwählt dazu einen erhabenen Ort, von da er alles, was brennt, übersehen kann. Er läßt sich eine Pfanne mit glühenden Kohlen nebst einer Gießkanne voll Wasser geben; sieht mit unverwandten Augen das Feuer an, murmelt die hebräischen Worte aus dem 4 B. Mose, Cap. 11, V. 2. Da schrie das Volk zu Mose und Moses bat den Herrn, da verschwand das Feuer — silbenweis her, und bei Aussprechung einer jeden Silbe ein wenig Was-

fer über die glühenden Kohlen; und glaubt dann, das Feuer müsse verschwinden, oder wenn es, wie immer, nicht geschieht, es werde nun mit leichter Mühe gelöscht. Andere Feuerbesprechende Juden suchen bei einer Feuersbrunst ein Haus, das noch nicht angegangen ist, dadurch zu reiten, und dem weitern Vordringen des Feuers zu wehren, daß sie mit Kreide entweder die vorgedachten Worte, oder den Schild Davids, mit dem Wort Agla, oder den göttlichen Namen Adonai anschreiben. Unter dem Schild Davids denken sich die thörichten Feuerbesprecher, die bildliche, bedeutende (hieroglyphische) Figur, welche David, ihrem Vorgeben nach, auf seinem Schild gehabt haben soll. Sie besteht aus zween unter und etwas in einander stehenden Triangeln, in deren sechs Winkeln, wie auch in der Mitte das Wort Agla mit hebräischen Buchstaben geschrieben steht. Dieses Wort bedeutet an sich nichts, sondern es zeigt nur die Anfangsbuchstaben von den vier hebräischen Worten an: Attah Gibbohr Leolam Adonai — Du bist stark in Ewigkeit Herr. Siebenmal steht das Wort Agla in der Figur; denn die Zahl 7 ist unter den Juden so heilig, wie unter den Christen die 3. Ist das Haus schon angegangen, so schreiben sie jene Worte aus dem 4 Buch Mosis auf eine Brodrinde, Papier oder Teller, gehen, wenn sie können, dreimal um das Feuer herum, und werfen das so beschriebene hinein. Dieß soll gleichfalls die Wirkung haben, daß das Feuer davon verschwinde. Die Juden sind davon gar sehr eingenommen, daß gewisse merkwürdige Worte des alten Testaments, eine verborgene Kraft hätten, und sie glauben es fort, ohnerachtet sie schon oft von dem Gegentheil überzeugt sind. Wenn aber Christen sich ihrer bedienen, um durch sie das Feuer zu dämpfen: so ist dieß ja eine weit grössere Thorheit, und sie bestärken jene in ihrem Irrthum. Jenen biblischen Worten ist nirgends eine Kraft verheissen, das Feuer zu löschen; und es ist ein Misbrauch des Namens Gottes, wenn man ihn auf Papier, oder etwas anders schreibt, um dieß dadurch zu bewirken. Ist es nicht eine grosse Thorheit, zu glauben, daß in den, unter Besprengung glühender Kohlen mit Wasser silbenmäßig hergemurmelten Worten

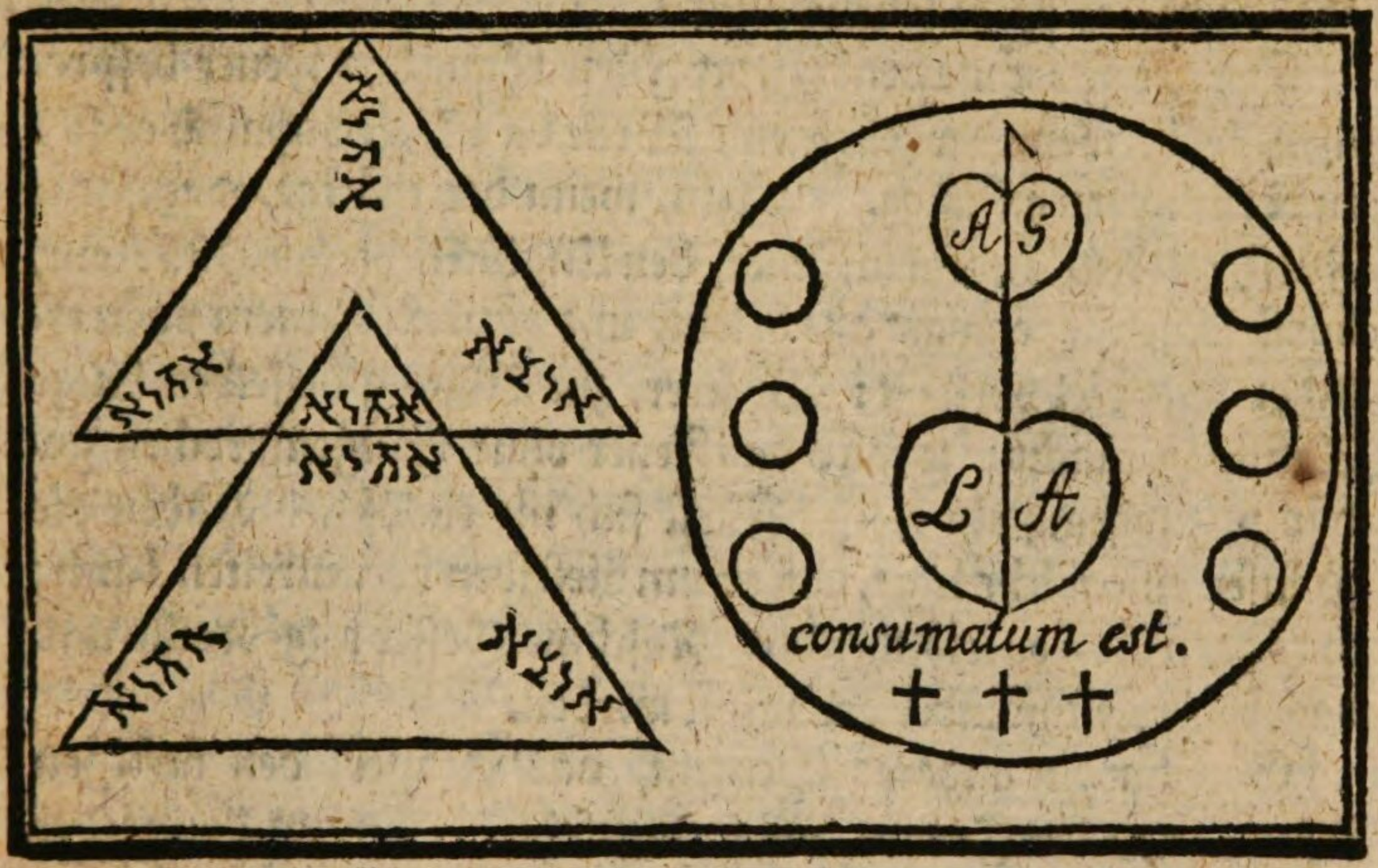
Mosis, oder in dem Worte Agla, eine Kraft stecke der Wuth des schrecklichsten Elements Einhalt zu thun?

Die Zigeuner und die Christen, die von dieser irrigen Meinung eingenommen sind, pflegen einen Feuerseegen herzusagen, in welchem sie das Feuer im Namen Jesu anreden, und überhaupt den göttlichen Namen unverantwortlich misbrauchen:

Feuer, steh still, um Gottes Will,
Um des Herrn Jesu Christi willen!
Feuer, steh still in deiner Gluth,
Wie Christus der Herr ist gestanden in seinem rosinfarbnen Blut:
Feuer und Gluth, ich gebeut dir bei Gottes Namen,
Daß du nicht weiter kommst von dannen
Sondern behaltest alle deine Funken und Flammen
Amen! Amen! Amen!

Oder der Feuerbesprecher sagt: Feuer heisse Glut und Flammen, dir gebeut Jesus Christus der grosse Mann: Du sollst stillstehn, und nicht weiter gehn; im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — Er soll dabei dreimal um das Feuer reiten, jedesmal eine Strofe langsam sagen, und denn in einen Teich hineinjagen; weil nun das Feuer aus allen Winkeln hervorkomme und ihn verfolge, und wenn es ihn erreichen könne, ihn tödte und verzehre. Die Erfahrung lehrt ja, daß dergleichen Mittel nicht das geringste wirken. Und wenn die Juden das Feuer besprechen können, warum thun sie es nicht, wenn ihre eigene Häuser von der Flamme ergriffen, und, wie es schon oft geschehen ist, in die Asche gelegt werden? Sie sagen dann zwar, es müsse ein verfluchtes Feuer gewesen seyn; aber so wird jedes Feuer verflucht seyn; denn bei keinem hat je ihr Besprechen etwas geholfen: Und wer sieht nicht, daß ihre ganze Kunst eine abergläubische Einbildung sey? Einige unter den Christen bedienen sich zum Feuerbesprechen eines hölzernen Tellers, auf welchem nicht weit vom Rande drei Zirkel nahe unter einander, und in einer Entfernung von etwa einem halben Zoll, noch drei gezeichnet sind. In dem leeren Raum unterwärts

steht ein Herz, und über demselben noch ein anderes, das ein



wenig kleiner ist. Mitten durch diese beiden Herzen ist eine gerade Linie gezogen, mit einem daran befindlichen Widerhaken. In dem kleinen obern Herzen steht zur rechten der lateinische Buchstabe A; zur Linken der Buchstabe G; in dem untern grössern, zur rechten L; zur Linken A, so daß durch Zusammensetzung derselben das Wort Agla herauskommt. Ganz unten stehen die Worte: Consumatum est (es ist vollbracht) welche der Erlöser nach Vollendung seines Leidens am Kreuze gesprochen; und unter denselben sind noch drei Kreuze gezeichnet. Mit dieser Figur und Buchstaben soll der Teller des Freytags, bei abnehmendem Mond, zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte, und einer neuen Feder beschrieben, bei einer entstandenen Feuersbrunst im Namen Gottes ins Feuer geworfen und wenn das Feuer nicht verlösche, dieß noch zweimal wiederholt werden. Aber wer könnte an so etwas glauben, oder zur Widerlegung Gründe fodern?

Das Feuerbesprechen soll nur bei vollem Mond, des Freitags, Nachts, zwischen 11 und 12 Uhr, indem drei Lichter auf dem Tisch brennen, so gelernt werden können, daß beide, der Lehrende und der Lernende vor- und nachher jedesmal drei Kreuze sich

vor die Brust machen, und beim Lernen des Seegens die linke Hand auf das Herz legen müßten.

Der grosse Haufe denkt, jeder Fürst könne das Feuer besprechen, weil, wenn der Fürst eine Weile da ist, gewöhnlich es sich zu vermindern anfängt. Allein, wenn der thätige, wachsame Fürst, bei entstandenem Feuer, den Unglücklichen zu Hülfe eilt, durch seine Gegenwart alle belebt, und dazu mit seinem vortreflichen Beispiel vorgeht: Wenn er, zur Tilgung desselben kluge Anstalten macht; so wird das Feuer ohne Seegensprechen gedämpft, worauf ein weiser Fürst sich nie einläßt. Haben die Häuser eine solche Lage, daß er um dieselben herumreiten kann; so können die Feuerlöschenden Maschinen besser angebracht und das Feuer geschwinder gedämpft werden.

Gott hat ein anderes Element, das Wasser, den heftigen Wirkungen des Feuers entgegen gesetzt. Kommt dann jeder den Nothleidenden zu Hülfe, wie es die Menschenliebe fodert, und folgt er bei gehörigem Fleiß den Anordnungen der Obern; so wird es ohne abergläubische, Gott entehrende Mittel gelöscht. Glücklich ist das Land, wo zum Feuerlöschen vortrefliche Anstalten sind, und wo der Unterthan so verständig ist, daß er den Gesetzen des guten Fürsten, die das Unglück abwenden sollen, gern folgt; wo durch Feuerkasseneinrichtungen das Land an der Last der Verunglückten tragen hilft.

Ein sicherer Mittel gegen die schnelle Ausbreitung der Flamme bei Feuersbrünsten ist gewiß dieses: Man nehme 3 Theile geschlemmten Thon, und einen Theil Mehlkleister, und bestreiche damit die Sparren ꝛc. nachdem man das Holz zuvor rauh gemacht hat. Nach dem Trocknen fülle man damit die entstandenen Ritzen wieder aus; so wird dadurch die Flamme von dem Holz gar sehr abgehalten werden. Diese Absicht kann man auch dadurch erreichen, wenn das Zimmerholz zum öftern mit starkem Alaunwasser überstrichen wird. Oft schon war ein Feuerbesprecher die Ursach, daß die zu Hülfe geeilten in ihren Arbeiten nachliessen, und das Feuer von neuem aufloderte, und grössere Verwüstung anrichtete. In R. entstand eine starke Feuersbrunst. B. der sich das Ansehen geben wollte, als ob er das

Feuer besprechen könne, nahm, da bereits einige Häuser in die Asche gelegt waren, und er vermuthen konnte, daß es nicht weiter um sich greifen würde, zween Strohhälmer kreutzweis in die Hand, und murmelte den Feuerseegen her. Dabei aber ließ ers nicht bewenden, sondern suchte die Leute zu bereden, sich um weiter nichts zu bekümmern, weil das Feuer, so lange er die Strohhalme in seiner Hand halte, nicht weiter kommen könne. Viele liessen dadurch sich wirklich von der Arbeit am Feuerlöschen abhalten, versammelten sich um ihn her, und sahen ihn als einen Hexenmeister an, der mit seinen Strohhälmern den Elementen gebieten könnte. Aber die Flamme grif aufs neue um sich, und schlug schon wieder aus dem Strohdach eines andern Hauses hoch in die Luft, als ein kluger Beamter dazu kam, jenem Narren einige derbe Stockschläge versetzte, die Leute aufs neue zur Arbeit ermunterte, und Anstalten traf, daß die Wuth der Flammen gehemmt wurde. Das Haus aber, welches nach dem Feuerbesprechen angegangen war, konnte nicht gerettet werden; sondern ward ein Raub der Flamme. Wär der Beamte nicht zugegen gewesen; so wär durch den Feuerbesprecher das Unglück gewiß noch allgemeiner und grösser geworden. — Auch von dem

Entstehen des Feuers

hat man abergläubische Meinungen. Wenn Hunde heulen, sagt man; so entsteht ein Feuer. Freilich wenn der Hund die Flamme auflodern sieht, oder sie ihm gar nahe kommt; so heult er: Aber wie oft heulen Hunde, und es entsteht kein Feuer? Wenn geläutet wird, und die Uhr darein schlägt; so soll es Feuer bedeuten. Wie oft geschieht auch das, ohne daß ein Feuer darauf erfolgt. In Städten, wo mehrere Uhren sind, die nicht egal gehen, geschieht es oft, daß Uhren darein schlagen, wenn z. B. zu Grabe geläutet wird, die Glockenläuter hören, besonders wenn der Wind zuwider ist, den Seigerschlag nicht, und läuten während demselben: Noch nie hat man darauf eine Feuersbrunst entstehen sehen; und wie oft würde dann dieß Unglück geschehen müssen? Wenn es einmal geschehen ist, daß nach diesem Fall ein Feuer ausbrach; so folgt daraus nicht, daß er eine

Ursach des Feuers war; sondern es war Zufall. Wenn der Unvorsichtige dadurch bewogen werden kann, mit dem Feuer behutsamer umzugehen, wenn der Seiger einmal in das Läuten geschlagen hat; so könnte man ihm diese Meinung lassen: Aber es würde ausser dieser Anzeige desto unbedachtsamer seyn, und desto mehr Unheil anrichten. Auch wenn ein Bienenschwarm sich an ein Haus hängt, soll es Feuer bedeuten. Wenn ein Bienenschwarm sich in die Stadt verirrt; so kann er sich nicht leicht an etwas anders als an ein Haus hängen, und wenn es einmal geschah, so folgte darauf doch das erwartete nicht. In D. hängte sich ein solcher Bienenschwarm an das Rathhaus, bald darauf ein anderer an die Hauptkirche. Man war beidemal darüber in grosser Sorge; aber die Kirche so wol als das Rathhaus stehen noch unbeschädigt. Einst hängte sich ein Schwarm an einen Galgen, und der Scharfrichter ließ ihn endlich einfangen; was sollte nun das bedeuten? Wenn man mit dem Licht und Feuer vorsichtig verfährt, nicht mit Laternen oder gar brennenden Tabacspfeifen auf Heu- und Strohböden geht; so wird kein Feuer entstehen, wenn sich auch ein Bienenschwarm an dasselbe hängt, oder die Hunde davor heulen.

Von dem Hirschkäfer glaubt man, daß er zwischen die an seinem Kopfe befindlichen Zangen, eine glühende Kohle nehme, sie in Scheunen, Heuböden u. s. w. werfe, und dadurch Feuersbrünste verursache; daher er auch von einigen Feuerträger genennt wird. Als Made frißt der Hirschkäfer im Eichbaume 6 Jahre Holz, dann verpuppt er sich, und wenn er auskriecht; so ist seine Haut weich, und vor seinem Kopf bleibt gewöhnlich etwas von zernagtem Holz einige Tage und so lange sitzen, bis seine Haut an der Luft hart geworden ist — welches denn gleich dem faulen Holz im finstern einen Schein von sich giebt, und zu jener Fabel Anlaß gegeben hat. Auch dieses Vorurtheils hat man sich bedient, um den gegründeten Verdacht abzuwenden, in den man wegen entstandenen Feuers gekommen war. Oft bleibt die Ursach von der Feuersbrunst verborgen, und am Ende muß sie ein — Hirschkäfer veranlaßt haben.

Abergläubische Mittel, eine Krankheit an den Schweinen zu heilen

Unter den Schweinen entsteht bisweilen eine Krankheit, die man Bräune nennt. Sie ist ansteckend, und in kurzer Zeit können viele daran sterben. Wenn sich diese Krankheit unter dem Vieh einfindet; so pflegen die Landleute ein grosses Feuer an einem engen Platz anzumachen, um mit Gewalt die Heerde dadurch zu jagen; und davon soll die Bräune aufhören. Dieses Feuer wird nicht auf die gewöhnliche Art angemacht; ihrer Meinung nach muß es durch Reiben erregt werden. In dieser Absicht bohren sie in einen Pfahl ein Loch, etwa wie ein Zweigroschenstück groß; in dasselbe stecken sie ein trocknes Stück Holz, das sie überdem noch mit Pech und andern Feuerfangenden Materien beschmieren, bewickeln es mit einem Strick, und zwei Personen an jeder Seite ziehen es nun so lange hin und her, bis der heruntergeschlagene Strick davon anbrennt. Dann

machen sie ein grosses Feuer damit an, in welches sie zerrissene Lumpen und andere Dinge werfen, die einen übeln Geruch verursachen. Und dieses Feuer nennen sie Rothfeuer. Man glaubt, daß es zwei Brüder oder wenigstens zwo Personen, die einerlei Taufnahmen haben, seyn müßten; auch müsse es vor

Aufgang der Sonne geschehen, und im ganzen Dorfe dürfe während dieser Zeit kein Feuer auf einem Heerd seyn. Wenn das nicht beobachtet wird, heißt es; so kann man durch das Ziehen am Strick kein Feuer bekommen. — Das gewaltsame Treiben der Schweine durch das Feuer und der Schreck, in den sie dadurch gesetzt werden, können allerdings von gutem Erfolg seyn, und die Bräune stillen: Aber man entferne nur die abergläubischen Gebräuche und Meinungen, schlage gleich Feuer an, oder nehme es vom Heerd; und es wird denselben Erfolg haben. Man mag den Strick vor Sonnenaufgang ziehen, oder wenn sie schon hoch am Himmel steht; es mögen Brüder und Personen mit einerlei Taufnahmen, oder ganz fremde und mit ungleichen Nahmen seyn; man mag dabei stillschweigen oder sprechen; es mag auf allen oder auf keinem Herde im Dorf Feuer seyn; so wird dennoch das Feuer durch das Reiben auf beschriebene Art gewiß erregt werden.

Eine andere abergläubische Art, die Bräune zu heilen, ist die, daß, wenn die jungen Schweine damit befallen werden, man eins davon lebendig in die Erde gräbt, und dann sich einbildet, daß dadurch die andern von ihrer Krankheit befreit werden. — Zu was für Grausamkeit kann der Aberglaube die Menschen verleiten! Wenn die Bräune entsteht; so muß der Hauswirth dafür sorgen, daß die daran krepirten Schweine sofort beigescharrt werden; denn man hat Beispiele, daß die Hunde, wenn sie davon gefressen haben, sehr beissig geworden sind, und daß denn fast alles von ihnen durch den Biß verwundete Vieh ebenfals krepirt ist.

Abergläubische Mittel, das Fieber zu vertreiben.

Zwischen Glauben und wirklichem Erfolg, Handlungen und Wirkungen, ist ein sehr grosser Unterschied. Man kann etwas so fest glauben, daß man sich das Gegentheil als unmöglich denkt, und es geschieht doch nicht: Man kann eine Handlung unternehmen, von der man die sichersten Wirkungen erwartet; und sie bleiben aus. Dieß ist besonders bei dem aber-

gläubischen Heilen der Krankheiten der Fall. Man traut da gewissen Worten oder Alfanzereien etwas zu, was sie unmöglich bewirken können. Zwischen Worten, die man entweder ausspricht, oder auf einem Zettel geschrieben an sich hängt, ist nicht die mindeste Verbindung. Bei keiner Krankheit hat man wol mehr abergläubische Mittel, als bei dem Fieber. Das Wort Abracatabra, wenn es auf Pergament geschrieben, in Leinwand eingewickelt, dem Fieberhaften um den Hals gehängt wird, soll die Kraft haben, es zu vertreiben. Gleichwol ist dieses Wort ein blosser Schall, der gar nichts bedeutet, es ist kein Wort aus keiner Sprache. Wenn jemand davon das Fieber verlohren hat; so kam das nicht von der geheimen Kraft desselben, sondern von der Einbildungskraft: Denn wenn die Einbildungskraft ein verstopfendes Arzneimittel zum laxiren machen kann, wie man davon Beispiele hat, warum sollte sie nicht auch das Fieber vertreiben können? Vielleicht war die Krankheit gerade am Ende, da man dieses letzte Mittel gebrauchte; oder die vorher genommenen Arzneien äusserten jetzt ihre Wirkung, oder die Natur half sich selbst. Man hat einen besondern Fiebersegen, in welchem der Nahme Gottes, die Kreuzesfigur, wie bei dem Feuersegen sehr gemisbraucht wird; und mancher glaubt dadurch das Fieber losgeworden zu seyn, wenn es gleich unter jenen Umständen geschah. Es giebt Leute, die aus dem Fieberverschreiben ein Erwerbsmittel machen, die darin berühmt sind, und denen man darum von allen Enden zuläuft. Sie lassen sich für jedes Zettelchen etwa 2 Gr. zahlen, und es hilft oft, — oft nicht, wenn kein Glaube dabei ist. Man hat Personen, die sich dieses abergläubischen Mittels zur Vertreibung des Fiebers nicht bedienen wollten, solch einen Zettel unvermerkt umgehängt; und der Verschreiber legte an ihnen keine Ehre ein: Desto mehr aber bei denen, die danach sehnlich verlangten. Jenen blieb, diesen vergieng das Fieber: Warum? bei diesen wirkte die Einbildungskraft, bei jenen nicht. Wenn der Fieberzettel 9 Tage getragen ist (denn am neunten Tage soll die Krankheit am heftigsten seyn) so muß er abgenommen, und stillschweigend rückwärts in fliessendes Wasser geworfen wer-

den, damit nicht jemand das ungehirnte darin lese, und den Glauben daran verliehre; damit nicht jemand die Kunst ablerne, oder wie es schon der Fall gewesen ist, finde, daß auf dem Zettel nichts geschrieben sey. Die Fieberverschreiber lachen selbst über die Thorheit derer, die sich ihrer Hülfe bedienen, um eine Krankheit los zu werden, zu deren Wegbringung sie nichts thun können. Wenn das Verschreiben nichts hilft; so entschuldigen sie sich damit gewöhnlich, daß es nicht recht gebraucht seyn müsse: Oder sie sind unverschämt genug, zu sagen: Wenn das nicht hilft; denn hilft nichts. Ausserdem glaubt man, das Fieberverschreiben dürfe der Mann nur von einer Frau, und die Frau nur von einem Mann lernen; sonst helfe es nichts. Wer mag die Thorheiten alle nennen, die hiebei, so wie bei andern Dingen dieser Art obwalten? Wer das Fieber hat, sagt man, der soll einem Esel ins Ohr schreien, es hätte ihn ein Scorpion gestochen; so werde er es los. Wie die Eselscur ablaufen werde, kann jeder leicht ermessen! Für das Fieber drei Bissen gestohlnes Brodt genommen, sagt ein andrer, in zwei Nußschalen gespieen, in ein Briefgen geschrieben und gesagt: „Kuh, willt du zu Stalle; Fieber, so geh du zu Walle! Ich zähl dir das zur Buß auf, im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Oder. — „Alte, liebe Alte! Schüttelt dich das Kalte; so komm Hans Nickel und brenne dich, so schüttelt dich das Kalte nicht.„ Oder an eine gegen Morgen gelegene Thür drei- oder siebenmal geschrieben: Fieber bleib aus, ich bin nicht zu Haus„ — hilft gewiß. Wenn man so etwas hört oder liest; so mögte man erst vor Schauer, dann vor Lachen das Fieber kriegen. Dort ist sündlicher Misbrauch des verehrungswürdigsten Nahmens; hier sind die possenhaftesten Knittelverse. Wer das Fieber hat, ist entweder so entkräftet, daß er kein Brodt stehlen kann, oder er hat keinen Appetit es zu essen. Durch Auswurf und Vomitive mag wol ein Fieber gehoben werden können; aber nicht wenn der Patient in ein paar Nußschalen speit. Wer den ersten Maikäfer sieht, soll ihn zu fangen suchen, ihm den Kopf abbeissen, und essen; oder er soll das erste Veilchen essen, das er im Jahr sieht — davon soll das Fie-

der vergehn, und wer es nicht hat, soll das ganze Jahr frei davon bleiben. Das Fieber wird mehr, als fast irgend eine Krankheit gefürchtet; denn man glaubt, es könne durch alles beigebracht werden: Und doch ist es eine wohlthätige Krankheit, die alles Uibel aus dem Körper wegschaft, und wenn sie überstanden ist, deste gesundere Tage giebt. Dort hängt ein Geldbeutel auf einem Strauche, da liegt ein Tuch; aber wer wird es anzugreifen wagen, das Fieber könnte daran gebannt seyn. Nimm eine Handvoll Salz, geh damit stillschweigend ans Wasser, streue es demselben nach, und sprich: „Ich streue diesen Samen, in Gottes Nahmen, und wenn dieser Same wird aufgehn, werd ich mein Fieber wiedersehn.“ Mache dann ††† und geh, wie du gekommen bist, stillschweigend nach Hause. —

Dieß Mittelchen gewiß besteht:
Wenn dein Fieber von selbst vergeht.

Man muß, besonders in solchen Zimmern, wo viele bei einander wohnen, folglich die Luft unreiner und ungesunder ist, nicht weniger in Schlafzimmern mit Wacholderbeeren räuchern, und bei neblichter und ungesunder Luft, sie käuen, und von denselben ein gejährnes Getränk trinken, den schwachen Magen zu stärken, Verstopfungen der Säfte vorzubauen, und die Ausdünstungen zu befördern; welches die gewöhnlichen Ursachen des Fiebers sind, und die Hartnäckigkeit desselben unterhalten: Dann wird man vor demselben sichrer, und ohne Furcht seyn dürfen, damit behext zu werden.

„Giegd und Giegdi, Giegda und Giegdai! das verbiete ich euch allen, daß du dich aus (hier wird der Nahme genennt) ihren Gliedern wegbachsest; so wahr und gewiß der heilige Priester den vergangenen Sonntag das heilige Evangelium auf der Canzel verlesen hat! †††.“ Diese Worte mit den drei Kreuzen schreib auf einen Zettel, leg ihn in ein Viereck zusammen, benähe jede Ecke mit drei kreuzweisen Knoten, und hänge ihn dem Patienten an den Hals: Hilft wider die Gicht, wenn man sie nicht hat.

Von der Rose.

Ein weiser Mann denkt schon in gesunden Tagen daran, welchem Arzt er sich im Fall einer Krankheit anvertrauen wolle; und wenn sie wirklich einbricht; so vertraut er sich dem, von welchem er die sicherste Hülfe zu erlangen hofft. Der Thor beschäftigt sich nur mit abergläubischen Mitteln. Was ist thörigter, als die Rose, welche auch sonst Anschuß, Rothlauf, oder Uiberröthe, das heilige Ding genennt wird, durch böten oder büssen, d. h. characteristische Bestreichung der kranken Stelle und Aussprechung einer gewissen Segensformel, biblischen Spruchs u. s. w. zu vertreiben? denn wie könnte durch Berührung oder Aussprechung gewisser Worte, ein Uibel gehoben werden? Bei der Rose wird die Haut aufgespannt, rauh und roth. Wenn man sie mit den Fingern drückt; so verschwindet die Röthe: Sobald man aber nachläßt, zeigt sie sich wieder. Der Kranke empfindet in dem angegriffnen Theil eine brennende Hitze; und wenn das Uibel ein Ende hat, so fällt die kranke Haut wie Schuppen ab. Die Rose kann alle Theile des Leibes angreifen; zuweilen verändert sie ihren Sitz. Sie hängt entweder von einer scharfen, gemeiniglich galligten Feuchtigkeit ab, welche sich in das Geblüt gezogen; oder von verhinderter Ausleerung der Feuchtigkeiten durch die Ausdünstung. Man muß durch gute Lebensordnung und häufigen Gebrauch des Salpeters oder Holunderthees, eine häufigere Ausdünstung zu erregen und zu unterhalten suchen, dem Fleisch, Eiern und Wein entsagen, und lieber von wenigen Gartengewächsen und Obst leben: Oder der Leib muß von der verseßnen Galle gereinigt werden. Der Arzt weiß, ob eine Ader geöffnet werden darf. Aeusserlich gebraucht man Ruprechtskraut (Gottesgnade, Storchenschnabel) Körfel, Peterssilie oder Holunderblüthe. Man taucht ein Flanelltuch in ein starkes Getränk von Holunderblüthe ein, und schlägt es lau über. Was könnte aber dabei das böten oder büssen helfen! Ein Feuerstein in Bier abgekocht, soll, nach des Abergläubischen Meinung, gleichfals für die Rose gut seyn.

Von den Tarantaten.

K. erzählt aus dem B: „In dem Hafen Civitavecchia sah ich einen Menschen wie rasend mit entblößtem Degen und seltsamen Bewegungen des Leibes, nach dem Ton der Saiten tanzen. Ich konnte mir das Lachen nicht erwehren; aber ein Verwandter dieses Tänzers bedeutete mich, daß derselbe eher Mitleid als Verspottung verdiene; denn er sey ein Tarantat. Dergleichen Tänzer pflegt man, wenn sie ganz ermattet sind, wieder zu erquicken. Diesem wurde ein Hemde oder Unterkleid von rothem Tuch, nebst einem Gefäß mit Wasser gereicht, davon er wieder neue Kräfte zum Tanzen bekam, und also seinen elenden Tanz bis zu Sonnenuntergang fortsetzte. Nachdem derselbige geendigt war, und er sich einige Zeit erholt hatte, nahm er Speise und Trank zu sich, und schlief die ganze Nacht: Sobald aber die Sonne aufgegangen war, fieng er seinen Tanz vom neuen an, und setzte ihn drei Tage fort, nach deren Verlauf das Gift verschwunden war, so daß er mit guter Vernunft zu seinen Geschäften zurückkehrte. Schon fünfmal hatte er nun diesen Anfall überstanden.

Das Thier, vom welchem dieß herkommen soll, ist die Tarantel, eine Spinne, von der man viel gefabelt hat. Sie soll ein langes Leben haben, und an demjenigen, welchen sie gestochen hat, auch in der Ferne eine geheime Kraft äussern: Wenn aber das Thierchen ums Leben kommt, soll auch der Tarantismus aufhören. Der Fluch eines Priesters soll die Ursach seyn, daß die Tarantelspinnen ihren Gift blos auf die Einwohner Apuliens auslassen. Denn, als dieser einst die Monstranz zu einem Sterbendkranken getragen, und die Leute auf einem öffentlichen Platz einen Tanz gehalten, und ihm nicht die gehörige Ehre erzeigt, ohnerachtet er sie dazu ermahnt hätte; so hätte er ihnen geflucht, und gewünscht, daß sie ihre Bosheit mit einem dreitägigen Tanz büssen mögten, welches auch eingetroffen sey, so daß die Nachkommen die Schuld ihrer Voreltern bis auf den heutigen Tag tragen müßten. Die Tarantel hält sich in Italien vorzüglich bei der Stadt Taranto im Königreich Neapel,

an Weinstöcken, Feld- und Gartenfrüchten auf, und ist deswegen merkwürdig, weil sie die Leute gefährlich stechen soll, daß sie davon wie rasend würden, und ihre Krankheit mit sonst nichts als Music, Springen und Tanzen vertrieben werden könne. Allein nur bestellte Lügner, boshafte Bettler und Faullenzer geben vor, daß sie von der Tarantel gebissen wären; stellen sich so unklug, und tanzen wie rasend, damit sie von andern bedauert werden; und Geld bekommen, um nicht arbeiten zu dürfen. Der Ort, wo die Tarantati, (die von der Tarantel vorgeblich gebissenen) tanzen sollen, wird mit Weintrauben und Bändern behangen. Die Patienten werden weiß angekleidet, mit rothen grünen oder gelben Bändern geschmückt. Uiber ihre Schultern hängen sie eine weisse Schärpe, lassen ihr Haar ungebunden um den Kopf fliegen, und werfen ihn so weit zurückwärts, als es möglich ist.

D. Serrao, welcher auch behauptete, daß die Tarantaten einen Betrug spielten, fand dort viel Widerspruch. Man behauptete nemlich, daß die Tarantelspinnen, welche man ihm nach Neapel geschickt hatte, um Versuche damit anzustellen, von einer unschädlichen Gattung gewesen, und daß die Länge der Reise, auch Mangel an Futter ihre Kräfte sehr geschwächt hätte. Die Brindisier führen mehrere Personen als Beispiele an, die in den heissen Monaten nach dem Tarantelbisse ganz träge und stumpf geworden, und Muth und Schnellkraft verlohren hätten, bis sie die Music irgend eines Lieblingsstücks zum Tanz bewogen, und dadurch das Gift fortgeschafft worden. Indessen macht doch der Umstand, daß nur Leute aus der niedrigsten Classe einen Anfall von dieser Krankheit haben, und daß nie der Tod darauf folgt, das Vorgeben sehr verdächtig. Vielmehr sieht man es als Folgen von hysterischen Zufällen, von der grossen Hitze, von unterdrückter Ausdünstung u. dergl. an.

Aehnliche Bewandnis mag es mit dem

St. Vitztanz

haben. Dieser soll eine so heftige convulsivische Bewegung seyn, daß die Leute, die davon befallen würden, unaufhörlich

so lange forttanzten, bis sie ganz ohnmächtig dahinfielen; und sobald sie sich in etwas erholt hätten, machten sie, wie man sagt, wenigstens mit den Füssen solche Bewegungen, als ob sie tanzen wollten. Entweder erhielten sie dadurch ihre Gesundheit wieder, oder sie tanzen sich zu tode. — Aber man könnte andere Beispiele anführen, daß Betrüger die unnatürlichsten, Grausen erregende Bewegungen des Leibes erzwungen haben, um entweder eine geheime Absicht zu erreichen, oder das Mitleiden zu erregen. Dieß mögen auch wol die Ursachen des St. Vitztanzes seyn, von dem man übrigens kein glaubwürdiges Exempel aufstellen kann, so daß dadurch der nicht ungegründete Verdacht entsteht, die ganze Sache sey eine Fabel. Bei Kelbigk, einem Anhaltischen Dorfe, zeigt man eine Trichterförmige Höhlung in der Erde, davon man folgendes, hierhergehöriges erzählt: „Die Leute des Dorfs tanzten dicht bei der Kirche während der Predigt, stöhrten den (damals katholischen) Pfarrer. Er ließ sie dreimal erinnern, noch zu warten; aber sie hörten nicht auf, bis er sie verwünschte, da sie denn alle — zusammen 15 Paar — ein ganzes Jahr um diese Erdhöle tanzten. Die andern starben in dem Augenblick, da sie aufhörten, bis auf drei, welche nach drei Tagen auch starben. Der Prister wollte seine Tochter, die auch dabei war, herausziehen; aber er zog ihr den Arm aus, und sie tanzte fort.

Von Marktschreiern und Wunderdoctoren.

Immer ziehen noch die sogenanten Markdotoren herum, und machen ihr Glück. Die Menge ströhmt ihnen zu, und kauft. Dieß zu befördern reitet der Herr Doctor selbst herum, vor ihm her ein Trompeter und Hanswurst hintendrein. Jetzt hält er, stemmt den Arm in die Seite, und schwingt pathetisch den Hut: Dem hohen Publicum wird bekannt gemakt, daß allhier ankekommen ist Johann Casper** Königlich** scher, privilegirter**** dessen kleichen alhier nit kewesen ist. Er heilt alle Patienten in der Keschwindigkeit, so daß kedermann sich darüber verwundern muß, bittet sich kehorsamst Zuspruch aus, und logirt „— —. Man war schon vorher von

der Erscheinung des Königlich**schen, privilegirten**** unterrichtet, und welche Wunderthaten er dahier zu verrichten vorhabe; denn er hatte an den Ecken der Gassen, an den Thoren u. s. w. Zettel anheften lassen. Nach denselben heilt er alles ohne Schmerzen. Seine Arzeneien sind englich, köstlich, veritabel, weltberühmt, gerecht, vielmals approbirt; besitzen kostbare Tugenden; widerstehen allen Zufällen. Er hat eine ausländische, sehr bewundrungswürdige Wurzel radix** va genannt; welche, wenn sie —— ausserordentliche Wirkungen thut, und bei Hohen und Niedern probat befunden worden. Er besitzt ein untrügliches remedium wider —— und wider; alle —— sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, in kurzer Zeit zu vertreiben. Er führt Wunderbalsam, und verobligirt sich, unter göttlichem Beistand, wenn es die Beschaffenheit des Patienten leiden will, alles aus dem Fundament zu curiren.

Gott allein die Ehre!

Johann Casper u. s. w.

Wer erkennt hier nicht den Grossprecher, der unverschämt und listig genug ist, bei seinen Betrügereien, selbst Religion zu gebrauchen?

Das Pulikum ist zu einer Comödie eingeladen; und man hat sich zahlreichen Zuspruch unterthänigst und gehorsamst ausgebeten: Denn unter der Menge von Zuschauern werden sich ja Käufer finden? Hanswurst ist Hauptperson, und obgleich sein Witz elend ist, so hört man doch ohn Unterlaß aus dem versammelten, hochgeehrten Publikum lautes Gelächter schallen. Indeß gehn Personen umher, Geld zu sammeln, und das hochgeehrte Publikum kann nun schon bemerken, daß hier der Beutel in Anspruch genommen werde. Das Narrenspiel ist aus, und die Music schweigt. Herr Casper** in einer rothen, goldbesetzten Weste, das spanische Rohr in der Hand, der die Uhrkette fast eine halbe Elle lang herunter hängen läßt, trit auf, recommandirt seine Arzeneien nochmal, nennt ihre Tugenden alle, und versichert, er reise nicht um des Geldes willen; sondern Elenden zu helfen: Aber wer kann es ihm glauben; er wird ja unwillig, wenn der Abgang so gut nicht ist, wie er gehoft hatte?

Er erbietet sich, dem seine Arzeneien umsonst zu geben, der so arm sey, daß er sie nicht bezahlen könne; er weiß aber wol, daß um ein paar Groschen keiner sich als den ärmsten zeigen, und von Hanswurst werde necken lassen. Kommt denn ja der Fall; so findet der Herr Doctor in dem Verkauf an das hochgeehrte Publikum seine Rechnung. Er war in seiner an tausend Orten schon gehaltenen Rede sehr wortreich, zog gegen seines gleichen los, und stichelte auf gelehrte Aerzte: Aber er hatte sich vorher Muth getrunken; denn er weiß, daß die Dummen durch viel Worte und zuversichtlichen Ton sich leicht überreden lassen.

Solche Menschen richten grössere Verwüstungen an, als die Pest. Sie verkaufen ihre Arzeneien, ohne oft den Kranken gesehen zu haben, geben Menschen und Vieh aus einer Flasche. Man hat davon die entsetzlichsten Wirkungen gesehen, und nicht leicht schlägt wo ein Marktschreier seine Bude auf, daß es nicht einigen Einwohnern das Leben kostete. Sie nehmen immer eine Menge Geldes aus dem Lande, und entziehen es besonders den Einwohnern, welchen es schätzbar ist. Oft sahe man, daß Leute borgten, um sich von dem Marktschreier sogenannte Arzneien in einem hohen Preis zu kaufen, die, anstatt das Uibel zu heben, es vermehrten; und so das Elend vollkommen machten. Oft verursachten sie auszehrende und andere

Krankheiten, und brachten dadurch ganze Familien an den Bettelstab. Sie bedienen sich unter andern auch des Kunstgrifs, die Leute bei ihren Vorurtheilen zu lassen, und sie darin zu bestärken: Daß das beim Aderlassen weggegangene Blut in fliessendes Wasser gegossen werden müsse, weil es sonst, wenn es faule, hitzige Krankheiten zuwege bringe. — Daß die abgeschnittenen Haupthaare verbrennt werden müssen, weil, wenn die Vögel sie zum Bau ihrer Nester nehmen, dadurch Kopfschmerzen veranlaßt würden. — Daß das Fieber wol daher entstanden seyn könne; weil die Eierschalen nicht zerdrückt worden — daß man Thörigkeit im Kopf und Lähmung der Glieder vielleicht daher bekommen habe, weil man über eine Stelle gegangen sey, wo Abends zuvor jemand einen beharcht habe. —— Der Marktschreier kennt den Eigensinn der Patienten, weiß, wie wenig Widerspruch sie vertragen können, und wie auf der andern Seite man dadurch sich ihr Vertrauen erwirbt, wenn man ihnen überall Recht giebt.

Solch ein unwissender und gewissenloser Betrüger kann durch seine Lügen den Leichtgläubigen und Dummen, der ausser Stand ist, etwas zu beurtheilen, oder nach seinem Werth zu schätzen, leicht hintergehn. Ganz ohne Kenntnisse und Erfahrungen, mit drei oder vier Arzeneimitteln, deren Bestandtheile und Wirkungen er eben so wenig kennt, als die Ursachen und Beschaffenheit der Krankheit, verschlimmert der Marktschreier das Uibel, das die Natur selbst würde geheilet haben, wenn man sie ungestört gelassen hätte; oder macht es gar tödtlich, weil seine Arzeneien mehrentheils starke, aber zweckwidrige Wirkungen haben, und demnach in seinen Händen das sind, was das Schwert in der Hand des Rasenden ist. Gegen einen Räuber kann man sich wehren, oder von andern Hülfe erhalten; wenn aber ein Landstreicher Arzt sich das Zutrauen des Einfältigen stiehlt, und ihn dann vergiftet; so ist er ja weit gefährlicher, als jener, und nicht weniger strafbar. O daß ich ein Verzeichnis ihrer blutigen Thaten beifügen könnte! vielleicht, daß denn manchem eine heilsame Furcht eingeflößt würde, sich diesen Henkern nicht als Schlachtopfer anzuvertrauen. Wenn man ihre Arze-

neien untersuchen, und sie mit den Bedürfnissen der Kranken, denen sie gegeben werden, vergleichen würde; so würde man sich entsetzen, und die Unglücklichen bedauern, die ihr Leben der mörderischen Brut anvertrauen! Ein Knabe in Oberschlesien, Thomas Gablunec, hatte die Krätze. Ein Quacksalber rieth, ihn in den Backofen zu stecken, nachdem das Brodt drei Stunden darin gebacken hätte. Es geschah. Die Mutter gieng in die Stube, kam in einer Weile wieder, und fand den Knaben ausgestreckt, ohne Lebenszeichen. Er war über und über verbrannt. Nach viel angewandter Mühe kam er wieder zu sich, fiel aber in Verzuckungen, und starb nach 2 Tagen. Fälschlich glaubt man, die Arzeneien bei gelehrten Aerzten wären kostbarer, als die bei den Marktdoctoren! Wenn der Medicus die Krankheit so heben will, daß davon nichts in dem Körper zurückbleiben und künftig keine üble Folgen weiter zu fürchten seyn sollen; so muß er den Körper zu der eigentlichen Cur erst vorbereiten, muß die Arzeneien anders geben, wenn die Krankheit sich ändert, und nachdem diese ganz gehoben ist, den Körper vor Rückfällen bewahren. Wenn er dann am Ende die Rechnung macht, so kömmt freilich eine grössere Summe heraus, als die man dem Marktschreier giebt, der, wenn es die Beschaffenheit des Patienten leiden will, die Krankheit mit einemmal aus dem Fundament zu curiren verspricht. Er verspricht nicht zu viel! Mislingt die Cur, so bleibt ihm der Ausweg, daß es die Beschaffenheit des Patienten nicht zugelassen habe. Gelingt sie einmal, o dann macht man grosses Geschrei, läßt sich Zeugnisse (testimonia) geben, die man in allen Gegenden und Enden vorzeigt, ohnerachtet vielleicht der gute Arzt den Grund dazu schon gelegt hatte. Mit Sorgfalt sucht der Bauer für sein krankes Vieh die Hülfe auf, und scheut dabei keine Kosten: Wenn es aber um ihn selbst, um sein Weib und Kind zu thun ist; so versäumt er alle Hülfe, oder bedient sich der ersten als der beßten, wenn er sie nur wohlfeil haben kann. Wenn gleich die Mittel, deren der Marktschreier oder Wunderarzt sich bedient, unnatürlich und abscheulich sind; so läuft man ihm doch Haufenweis zu.

Mit Mondschein und Gebet heilte ein wunderthätiger Arzt in Berlin, in den Jahren 1780 und 81 eine Menge Krankheiten, vorzüglich äussere Schäden. Er heilte sie mit Mondschein, obgleich oft der Mond nicht zu sehen war, und seine Frau die Operationen zu derselben Zeit in einem andern Zimmer vornahm, das eine ganz entgegengesetzte Lage hatte. Er heilte unentgeltlich, um desto mehr Zulauf zu haben; aber die Billette, beim Eintrit in das Haus, mußten bezahlt werden; denn man wußte wol, daß auch Gesunde neugierig seyn würden, das Verfahren mit anzusehen. Die Frau nahm Geschenke, obgleich nur wenig besser wurden, und sogar starben. Demohnerachtet hielt sein Ruf sich lange. Einst nahm er einen vierzehnjährigen Knaben, der von seinem Vater zu ihm geführt war, stellte ihn aufs Fenster, nahm das Bruchband weg, legte die linke Hand auf die kranke Stelle, und schien, indem er einige unvernehmliche Worte murmelte, den Mond anzusehen, der aber in der That nicht zu sehen war. Darauf faltete er seine Hände gegen den Mond, sprach leise einige Worte, und damit war es aus. Er setzte den Knaben herunter: Der Vater nahm ihn auf die Seite, verband ihn wieder, und fragte: „Wie ist es, mein Sohn, thut es noch so weh?“ — „O ja Vater,“ erwiederte dieser. Die Einbildungskraft konnte hier nicht wirken: Der Vater, an der Stelle des Kindes, hätte gewiß Erleichterung verspürt.

Nicht leicht hat ein Charletan grösseres Aufsehn gemacht, als **Cagliostro**, der sich einen Graf nennte, und bald vorgab, er stamme aus fürstlichem Blut; bald von einem Maltheser-Ordensgroßmeister; bald von einem arabischen Prinz: bald in Asien, bald in Europa geboren seyn wollte. Er gehört mit zu den medicinischen, wunderthätigen Abentheuern. Seinem Vorgeben nach, unterrichteten ihn morgenländische Weise; Reisen nach Egypten und Einweihungen in die unterirdischen Geheimnisse der Piramiden verschafften ihm den Besitz der verborgensten Kenntnisse. Er hatte grosse Aufmerksamkeit erregt und grossen Anhang; aber das ist nun vorbei, seine zahlreichen Anhänger sind verschwunden, und man lacht über ihn. Am

Ende des Jahrs 1789 wurde er in Rom auf der Engelsburg gefangen gesetzt. — So geht es am Ende Betrügern!

Die Verblendung und Verwirrung des Volks ist oft unbegreiflich! Des glänzenden Anscheins ohnerachtet, den sich die Marktschreier durch Ringe, durch Tressenwesten und Hüte u. s. f. in den Augen der Einfältigen geben, sind sie Leute, welche ihre Erhaltung durch Unverschämtheit und Leichtgläubigkeit des Volks suchen, weil sie unfähig sind, durch eine andre Beschäftigung ihren Unterhalt zu verdienen. Sie sind von aller Einsicht entblößt, ihre Titel und Beglaubigungsschreiben haben keine Gültigkeit; denn jene können um einen eben so wohlfeilen Preis erkauft werden, als die Goldverbrämten Kleider bei der Trödelfrau: Diese sind untergeschoben oder erschlichen. Je zuweilen gelingt es dem Marktdoctor wol, unter den tausenden, welche er mordet, einen zu heilen, der vielleicht schon unter den Händen eines geschickten Arztes gewesen ist; aber das ist nur Zufall: Die Natur würde sich jetzt, auch ohne Arzeneimittel geholfen haben; oder der Kranke hatte Kräfte genug, den verderblichen Wirkungen seiner Arzenei zu widerstehen, die andern tödtlich gewesen seyn würde. Die Kranken, die sich Marktschreiern übergeben, sind gemeiniglich von dem Arzt verlassen, weil sie sich an die Vorschriften, deren Beobachtung ihre Krankheit foderte, und die er ihnen vorschrieb, nicht binden wollten, oder ihn durch ihre Widerspenstigkeit erbitterten. Wenn doch die, die um den Marktschreier neugierig herumstehen, Augen und Mund aufsperren, und sich glücklich schätzen, daß es ihm beliebt, sie um ihr Geld zu betrügen, indem er ihnen etwas ganz unnützes um einen funfzehn bis zwanzigmal über seinen wahren Werth erhöheten Preis verkauft — wenn doch diese bedenken wollten, daß der dastehende, so geheissene Doctor nicht mehr verstehe, als sie selbst, und daß sie nur Unverschämtheit genug haben dürften, um bald eine gleiche Geschicklichkeit in die Hand zu bekommen, bald so geläufig zu sprechen, wie er, und dadurch Ansehen und Zutrauen zu erlangen.

Jedes, auch das schlechteste Handwerk muß erlernt werden — und dieß sollte bei der Arzeneiwissenschaft nicht geschehen dür-

sen, die von so weitem Umfang ist, die so viel Fleiß, Nachdenken und Erfahrung erfodert, ehe jemand darin nur zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt? Man giebt einem Unkundigen keine Uhr auszubessern; aber die aus so vielen, ganz zarten Theilen zusammengesetzte Maschine, den Leib, vertrauet man Leuten, die dessen innere Einrichtung nicht kennen, und daher, anstatt zu verbessern, ihn zerstören. Man giebt keinem etwas kostbares zu verarbeiten, wenn man nicht Beweise seiner Geschicklichkeit sieht; aber das kostbarste, das Leben, vertrauet man jedem Grossprecher, und bezahlt ihn theuer, daß er den Uiberrest desselben vergiftet. Menschen, die von der Natur mit den beßten Geistesgaben versehen, in den schönsten Jahren ihres Lebens auf fleissige Untersuchung des menschlichen Leibes ununterbrochenen Fleiß wendeten, die desselben Verrichtungen, und die Ursachen derselben kennen gelernt, unter tausend Kranken in Spitälern Beobachtungen angestellt, und damit die Erfahrungen aller Zeiten und Orte verbunden haben, selbst die finden sich so fähig nicht, als sie wünschen, das köstliche Unterpfand der menschlichen Gesundheit in Verwahrung zu nehmen; und man sollte sich schlechten Menschen anvertrauen, die ohne alle Anlage geboren wurden, keine Erziehung und Unterricht hatten, die oft nicht einmal lesen können; die von der Arzeneikunst gar nichts verstehen, und dieses schreckliche Handwerk nur darum treiben, um Geld zu gewinnen, damit sie Nächte hindurch saufen können; die darum nur Aerzte wurden, weil sie zu allem andern untüchtig waren? Einige von ihnen, welche wol einsehen, daß es nicht ungegründet sey, wenn man ihnen vorwirft, daß sie von allen Wissenschaften entblöst sind, bedienen sich eines Behelfs, der unter einem abergläubischen Volk nur allzuleicht Glauben findet; daß nemlich ihre Kenntnis in der Arzneiwissenschaft übernatürliche Gabe sey, und daher alles menschliche Wissen übertreffe; daß sie ihre Nacht dem Himmel oder der Hölle zu verdanken hätten.

Ein paar Jahr nach jenem Monddoctor warf sich ein Wundermann dieser Art in Berlin auf. Er war ein Heuchler und schlauer Bösewicht, der die Gemüther schwacher Menschen ein-

zunehmen wußte, und gutherzigen Leuten unvermerkt das Geld ablocken konnte.

Seinem Vorgeben nach, brauchte er geheime Naturkräfte (denn worauf setzt man grösseres Vertrauen?) und Religionsübungen. (und wodurch könnte man Einfältige leichter hintergehen?) Er wartete immer bis zwölf Uhr, um, wie er sagte, die Krankheit zu bestimmen, und befahl auch seinen Patienten, sobald er sie besuchte, vor dem Schlag 12 den Mund zum Reden nicht zu öfnen. Er schnit ihnen Haare ab, legte sie kreuzweis über einander, verbrannte sie dann, und gab ihnen das Pulver ein. Er murmelte Gebetsformeln, sprach seinen Kranken viel von Bezauberung, Besitzung des Teufels vor, und hatte eine Essenz, von der er sagte, er könne sie sich nur in einer einzigen Stunde, die er aber wohl in acht nehmen müsse, im ganzen Jahr verschaffen. Es fehlte ihm an Dreistigkeit so wenig, als an Lügenhaftigkeit. Den Augenscheinlichst-Kranken sagte er trotzig: „Ihr habt die Krankheit nicht.“ Bei den fürchterlichsten Anzeigen, die er zum Theil selbst veranlaßt hatte, sagte er kaltmüthig: „Das ist gut, das muß so seyn“ — und gab nicht undeutlich zu verstehen, er sey so etwas von allgegenwärtig und an Allmacht fehle ihm nur wenig. Wenn er durch alles dieß seinen Kranken Ehrfurcht und Glauben beigebracht hatte, so erzehlte er, der falle zur Strafe in eine andere schwere Krankheit, der ihm nicht ordentlich bezahle: und man kann denken, wie geschwind und gern die gläubigen Seelen ihm bezahlt haben. Den Puls, welchen er die Lebenslinie nennte, befühlte er fleissig. Einem ohne Zweifel wassersüchtigen Mann sagte er, wie gewöhnlich: „Ihr habt die Wassersucht nicht! Wenn das wahr ist, will ich mir ein Messer in den Leib stechen lassen. Euer Lebenslicht brennt noch 25 Jahr, und ihr lebt noch länger, als das Licht brennt:“ Aber der arme Mann fiel bei der ungeschickten Behandlung des betrügerischen Gauklers in Wahnsinn, welches auch das Schicksal seiner andern Kranken war. Er sagte zwar auch hiebei ganz gelassen: „Das hat nichts zu bedeuten, das muß so seyn;“ aber der Mann starb, trotz des langen Lebenslichts, und zwar höchst wahrscheinlich durch seine Schuld. Man

brachte den Wunderthäter endlich ins Zuchthaus, und er heilt seitdem nicht mehr.

Sollte die Obrigkeit nicht überall dem Unwesen solcher Betrüger steuern, und ihnen den Eingang in das Land verwehren, die das schätzbarste Gut desselben, die Menschen ausrotten, und den überbleibenden das Geld abnehmen? Sollte endlich nicht auch das Volk so vernünftig werden, ihnen nicht mehr Gehör zu geben? Wenn man in Montpellier einen Marktschreier entdeckte; so war man berechtigt, ihn auf einen magern Esel, das Gesicht nach hinten gekehrt, zu setzen, und ihn so durch die Stadt zu führen, mit Koth zu werfen, und mit aller ersinnlichen Schande zu überhäufen. Das beßte Mittel für so schädliche Menschen, sie zur Ergreifung einer weniger schädlichen Lebensart zu nöthigen!

Aberglaube aus dem gemeinen Leben.

Wer Grabschriften liest, verliehrt das Gedächtnis. Freilich wer es zu seiner einzigen Beschäftigung machen wollte, Epigrammen zu lesen, zu behalten oder selbst zu machen, der würde seine andere Beschäftigungen vergessen oder vernachlässigen, so daß man glauben könnte, er habe sein Gedächtnis verlohren.

Wenn der Blutfluß davon vergeht, daß man einen Frosch in die Hand nimt, oder eine getrocknete Kröte unter die Achsel bindet; so rührt dieß wol von dem Abscheu her, den man vor diesen Thieren gemeiniglich hat. Dieser zieht die Gefässe der Haut zusammen, und verhindert dadurch den Blutausfluß. Wer sich vor diesen Thieren nicht ekelt, der verspürt davon die genannte Wirkung gewiß nicht.

Garn von Mädchen gesponnen, die noch nicht sieben Jahr alt sind, ist von herrlicher Wirkung; denn die daraus gewebte Leinwand ist gut für die Gicht, und bewahrt vor Hexereien. Wer sie am Leibe trägt, ist Schuß- und Stichfrei. Wenn man Gewehre damit ladet, so schießt man nicht fehl. Sollten damit etwa die Töchter zum frühern Garnspinnen bewegt werden?

Wenn eine Maus am Kleide nagt; so bedeutet es Unglück. Freilich immer ein Unglück, wenn Mäuse Kleider zerfressen;

das man aber dadurch verhütet, wenn man das Haus von diesem Ungeziefer rein hält. Wer die zerfreßnen Kleider durch andre ersetzt und bei Ermangelung des Geldes zu dessen Herbeischaffung unrechtmäßige Mittel gebraucht; dem könnte daraus leicht noch ein anderes Unglück entstehen. Zum Kato, einem weisen Mann, kam jemand früh, und klagte ihm ängstlich, er habe seine Hosen von Mäusen benagt gefunden. Kato antwortete: Es ist kein Wunder, daß die Mäuse die Hosen benagt haben: Wenn aber die Mäuse von den Hosen wären benagt worden, das wär ein Wunder.

Wer viel in der Märzenluft ist, oder sich auf die Erde legt, sagt man mit bedeutender Miene, der bekommt Kopfschmerzen. Sehr natürlich! denn in diesem Monat steigen die Dünste besonders häufig aus der Erde auf, und verursachen dem Schmerz im Kopf, der nicht jede Luft gewohnt ist. Wer sich auf die Erde hinstreckt, der athmet die dicken Dünste ein, sobald sie daraus aufsteigen, ehe sie sich noch verdünnen und zertheilen konnten; und Kopfschmerzen sind die sichre Folge.

Wenn ein Fremder in die Stube kommt; so darf man ihn nicht weggehen lassen, ohne daß er sich niedergesetzt hat, sollte es auch nur auf einen Augenblick seyn; sonst nimt er den Kindern die Ruhe mit. Höflich ist es wol, dem Fremden einen Stuhl zum sitzen anzubieten, wenn man es aber in der Absicht thut, daß dem Kinde die Ruhe nicht hinausgetragen werde; so handelt man thörigt.

Wenn eine Henne krähet, so bedeutet es Unglück. Wenn die Hüner allzugut gefüttert werden; so werden sie fett und übermüthig, und krähen, und hören auf, Eier zu legen — welches für die Haushaltung freilich nicht gut ist.

Wer früh niesset, kriegt selbigen Tag neues zu erfahren, oder etwas geschenkt. Man hielt ehedem den Schnupfen für etwas heilsames. Freilich ist er besser als eine schlimme Krankheit — aber besser noch keinen Schnupfen zu haben. Wenn man des Morgens oft niesset, so ist ein Schnupfen auf dem Weg, den jeder, wenn er will, für ein Geschenk halten mag. Man pflegt dem, der niesset, dabei Gesundheit zu wünschen, welches so sehr zur

Gewohnheit geworden ist, daß man den, der es unterläßt, für unhöflich hält. Im Jahr 577 soll unter des Pabst Pelagius II. Regierung eine allgemeine Seuche in Europa geherrscht haben, bei welcher, wie man glaubt, die Leute beim Niesen plötzlich umgefallen wären; allein, das ist irrig: Die Mode kommt vom Römischen Kaiser Tiberius. Dieser befahl, daß, wenn er durch Rom fahre und niese, jeder ihm Glück (salutem) wünschen sollte. Die Alten glaubten von allen Kleinigkeiten, daß sie gutes oder böses bedeuteten, jeder sollte daher wünschen, daß das Niesen Sr. Majestät etwas gutes bedeuten mögte. Wenn der eine etwas erzählt, und der andre nieset dazu; so glaubt man, dieß sey eine Anzeige, daß das erzählte wahr sey, in welchem Fall man alberner Weise sagt: Es ist wahr; denn es ist benieset. Wer des Morgens nieset, der kriegt selbigen Tag etwas geschenkt, oder erfährt was neues. Wer jede Kleinigkeit, die ihm den Tag über begegnet, dahin deuten wollte, der würde immer glauben, daß frühes Niesen etwas bedeute. Das Niesen ist nichts anders als eine schnelle Bewegung der zum Othenholen nöthigen Werkzeuge; wie könnte es etwas zukünftiges verrathen? — Wer bei Anziehung der Schuhe nieset, dem bedeutets Unglück.

Wenn in einer Stube, in welcher eine Wöchnerin liegt, jemand mit einem Tragkorb kommt; so muß man einen Span vom Korb abbrechen, und in die Wiege stecken, sonst nimt er der Mutter oder dem Kind die Ruhe mit.

Wenn die Weiber Garn sieden; so müssen sie dabei recht lügen, sonst wird es nicht weiß. Könnte diese lächerliche Meinung, an welcher gleichwol manche hangen, vielleicht nicht auf folgende Art entstanden seyn? Es ließ jemand sich aufschreiben, wie man das Garn schön weiß siede, und las, statt gute Laugen müssen das beste thun — gute Lügen ꝛc. Man probirte; das Garn gerieth, und nun entstand die Sage, man müsse beim Garnsieden recht lügen, um es weiß zu kriegen.

Es ist nicht gut, wenn man über den Kehrig geht. — Freilich nicht gut, denn man trägt den Unrath wieder dahin, wo man ihn vorher weggekehrt hatte; und es ist daher besser, ihn gleich wegzubringen. Nein, sagt man, wer über den Kehrig geht, der hat

kein Glück! Wie mancher, der über den Kehrig gieng, fand einen Ring ꝛc. War das nicht Glück?

Es ist nicht gut, den Krug, woraus man trinkt, mit der Hand über den Deckel anzufassen, daß er hierdurch überspannt werde; denn das schadet dem andern, der daraus trinkt; denn wer zuerst daraus trinkt, sagt man, bekommt den Herzspann.

Die Eltern sollen den Kindern nicht selbst Klappern kaufen sondern sie ihnen von andern schenken lassen, sonst lernen sie langsam und schwer reden. — Aber gewiß werden die Kinder bei den geschenkten nicht früher sprechen lernen, wenn man sie darin nicht gehörig übt.

Wenn die Kinder schwer reden lernen, soll man ihnen Bettelbrodt zu essen geben. — Wohl könnte man von dieser Kunst sagen, daß sie betteln gehe. Soll etwa das auf das leichtere Sprechenlernen der Kinder Einfluß haben, weil die Bettelleute viel zu sprechen pflegen?

Wenn man ausgeht oder verreist, soll man nicht wieder umkehren, wenn man etwas vergessen hat; sondern soll es lieber durch einen andern nachbringen lassen; denn wer das thut, dem sollen seine Verrichtungen nicht wohl von statten gehen. Es ist freilich besser, wenn man nichts vergißt und daher nicht umkehren darf: Daß man aber, wenn dieß doch geschehen müßte, unglücklich seyn werde; wer könnte dieß glauben?

Wenn die Weiber Federn in die Betten füllen, sollen die Männer nicht zu Hause bleiben. Die Federn stechen sonst durch das Innelt.

Wenn die Leute eine Gluckhenne setzen wollen, so legen sie die Eier vorher in eine Pelzmütze, woraus sie dieselben so geschwind als möglich in das Nest schütten, damit die Küchlein alle auf einmal heraus kommen.

Wenn die Küchlein nicht sobald herauskommen; so brennen sie Hollunderstengel auf dem Heerd; denn so wie der Hollunder knickert, so glaubt man, knickern die Eierschalen entzwei, und die Jungen kommen heraus.

Wenn man großkoppige Hüner bekommen will; so muß man zu der Zeit, wenn man die Gluckhenne ansetzt, einen feinen Stroh-

hut aufsetzen. — Man glaubt, aus der Bibel hiezu Ursach zu haben. Jacob machte bunte Stäbe, und legte sie über die Trankrinnen, um bunte Schafe zu bekommen: Wer etwas grosses auf dem Kopfe hat (schließt man) indem er der Gluckhenne Eier unterlegt, der macht dadurch, daß die jungen Hüner grosse Koppen kriegen. Jacobs Verfahren kann hier nichts beweisen; denn er verfuhr zweckmässig, und seine Stäbe konnten von den trächtigen Schafen gesehen werden: Wird aber die Gluckhenne auf den grossen, feinen Strohhut merken, da ihr Eier untergelegt werden? Oder wird sie durch das Brüten ihren Hünern grössere Koppen geben können?

Der Abergläubische weiß auch Verhaltungsregeln bei dem Ansetzen einer Gluckhenne, um so viel Hüner zu erhalten. Man soll das Stroh zum Nest aus einem Ehebett von der Weibsseite nehmen; wenn man gern viel junge Hüner haben will: Hingegen von der Mannsseite, wenn man sich viel Hähne wünscht. Ein sonderbares Geheimnis, das die ergründen mögen, die daran glauben.

Wenn man sich früh gewaschen hat, soll man das Wasser nicht von den Händen abschleudern, weil man sonst die Nahrung des Tags wegschleudere. — Ein ordentlicher Mann wird nicht unterlassen, sich des Morgens die Hände zu waschen; und wenn er gesittet ist, mit den nassen Händen nicht schleudern, um andere nicht zu bespritzen. Geschehe es aber doch; so würde er in seiner Nahrung darum keinen Abfall verspüren, wenn er sonst ein fleissiger und guter Arbeiter ist.

Es ist nicht gut, wenn man eine ledige Wiege wiegt. — Warum sollte es auch gut seyn, da es ohne Nutzen ist? Wer wird es aber glauben, daß man dem Kinde, welches nachher darin schlafen soll, die Ruhe wegwiege?

Mit einem kleinen Kind soll man unter einem Jahr nicht in Keller gehen, es wird sonst furchtsam. In den Kellern ist es finster, wenn man aber den Kindern vor allem, was schwarz und finster ist, schon früh Furcht beigebracht hat; so werden sie, wenn man sie an einen solchen Ort führt, schon früh Furchtsamkeit zeigen.

Die Mutter soll den ersten Zahn, der dem Kinde ausfällt, verschlucken; alsdenn bekommt es schöne Zähne. Uible Zufälle könnte ein verschluckter Zahn wol verursachen; aber nicht dem Kinde schöne Zähne machen: Denn wo wär zwischen dem Zahn in dem Magen der Mutter, und dem Zahnwachs bei dem Kinde ein Zusammenhang?

Man soll die Kinder nicht alt Männgen oder alt Weibgen nennen, sie verkommen sonst und kriegen zeitig Runzeln an die Stirn; denn Eva nannte ihren Sohn Mann, und er wurde ein grimmiger Kerl, der die Stirn runzelte. — Warum sucht man den Grund, wenn Kinder schon frühzeitig die Stirn runzeln, nicht vielmehr in schlechter Erziehung? Man sollte ihren starren Sinn beugen, ihrem Eigensinn nicht folgen, und ihnen den Willen nicht thun, wenn sie mit dem Fuß stampfen: Dann würden sie nachgiebiger werden, freundlicher aussehen und die Stirne nicht in Falten legen. Wie oft nennen Eltern ihre Kinder Rabenaas, Donneraas, junge Teufel ꝛc. schadet das ihnen nichts?

Wenn man die Kinder unter einem Jahr in den Spiegel sehen läßt; so werden sie stolz. — Die Spiegel sind eine sehr gute, aber auch sehr gemisbrauchte Erfindung. Sie zeigen die Flecke, und befördern die Eitelkeit. Kinder aber haben im ersten Jahr noch nicht so viel Nachsinnen, daß sie sich auf ihr gutes Gesicht oder Gestalt schon etwas einbilden könnten. Des Nachts soll Niemand in den Spiegel sehen, weil man darin leicht den Teufel sehe. Man erzählt schreckliche Geschichten, wie der Teufel über dem, der des Nachts in den Spiegel gesehen, zwei Finger gehalten habe, wovon dieser ganz schwarz geworden, und lebenslang geblieben sey.

Wenn ein Hund in den Backofen sieht; so bäckt das Brodt ab. Freilich, wenn man den Backofen lange offen stehen ließ, so daß die kalte Luft hineinschlagen könnte; so würde das Brodt abbacken. Das hineinsehen des Hundes aber kann dazu so wenig thun, als wenn es von einem Esel geschehe.

Man macht drei Kreuze über den Teig, damit er desto gesegneter seyn soll; und drei Kreuze an das Brodt, ehe man es anschneidet. — Welcher Misbrauch!

Wenn Teig im Backtrog steht, soll man die Stube nicht auskehren; man kehrt sonst Brodt mit hinaus. — Etwas für faule Weiber und betrügerische Mägde, die gern von dem Teig nehmen und Kuchen backen. Die Bäcker kehren ihre Stuben aus, wenn gleich der Trog ganz voll ist, und sie verspüren keinen Abgang.

den Essigkrug soll man nicht auf den Tisch setzen, der Essig verdirbt davon. — Wer Essig ansetzen will, muß sauer dazu sehen und böse seyn, sonst geräth er nicht. — Wenn mürrische Leute durch ihre üble Laune dem Essig Säure mittheilen könnten; so würde daraus folgen, daß der Essig freundlichen Leuten umschlage, oder daß durch sie das Saure süß werden könnte. Essig giebt man nicht ohne Geld weg; denn sonst, glaubt man, könne man keinen wieder sauer kriegen: Es muß wenigstens etwas, sollte es auch nur eine Stecknadel seyn, dafür gegeben werden.

Wenn man den kleinen Kindern den ersten Brei nicht bläst, so verbrennen sie sich hernach an heissen Suppen das Maul nicht: Aber müßte sich dann nicht die ganze Einrichtung des Körpers ändern?

Wer reich werden will, der schneide das Brodt fein gleich. — Man kann an dem Brodt gewissermassen sehen, wie die Haushaltung ist. — Wenn Kinder und Gesinde bei Tische Freiheit haben, es überall nach Gefallen zu beschneiden; sollte man davon wol auf eine ordentliche, regelmässige Haushaltung schliessen? Wer in der ganzen Haushaltung ordentlich ist, der wird auch dahin sehen, daß das Brodt ordentlich geschnitten werde, daß keiner sich mehr nehme als er zur Sättigung nöthig hat, und das etwa übriggebliebene nicht umkomme.

Wenn zum Grabe geläutet wird, soll man nicht essen, sonst thun einem die Zähne weh. — Wenn man in Städten, wo um die Mittagszeit oft zu Grabe geläutet wird, darum nicht essen wollte, so würde man die Mahlzeit oft übergehen müssen. Vielleicht entstand dieser Aberglaube durch Scherz; denn gewiß thun irgend einem die Zähne weh, wenn geläutet wird, er mag übrigens seyn wer oder wo er will.

Wenn einem Kinde unter einem Jahr rothe Schuhe angezogen werden; so kann es hernach, wenn es erwachsen ist, kein Blut sehen. Jene Schusterfrau sagte das, weil ihr Mann kein rothes Leder hatte, da für ein kleines Kind rothe Schuhe bestellt wurden. Es ist nicht gut, wenn man am Leib flickt. — Freilich ist es besser, wenn die Kleidung so beschaffen ist, daß sie nicht geflickt werden darf. Wenn es aber geschehen soll; so wird es immer unvollkommen geschehen, wenn man es am Leibe thut, Von einem ordentlichen sieht man das nicht. Von einem Menschen, der ausgewachsen ist, oder irgend einen Leibesfehler hat, sagt man: Den hat Gott gezeichnet — und giebt damit zu erkennen, daß man sich vor ihm als einen gefährlichen hüten müsse. Dergleicher Leute sind durch den Fehler elend genug; werden sie es durch jene ganz grundlose Meinung nicht noch mehr? In krüppeligten Körpern wohnen oft die edelsten Seelen.

Wenn man über ein Kind hinschreitet; so wird es nicht grösser. — Wo lebt wohl ein Mensch, über welchen nicht irgend jemand geschritten wär? Uiber das Kind, welches man überschritten, und dadurch verwahrlost zu haben glaubt, pflegt man nachmals wieder herüber zu schreiten, und dadurch den Schaden wieder gut zu machen. Ein Bauer sahe einen Fuhrmann über seine Wiese fahren, holte ihn am Ende derselben ein, und drohete, ihm ein Pferd auszuspannen, dafern er nicht wieder zurückkehren werde. Wodurch wurde die Wiese am meisten beschädigt?

L... und F... soll man nicht auf dem Tisch knicken; man bekommt sie sonst alle wieder. — Es ist eine sichere Anzeige von der größten Unreinlichkeit, wenn genannte Thiere auf dem Tisch geschlachtet werden. — Wenn daher eine ordentliche Hausfrau, um dieß zu verhüten, Kindern oder dem Gesinde jene Meinung beibringt, wer wird ihr widersprechen? Denn daß L.. oder F.. darum, weil sie auch dem Tisch erschlagen wurden, wieder ins Leben zurükkehren sollten, wer könnte das denken? Wenn man mit dem Besen Tische und Bänke abkehrt; so bekommt man F...; aber gewiß nicht darum, weil man

mit dem Besen gekehrt hat, sondern weil damit die Unreinlichkeit so überhand nehmen wird, daß die F. . . darin ungestört nisten können.

Wer im Holz arbeitet, wird nicht reich. — Sind etwa die, welche in Sein, Eisen, und Thon arbeiten, reicher? Und hat man nicht auch reiche Drechseler, Wagner, Rademacher ꝛc?

Wenn man des Abends bei Tische sitzt, soll man mit dem Licht nicht da unter leuchten, es entsteht sonst Zank. — Dieß ist etwa nur beim Kartenspiel der Fall; weil man wenn jemand das Licht nimt, eine verlohrne Karte, oder Geld wieder aufzunehmen, Betrug vermuthet oder wirklich gespielt wird, welches denn zum Streit Anlaß giebt.

Wer mit Holz, Stroh, oder andern brennbaren Materien im Feuer oder Licht gaukelt, der harnt hernach ins Bette. Aus dem Spielen mit Feuer und Licht ist schon mancher Schade entstanden; daher suchte man die Kinder dadurch davon abzuschrecken, daß man ihnen weismachte, es erfolge darauf, warum sie schon öfters Schläge bekommen hätten.

Wer bei dem Spiel Geld wegleihet, der verliehrt. — Wer sein eignes Geld schon so weit verspielt hat, daß er zu borgen genöthigt ist, der ist nachher oft nicht im Stande das geborgte wieder zu geben; oder er wird dadurch in den Stand gesetzt, wieder mit spielen zu können, und nimmt, wenn sich nun das Glück auf seine Seite wendet, den andern ihr Geld ab. Und so kann es geschehen, daß man verliehrt, wenn man beim Spiel andern borgt.

Auf der andern Seite sagt man. Man muß das Geld zum Spielen borgen, um zu gewinnen. Es ist ein Grad von Liederlichkeit, wenn man dem Hang zu Spiele so sehr folgt, daß man das Geld dazu borgt, im Fall man nichts hat. Darum kann man dabei nicht glücklicher seyn.

Wer zu Markt zieht und die erste Lösung wegborgt, der verborgt sein Glück. — Wer auf dem Markt etwas feil hat, soll den ersten Käufer nicht gehen lassen, sonst hat er kein Glück. Abergläubische Käufer und Verkäufer, beide können dadurch betrogen werden. Der erste wird kaufen, sobald der Han-

delsmann seine Bude aufgeschlagen hat; der andere verkaufen, wenn es gleich mit Schaden geschehen sollte.

Wenn ein Weib zu Markte gehen will; so muß sie den rechten Schuh zuerst anziehen; dann wird sie ihre Waare theurer los.

Wer des Morgens rückwärts aus dem Bett steigt, dem geht selbigen Tag alles verkehrt. Wenn das, was man unternimt, nicht recht von statten gehen will; so pflegt man wol zu sagen: Es ist, als wär ich heute verkehrt aufgestanden. Es ist wider Gewohnheit, aus den Bett rückwärts zu steigen: Wenn es aber durch Zufall einmal geschehe; so würde das doch auf die Geschäfte des Tages keinen Einfluß haben. Es kommt vielmehr darauf an, wie man dabei zu Werk gehet.

Bei ganz kleinen Kindern sieht man während dem Schlaf oft die Augen halb offen, sie wenden die Augäpfel in die Höhe, als wollten sie nach etwas sehen, lächeln, und schlafen denn wieder fort, oder fangen an zu weinen. Dann sagt man: Das Jüdel spielt mit dem Kinde. In diesem Fall soll man ein kleines neues Töpfgen, samt einem Querl kaufen, und dieß so theuer bezahlen, als gefodert wird: Darein soll man das Wasser giessen, womit das Kind gewaschen ist, und es auf den Ofen stellen, daß das Jüdel damit spielen und das Wasser herausflötschern könne, bis nichts mehr drin ist. Wenn man nach etlichen Tagen wegen der Ausdünstung an dem Wasser einen Abgang bemerkt; so soll es denn das Jüdel heraus gespielt haben. Was das Jüdel ist, von dem man redet, weiß man selbst nicht.

Andere blasen Eier aus in des Kindes Brei, und hängen denn die leeren Schaalen, etliche Karrenblätter und andere leichte Sachen, mit Zwirn an des Kindes Wiege; wenn sich denn dieß durch Erschütterungen in- oder ausserhalb der Stube, Auf- und Zumachen der Thür, Zugluft oder Wärme bewegt; so sagt man, das Jüdel spielet damit.

Von Kindern, die bei starkem Essen dennoch nicht gedeihen, sagt man, daß sie das Aelterlein haben. Man weiß eben so wenig, was das Aeltertein, als was das Jüdel ist

Wenn das Kind das Aelterlein hat, soll man es lassen in den Backofen schieben. Vorzeiten hat man bedaurenswürdige Kinder wirklich auf Schieber gebunden, und verschiedene male in den Backofen geschoben, anstatt die Ursach der Krankheit, welche eine Menge Säure im Magen ist, zu heben.

An der Wiege muß ein Drottenfuß gemahlt seyn, sonst kommt der Schlenz und drückt oder saugt das Kind aus, ob es gleich keinen Schlenz giebt.

Im langen Korn, glaubt man, hielten sich gewisse Geister auf, die man Kornengel nennt. Sie sollen besonders den Mägden gefährlich seyn. Wie diese Meinung entstanden, oder was für Engel sich da mögen sehen lassen, kann man leicht wissen.

Wenn eine Kuh gekalbet hat, so läßt man sie den Sonntag zum ersten mal wieder aus dem Stall, denn glaubt man, kalbt sie künftig allemal Mootschenkälber.

Wer einer Katze Schaden thut, oder sie todtschlägt, dem steht ein Unglück vor. — Beruht diese Meinung vielleicht darauf, daß man glaubt, die Hexen können sich am leichtesten in Katzen verwandeln?

Wem ein Floh auf die Hand hüpft, der erfährt neues. — Es ist der Natur dieser Springer gemäß, sich überall hinzusetzen, wo sie Nahrung wittern; warum sollte man glauben, daß sie dem neues verkündigen, dem sie sich auf die Hand setzen.

Wer auf den Daumen viel weisses hat, oder dem die Zähne über einander stehen, dem bedeutet es, daß er in seinem Vaterlande bleiben wird.

Wenn man aus einem Fluß Wasser holt, so muß man es von oben her hinabwärts schöpfen; denn im entgegengesetzten Fall würde man sich widerwärtige Schicksale zuziehen. Wie viele Menschen, die von dieser Meinung nichts wissen, oder nicht darauf acht geben, schöpfen, wie sie dazu kommen, und ihr Schicksal bleibt ungeändert. Wie viel Abergläubische schöpfen den Strom herab, und sind sie darum glücklicher?

Beim Schlafengehen soll man nichts auf dem Tisch liegen lassen; es kann sonst das älteste oder das jüngste im Hause nicht schlafen. Wenn man etwas von Werth auf dem Tisch

legen läßt, und glaubt, es könne Schaden leiden, oder gar weggenommen werden; so verursacht dieß freilich Schlaflosigkeit.

Wenn ein Weib zu Bette geht, und die Sterne grüßt; so nimt ihr der Geier oder Habicht kein jung Huhn.

Wenn man frisches Stroh in ein Bett thut, soll man die Knoten nicht an den Strohbändern lassen, sonst kann niemand darauf schlafen. Wenn im Bettstroh viel solche Knoten sind; so verursachen sie wol Beschwerde.

Es ist nicht gut, daß man sich Feuer oder Licht durch einen Fremden aus dem Hause tragen läßt. Sollte man sich dadurch abhalten lassen, jemand Gefälligkeit zu erweisen?

Wenn eine Magd zu einem neuen Herrn zieht; so soll sie bei ihrem Anzuge sogleich ins Ofenloch hineinsehen, damit sie es bald gewohnt wird. Jene Magd lief nach vierzehn Tagen schon wieder davon, und sie hatte bei ihrem Anzuge ins Ofenloch gesehen. Neue Mägde sollen sich bei ihrer Ankunft überall umsehen, um von dem, was sie zu thun haben, Kenntnis zu bekommen: Wenn sie denn an Arbeit gewöhnt, treu und fleissig sind; so werden sie es bald gewohnt, und nicht sobald ausser Dienst gehen dürfen.

Die Mägde ziehen an Fleischtagen an, damit ihnen das Jahr nicht lang deuchten soll. Viele lassen sich an Fleischtagen copuliren.

Wer in ein neues Haus ziehet, soll einen neuen Besen ein Brodt und Salz vorher in dasselbe schicken. — Aber wer zur Unreinlichkeit geneigt ist, der wird die Kraft des neuen Besens, den er in das Haus schickt, zur Reinlichkeit nicht gewöhnbar werden, und wer fleissig und haushälterisch ist, der wird Brodt darin haben, wenn er gleich nicht das genannte vor sich hertragen läßt.

Wenn die Weiber waschen wollen; so muß im Hause alles freundlich aufstehen: Alsdann bekommt man schönes Wetter. Freilich wol; denn bei der Hausfrau ist gewöhnlich Unwetter. Wenn die Männer zanken, sollen die Weiber fliessend Wasser in den Mund nehmen; dann hört der Zank auf:

Er wird aber auch aufhören, wenn die Weiber zur rechter Zeit schweigen oder nachgeben.

Wer aus einer Birke, die mitten in einem Ameisenhaufen steht, Hähne drehen läßt, und Wein oder Bier dadurch zapft, der schenkt geschind aus. Denn Ameisen tragen zusammen; wer aus Birkenholz, das aus dem Ameisenhaufen gewachsen ist, Hähne drehet, und dadurch Wein und Bier zapft, der trägt dadurch Geld zusammen. Welch ein Zusammenhang! Warum wählt man nicht die sichrern Mittel, seine Absicht zu erreichen? indem man das, was man verkauft, in Güte zu haben sucht?

Wenn die Kinder auf den Gassen mit Spiessen und Fähngen spielen, das soll ein Zeichen des Kriegs seyn. — Aber wenn der Ausbruch eines Kriegs nahe ist; so werden im Lande Anstalten dazu gemacht, und die Kinder, die gern nachmachen, was sie von grössern sehen, spielen denn Soldat. Wenn ein Krieg wirklich ausbricht; so sagt man: Das haben die Kinder wohl gewußt.

Es ist nicht gut, wenn man einen Rost oder Dreifuß aufs Feuer setzt und nichts darauf legt; daher setzt man ihn nicht eher auf, als bis man das, was man zubereiten will, auf denselben setzen kann, und wirft ihn sogleich um, nachdem man dieß weggenommen hat. Manche glaubt, sie werde vor der Zeit alt, wenn sie den Dreifuß unbesetzt auf dem Feuer stehen läßt; daher man sich über jene Sorgfalt nicht sehr zu wundern hat.

Wer ein vierblätterigtes Kleeblatt findet, der soll es aufheben, und bei sich tragen; denn so lange er es hat, ist er glücklich. Da jedes Kleeblatt mehr nicht als drei Blätter hat; so ist ein vierblätterigtes ein Misgewächs, und dieses soll Glück bringen? Man darf es aber nicht gesucht, sondern muß es ohngefähr gefunden haben: Denn da es unter dem Klee viel dergleichen giebt; so würden die vier Blätter bald ihr Glückbringendes Ansehen verliehren. Man hat Klee von fünf, sechs, und sieben Blättern: Wie glücklich müßte der seyn, der eins oder mehrere dergleichen ungesucht fände? Aber noch nie ist jemand dadurch ausserordentlich gesegnet worden.

Wenn man die Mitte des Unterarms nach der Hand zudruckt; so sieht man den Anfangsbuchstaben des Nahmens von der Person, welche man heirathet. — Die Beschaffenheit des Körpers ist bei jedem dieselbe; sie ändert sich nach den Meinungen und Wünschen des Abergläubischen nicht: Demohnerachtet sieht er oft, was gar nicht da ist.

Wenn man einem Kinde, einen Tattelkern bei sich tragen läßt; so fällt es nicht viel, und nimt durch fallen nicht Schaden. — Ehemals glaubte man, daß, wenn man auf den Palm- oder Tattelbaum eine Last lege, er dadurch nicht niedergedrückt würde; sondern sich mehr empor hebe: Daher muthmaßte man vielleicht, das ein Tattelkern eben die Eigenschaft habe, keinen zur Erde fallen zu lassen. Man probire, und sehe daß dieß ungegründet ist.

Wenn eine Frau oder Magd auf der Gasse ihr Strumpfband verliert; so ists ein Zeichen, daß der Mann oder Freier nicht treu ist. — Sonst sagte man, der Beste dächte an sie, wenn dieß Band von selbst aufführ. Wie das Strumpfband verlohren geht; so soll auch die Treue des Liebsten verlohren gehn. Freilich wenn die Unordentlichkeit eines Frauenzimmers so weit ginge, daß sie sich nicht einmal die Strümpfe aufbände; so würde der, der sie liebt, Ursach haben, von ihr abzustehen: Und so könnte jene Sage von dem Verliehren des Strumpfbands doch wol wahr werden.

Eine Weibsperson soll Niemand an ihrer Schürze sich die Hände abwischen lassen, weil jener ihr sonst gram wird. Dann würden auch Mütter und Kinder sich weniger lieben, wenn dieß statt fände; aber wo ist gleichwol die liebe grösser als unter diesen?

Wer ein Hufeisen, oder ein Stück davon findet, der soll Glück haben. — Man sagt von dem, der eine stets lächelnde Mine hat, im Sprichwort: Er zieht das Gesicht, wie ein Bauer, der ein Hufeisen gefunden hat, und man sieht daraus, daß man das Finden eines solchen Eisens für mehr Glück hält, als der Werth desselben beträgt.

Wer sich in dem Wasser wäscht, darin ein andrer sich schon gewaschen hat, der wird dem andern feind. — Was für Feind-

schaften würden dann unter den Menschen, besonders zwischen Eltern und Kindern grassiren!

Wenn eine Weibsperson den Ohrenzwang hat, soll sie etwas, das eine Mannsperson getragen, um den Kopf wickeln, und schwitzen.

Wenn die Mägde Zunder brennen; so müssen sie von Mannshemden Stücken dazu nehmen; von Weiberhemden fängt der Zunder nicht. — So läppische Meinungen bedürfen keiner Widerlegung!

Wer eine Katze oder Hund behalten will, daß sie nicht entlaufen, der soll sie dreimal um den Heerd treiben, und sie mit dem Hintern an die Feuermauer reiben, dann bleiben sie.

Ein Mensch, der den Wolf eher siehet, als der Wolf ihn, der darf nicht fürchten, daß ihm Leid geschehen werde: Wenn aber der Wolf den Menschen eher sieht; so ist der Mensch in Gefahr. — Es ist bekant, daß fast alle wilde Thiere vor dem Menschen eine gewisse Furcht haben, wenigstens ihn nicht so leicht anfallen, als andere Thiere; besonders wenn sie merken, daß dieser unerschrocken auf sie geht. Sieht der Mensch den Wolf früher; so kann er sich vor ihm verbergen, dahingegen er erschrocken ist, wenn er merkt, daß der Wolf ihn schon ins Gesicht gefaßt hat.

Wenn die Hunde heulen; so bedeutets Unglück; und man soll dann die Ohren zuhalten, daß man's nicht hört. — Das Heulen ist den Hunden natürlich, und eigen; und wenn es Unglück bedeuten sollte, so müßte auf Jägereien, und anderwärts, wo Hunde gehalten werden, täglich Feuer entstehen, u. s. w. Das Zuhalten der Ohren hindert das Hundegeheul nicht, und könnte daher auch das Unglück nicht zurückhalten, das dadurch angedeutet werden sollte. Wer das thun wollte, der würde eben so thörigt handeln, wie der dumme Strauß, der seinen Kopf versteckt, und dann glaubt, die Jäger sehen ihn nicht, wenn er sie nicht sieht.

Wer die erste Kanne Bier aus einem Faß bekömmt, soll damit geschwind fortlaufen; dann geht das Bier bald heraus. — Diejenigen, die Bier verkaufen, glauben oft, daß das Bier geschwinder abgehe, wenn eine reine Jungfer das er-

ste hole. Wenn man die erste Kanne dem, der den Staupbesen kriegt, mit zum Thor heraus giebt; so glaubt man das Bier gehe so geschwind ab, als dieser davon gegangen ist. Andere lassen dem, der das Bier hohlt, gleich vor dem Faß, ein Maas austrinken, um den Abgang desselben zu befördern. Wozu diese Thorheiten, wenn gutes Bier da ist?

Man soll die kleinen Kinder nicht mit blossen Füssen auf den Tisch treten lassen; denn sie bekommen böse Füsse: Aber nur dann, wenn etwas auf dem Tisch liegt, wodurch der Fuß des Kindes verletzt werden kann. Aber bei nöthiger Vorsicht nicht.

Wer eine Schnur bei sich trägt, womit ein Bruchschneider einen geschnittenen Bruch verbunden hat, der mag eine last heben, so schwer er will; so wird er sich nicht weh thun. Dieß ist Betrug gewinnsüchtiger Leute, die dergleichen Bänder an solche, die schwere Lasten zu heben haben, unter dem Vorwand theuer verkaufen, daß sie sich alsdenn nicht verheben können. Wie mancher, der sich darauf verließ, hat das Gegentheil erfahren.

Wenn ein Fuhrmann eine Otter- oder Schlangenzunge in seine Peitsche flicht; so werden seine Pferde ohne Schaden, die größten Lasten aus einem Graben ziehen, und sich auch nicht übersaufen. — Der Fuhrmann kauft solche Zunge theuer, bringt sie in dem Peitschenstiel an, und hält diese dann über die Pferde, wenn sie saufen, traut also der Otter oder Schlangenzunge mehr zu, als sich selbst. Missethäter hängen, wenn sie die Tortur kriegen sollen, einen Zettel auf den Rücken, auf welchem der 15 Vers des 10 Psalms geschrieben steht, damit sie ohne Bekenntnis die Peinigung ausstehen. — Anderer Seits hängt man dem Missethäter den 17 Vers des 51 Psalms; oder den 2 Vers des 45 Ps. an, um ihn durch die Folter geschwinder zum Geständnis zu bringen.

Wenn die Weiber oder Mägde Säcke waschen; so regnet es hernach.

Wer gestohlnen Käs oder Brod ißt, der bekommt den Schlucken davon. — So würde mancher Dieb verrathen werden!

Man soll nicht über die Spur gehen, wo sich Hunde belaufen haben. — Aber wer kann das wissen? Wie leicht würde man unglücklich seyn!

Wer einen Menschen, der sich selbst erhenkt hat, von dem Strick los macht, der wird unehrlich. — Ein Mensch, dessen Schicksal so traurig ist, daß er von Schwermuth und Verzweiflung überwältigt, sich selbst das Leben nimmt, verdient grosses Bedauern, und wenn nur noch Anschein von Hoffnung da ist — Rettung. Wer könnte so ganz alle menschliche Empfindungen verläugnen, daß er ihn ohne Hülfe lassen sollte?! Und doch war das so oft der Fall, selbst bei solchen, die z. B. durch die giftigen Dünste eines lange verschloßnen Gewölbes ꝛc. erstick wurden. Sie hätten noch gerettet werden können, wenn jenes, die Menschheit entehrende Vorurtheil, daß man durch ihre Berührung unehrlich werde, die nicht zurück gehalten hätte, welche es gekonnt hätten. Kann es Schande seyn, kann es unehrlich machen, einem Mitmenschen, der selbst in den Augen des Schöpfers hoch geachtet ist, das Leben zu retten? Vorurtheil und schändliche Lieblosigkeit verhärten die Menschen, ihren Brüdern die schuldigen Pflichten zu leisten. Ehemals machten besonders Zunftgenossen denen (ihrer Meinung nach) schimpfliche Vorwürfe, die solch einen Verunglückten aus dem Wasser gezogen, oder auf eine andere Art gerettet hatten. Jetzt denkt man billiger, und die es thun, werden sogar von Fürsten belohnt.

In einem Dorfe in Frankreich lag der Bauer, Christian Robert, am hitzigen Fieber darnieder. Einen solchen Kranken muß man niemals allein lassen. Es war aber in der Heuernte: Da waren seine Frau und Kinder auf die Wiesen gegangen, und niemand bei ihm geblieben. Nun überfiel den kranken Mann die Hitze, und es kam ihm vor, als sollte er sich erhenken. Er sprang auch wirklich, wie er war, im blossen Hemde zur Thür hinaus, über den Hof weg, nahm einen

Halfter, und hing sich damit an einen Balken, in der Scheune. Zum guten Glück wars eben Feierabend, und die Leute kamen vom Felde nach Hause. Christians Frau und Kinder kamen also auch, und da sie ihren Vater hängen sahen, schlugen sie die Hände über dem Kopfe zusammen, rauften die Hare aus und schrien: Ach! daß sich Gott im Himmel erbarme! der Vater hat sich erhängt. Das Geschrei kam auch ins Dorf: Nachbar Christian hat sich erhängt! Da lief alt und jung zusammen, ihn zu sehen! aber keiner that das Werk der Barmherzigkeit an ihm, daß er ihn abgeschnitten hätte; weil sie meinten, sie griffen damit dem Schinder ins Handwerk, und würden unehrlich. Endlich kamen der Pfarrer und Schulmeister des Orts auch dazu, und brachten einen fremden Barbier mit, der eben bei ihnen gewesen war. Diese drei waren klüger, als die ganze Gemeine. Der Pfarrer stieg die Leiter hinauf, rief den andern beiden zu, sie sollten den Gehänkten halten, daß er nicht auf die Erde falle, und schnit mit seinem Taschenmesser die Halfter entzwei. Darauf brachten sie den armen Christian ins Bett, und machten ihn wieder lebendig. Die Bauern waren dabei und sperrten vor Verwunderung die Mäuler auf. Christian wurde aber wieder gesund, und hätte gern das Leben für seine Retter gelassen; so lieb hatte er sie. Als hernach die Sache vor den König kam, wurden der Pfarrer und Schulmeister von ihm sehr gelobt und beschenkt, und die Bauern wurden gestraft, daß sie ihren Nachbar nicht gleich abgeschnitten hatten, wie es Gott und der Regent haben will.

Man bekommt Geld, wenn man jemand in die linke Hand sieht. — Wirklich ein sehr leichter Verdienst, wobei man die Mühseeligkeiten des Lebens vergessen, und ohne Arbeit sein Haupt ruhig auf Polster oder Rasen hinstrecken, und dann unbeschwert einmal die Augen öfnen dürfte, einem in die linke Hand zu sehen. Wie bequem doch der Abergläubische ist!

Man stellt die Regenwolke sich gewöhnlich als einen mit Wasser angefüllten Schlauch vor, und bildet sich ein, daß die darin enthaltene Last herabfallen würde, wenn der feste Schlauch

zerrisse. Aber die Wolken sind nichts anders, als Dünste, die sich in Gestalt kleiner Bläschen in die Höhe begeben, und unserm Auge ohne Zwischenraum zu seyn scheinen, weil wir so weit hin nicht scharf genug sehen können.

Viele glauben, an dem äussersten Ende der Welt sey ein Magnetberg, der, wenn ihm Schiffe zu nahe kämen, die Eisen an sich hätten, sie so stark anziehe, daß sie scheiterten und nichts davon gerettet würde. Allein 1 die Magnete werden nur einzeln in der Erde gefunden, und ein aus Magnet bestehender großer Berg ist nicht denkbar. 2. Alle Schiffe haben viel Eisen an und in sich, jedes würde daher angezogen werden, wenn es dem Berg nahe käm. 3. Der Magnet äussert nur in gewisser Entfernung seine Kraft; daher der Magnetberg die Schiffe nicht zu so viel Meilen, als man gemeiniglich glaubt, würde anziehen können, wenn auch einer da wär. 4. Kein Reisebeschreiber hat ihn gesehen, und es ist daher zu glauben, daß man ihm in einer Spinnstube sein Daseyn gegeben hat. Er soll nach Mitternacht hinligen (vermuthlich weil die Magnetnadel im Compaß ihre Spitze nach Mitternacht wendet;) aber die Norweger, Schweden ꝛc. und Wallfichfänger wissen davon nichts: Wer könnte daher einer so albernen Geschichte glauben!

Es ist auch eine abgeschmackte Fabel, daß der Sarg des türkischen Propheten Mahomed zu Mecca zwischen zween grossen Magneten in der Luft schwebe; denn ob es gleich Magnetsteine giebt, die viele Pfunde Eisen an sich ziehen und halten; so können doch zwei in gewisser Entfernung angebrachte Magnete ein Stück Eisen nicht zwischen sich schwebend in der Luft halten, da man es auch mit aller Mühe nicht hat dahin bringen können, daß eine Nadel zwischen zween Magneten in der Luft schwebe.

Der Asbest, Amiant, Berg- oder Steinflachs, sieht fast wie faules Holz, weißgrau, grünligt, und röthligt aus. Man kann eine Art von Flachs daraus machen, den man spinnen, zu Leinwand weben ꝛc. kann. Man zerschlägt ihn nemlich in lange Stücke, legt ihn in warmes Wasser, und theilt ihn in Faden, die

man nach einem siebentägigen Waschen an der Sonne trocknet, und dann von Kämmen abspinnt. Damit die Spinnerin ihre Finger nicht wund spinne, taucht sie dieselben öfters in Oel. Die aus Asbest gewebte Leinwand hat die Eigenschaften, daß sie nicht vermodert, und nicht verbrennt, wenn man sie ins Feuer wirft. Ehedem hat man damit Gaukeleien getrieben, und den Einfältigen weiß gemacht, es sey darin der Körper Christi oder eines Heiligen gewesen, und dadurch habe sie jene Eigenschaften überkommen.

Uiber Tagewählerei.

Schon in den ältesten Zeiten fand die Tagewählerei statt. Die Heiden wählten die Tage, um etwas zu unternehmen, und die Christen ahmen ihnen darin nach. Wer seine Unternehmungen mit Bedacht und Klugheit, und zu rechter Zeit anfängt, dem werden sie auch wol an dem Tage gelingen, der für den unglücklichsten gehalten wird. Wer aber ohne Bedacht, ohne Klugheit und ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, etwas thut, dem wird auch der glücklichste Tag sein Vorhaben nicht begünstigen. Gott selbst hat das Tagewählen verboten. Wenn Abergläubischen an einem und demselben Tage ein paarmal Glück oder Unglück begegnet; so legen sie ihm gleich eine besondere Kraft bei, und sehen ihn als die Ursach der Dinge an, die sich darin zutragen. Unser eigenes Verhalten, und unser Bestreben, nicht die Tage, die der Aberglaube dazu ausersehen hat, bestimmen unsere Schicksale. Wie manches Geschäfte wurde dadurch zurückgesetzt, das heute mit gutem Erfolg hätte unternommen werden können; morgen aber versäumt, zurückgestellt werden muß? Wie oft wurde das Lebensglück dadurch verbittert, Freude in Trauer verwandelt, und Zufriedenheit und Ruhe gestöhrt?

Wenn ein Fremder des Montags zur Stubenthür hinein sieht, und nicht ganz hineingeht, der macht, daß der Mann die Frau schlägt. Der unverständige Mann wird glauben, er erfülle des Schicksals Rathschluß, wenn er, nach diesen Anzeigen, sein gutes Weib mißhandelt.

Wer am grünen Donnerstag, oder drei Freitage hinter einander fastet, der ist selbiges Jahr vom Fieber frei; wer es aber schon hat, dem vergeht es davon. Durch solche Meinungen werden die Hoffnungen des Elenden (denn sie müssen immer fehl schlagen) nur noch mehr getäuscht, er wird Muthlos, bricht unzufrieden in Klagen aus, und hört auf dem zu vertrauen, der der Menschen Schicksale lenkt.

Die Kinder soll man Freitags nicht baden, weil sie aus ihrer Ruhe kommen.

Wenn des Sonnabends der Wocken nicht abgesponnen wird; so wird aus dem übrigen Flachs und Werk kein gut Garn, und bleicht sich nicht weiß.

Der Tagewähler unterläßt viel gutes, weil er die Zeit, da er es eigentlich thun sollte, für unglücklich hält, die Gelegenheit vorüber läßt, und je länger er ansteht, zu seinem Misvergnügen immer neue Schwierigkeiten sieht. Er hat überall grosse Hoffnung, die ihn aber oft betrügt. Das Mittel, welches er bei Krankheiten gebrauchen soll, muß an einem glücklichen Tag zubereitet seyn. Er fürchtet Verderben und Tod, und läßt lieber seine Hände in den Schoos fallen, als daß er es sollte abzuwenden suchen; denn der Tag prophezeiht keinen Erfolg. Auf der andern Seite hofft er von lächerlichen Mitteln alles. Wenn er etwas gethan hat, das seiner Meinung nach gewiß hilft; so bleibt er ruhig, und läßt das Ungeziefer auf Feldern und in Gärten sich vermehren. Der Tagewähler erwartet nichts von Gott; sondern von dem Tage, an welchem er etwas verrichtet, und hofft alles vom Nicasius, St. Peter u. s. w. Er schadet sich, indem er auf Nutzen denkt; und macht den, dem er zu helfen sucht, elender. Er macht sich Feinde, weil er mit seinem vermeintlich guten Rath jedem zu dienen sucht, und ihn dadurch in Schaden bringt. So ungegründet, widersprechend und abgeschmackt die Meinungen des Tagewählers sind; so fest hält er an denselben. Er ist schon oft getäuscht, und glaubt immer wieder. Hellmuth, ein wohlhabender Bauersmann in G. konnte daher seinen Kindern nichts bessers hinterlassen, als

daß er sie vor der Tagewählerei warnte, und ihnen die Schädlichkeit derselben zeigte. Hier ist etwas von ihm:

Vater Hellmuth starb, alt und lebenssatt. Er hatte das Vergnügen, seine Kinder groß gezogen zu haben, und die gewisseste Hoffnung, daß sie nützliche Menschen und tugendhaft seyn würden. Er hinderließ ihnen ein gutes Vermögen. Aber was könnte ihnen das helfen, sagte der Alte, wenn sie es nicht gut zu brauchen wüßten, oder wenn sie kein gutes Herz hätten? Die Nachricht von des alten Hellmuths Tod erfüllte bald die ganze Gegend. Jeder sagte, er sey ein guter Mann gewesen; man habe seines gleichen nicht viel. So wie um ihn hat man noch nie weinen sehen. Er begegnete dem Gesinde nie hart, und konnte mit Güte alles ausrichten: Aber er legte keinem zu viel Arbeit auf, und wer durch Fleiß und Wohlverhalten sich auszeichnete, erhielt eine verhälnismässige Belohnung. Jeder that in der Sille, was er zu thun hatte, man hörte kein Lermen und Fluchwort. Jeder diente bei Hellmuth gern, und blieb bei ihm. Die Knechte sagten: Wir haben einen guten Herrn, und kennen nun einmal seine Mode, und auf uns kann er sich verlassen. Bei seinem Leichenzug waren aus allen umliegenden Dörfern viele, und aus aller Augen sahe man Thränen fliessen.

Da man nach Verlauf der gewöhnlichen Zeit das Testament öfnete, fand man ein versiegeltes Päckchen, auf welchem geschrieben stand: **Vermächtnis für meine Kinder.** In demselben waren geschriebene Aufsätze, welche folgendermassen lauteten.

Meine Kinder!

Ihr wißt schon, daß bei der Hauswirthschaft viel auf Erfahrung ankommt: Man muß, wenn man etwas neues anfängt, behutsam seyn, um nicht in Schaden zu gerathen; und darauf denken, wie man etwas besser einrichten könne. So wie nicht alles neue anwendbar und gut ist; so ist auch nicht alles darum gut, weil die Vorfahren es so machten. Ich habe in den vielen Jahren, da ich meinen Acker bearbeitete, hierin mancherlei Bemerkungen gemacht; besonders aber erfuhr ich,

daß man oft etwas für bewährt hält, was es nach genauerer Unterfuchung nicht ist: Oft sind Betrügereien die versteckte Ursach. Euch davor zu warnen, schrieb ich gegenwärtiges. Leset und befolget es, es wird nicht ohne Nutzen seyn!

Wie oft habe ich in der Burkhartswoche, * welche zur Saat für unglücklich gehalten wird, meinen Saammen ausstreuen lassen, und er gedeihete wohl, und andere, die es mir widerriethen, bedauerten es nachmals, daß sie es nicht so wie ich gemacht hatten. Wenn das Wetter günstig, und die Zeit da ist, muß man sich an gewisse Vorgebungen nicht kehren. Eben in dieser Woche pflegen die Kirchweihen ihren Anfang zu nehmen, weil Jahreszeit und Witterung noch bequem dazu ist; also wird die Saat nicht vorgenommen. Man gab daher vor, es sey nicht gut, zu säen. Seht die Betrügereien des Gesindes!

Am grünen Donnerstag soll man vor Sonnenaufgang dreierlei Frucht säen, und sobald der Saamen aufgegangen ist (daß er in die Halme schiessen kann) alles vom Boden wegschneiden, hacken und eine Salbe daraus machen, die das einzige und beste Mittel für alle Brandschäden seyn soll. Ich habe immer vor dergleichen Mitteln gewarnet, und gerathen, daß man bei vorfallendem Unglück einen verständigen Mann um Rath fragen und brauchen soll. Ich wiederhole diese Warnung auch euch, daß ihr zu Hirten und andern dergleichen Leuten nicht geht, wenn ihr Hülfe braucht. Warlich, sie helfen nicht; sondern machen das Uibel, wovon sie befreien sollen, nur noch grösser.

Andere glauben, so viel Lasten Mist in der Charwoche aus dem Dorf oder Hof gefahren würden, so viel Leichen würde man aus solchem Ort zu Grabe tragen: Und so viel Bett-

* Burkhardus war aus England nach Deutschland berufen, wo er sich um die Ausbreitung der christlichen Religion so verdient machte, daß er 746. Bischof zu Würzburg wurde. Man nannte d. 11. October nach seinem Nahmen, um dadurch seine Verdienste im Andenken zu erhalten. Wie könnte man nun glauben, daß dieser Tag auf die Saat nachtheiligen Einfluß habe?

oder Tischtücher man in dieser Woche auswaschen lasse, so viel Menschen würden in dem Jahr sterben. Freilich, wer in der Charwoche lieber schlachtet und bäckt, und den Feiertagspuß in Ordnung bringt, der entfernt Mistbreiten und Waschen. Damit es nun unter einem Vorwand geschehe; so giebt man vor, daß diese Beschäftigungen lebensgefährliche Wirkungen hätten. Ein guter Hauswirth veranstaltet die nöthigen Mistungen schon vorher, weil er durch die Feiertage gehindert werden könnte, den ausgefahrnen oder ausgestreuten Mist unterzuackern, der daher durch Winde würde ausgezehrt werden.

Wenn der Acker schlecht gepflügt, nicht gedüngt, mit schlechtem Saamen und nachlässig bestellt ist, oder wenn die Jahrswitterung unfruchtbar ist: Sollten denn wohl die Pilverschnitter (auch Pilzen- oder Hilpertsschnitter genannt) Schuld daran seyn, daß wenig Getraide in die Scheune kommt?

Wer am Charfreitag Laugenprezeln ißt, bleibt das ganze Jahr vom Fieber frei. O, wenn unser Körper dazu geneigt ist, so wird die Krankheit ausbrechen, und sich an die gegessene Laugenprezel nicht kehren. Mancher hängt am Charfreytag seine Kleider in die Sonne, und glaubt denn, daß darein weder Motten noch Schaben kommen würden. Mir scheint das sehr natürlich. In der Zeit, in welche dieser Tag fällt, pflegt noch eine heftige durchdringende Luft zu wehen, wodurch Motten und Schaben können aufgerieben werden.

An dem sogenannten Pfeffertag soll es schädlich seyn, Dünger aufs Feld zu fahren, denn Stall zu misten ꝛc. Wir haben, wie ihr selbst wißt, hierauf nicht geachtet, und sind bisher Gottlob vor Schaden bewahrt geblieben, von dem zum Theil unsre Nachbarn betroffen wurden. Andre mögen dabei ihre Rechnung finden, und an solchen Tagen unthätig bleiben: Ich glaube aber, daß, wer ehrlich durch die Welt, und etwas vor sich bringen will, unter keinem Vorwand seine Berufsgeschäfte dürfe liegen lassen. Wenn ein Selbstmörder auf den Kirchhof begraben wird, so sollen in dem darauf folgenden Jahr die Früchte in der Gegend nicht gut gerathen. Also soll man einen Unglücklichen, den sein hartes Schicksal so

muthlos machte, daß er sich sein Leben gewaltsamer Weise selbst raubt, nachdem er sich vorher betäubt hatte — dahin begraben, wohin man das Vieh scharrt? Martin hänkte sich; ihr erinnert euch, wie viel Mühe ich hatte, daß er ehrlich begraben wurde; und verspürten wir wol Unseegen an unsern Feldfrüchten? Wir thaten eine gewünschte Ernte, und man sahe daraus, wie thörigt jenes einem vernünftigen Menschen so ganz unanständige Vorurtheil ist.

Wenn man am Tage Sylvester * die Maulwurfshügel abträgt; so wirft der Maulwurf selbiges Jahr nicht mehr, denkt mancher: Ich denke, der Maulwurf wird nicht aufhören, zu wühlen, (denn damit sucht er seine Nahrung) wenn man ihm auch seine Hügel wegträgt, und sich daran nicht kehren, daß es am Sylvestertag geschah. Man fange die Maulwürfe, und versichre sich durch ihren Tod, daß sie den Gärten und Wiesen künftig keinen Schaden thun können. Wenn man am Tiburcii- oder Abdonstag die Dornen, Disteln, Schilf und anderes Unkraut aushackt, sollen sie nicht wieder wachsen. Wenn man nur recht viel solche Tage im Jahr hätte, von denen man glaubte, daß das Unkraut nicht wieder wachse, wenn es an denselben ausgehackt werde; dann würde es bald vermin-

* Dem letzten Tag im Jahr.

dert werden, folglich den herrigen Schaden nicht mehr thun können.

Schreibt man am Tage Nicasii * früh Morgens stillschweigend an alle Thüren des Hauses! Heute ist Nicasii tag; so werden dadurch die Mäuse vertrieben. Das wäre freilich ein wohlfeiles Mittel; — aber wer kann glauben, daß es helfe? Die Pfeifer und Raupen zu vertreiben, nimm neun Stück Raupen von jeder Ecke, und hänge sie in den Rauch; — so sind ihrer 36 vertrieben. Am Petri Tage den Hüznern die Nester gemacht, bringt viel Eier, glaubt mancher- aber wer könnte so etwas glauben? denn wo ist zwischen dem St. Peter und dem Eierlegen der Hüner ein Zusammenhang?

Die Weinreben sollen am besten gedeihen, wenn sie dann eingelegt werden, wenn im Calender das Zeichen der Jungfrau steht. Nein, von Gott müssen wir den Seegen bei allem erwarten. Von ihm kommt Witterung und Gedeihen. In der Nacht auf den Neujahrstag umwinden viele ihre Obstbäume mit einem Strohseil. Einige sprechen dabei kein Wort andere sagen eine Seegensformel dabei her, oder stecken in das Seil einen kupfernen Pfennig, damit die Obstbäume in dem künftigen Sommer desto reichlicher Früchte tragen. Gott ist es, der alles mit Weisheit und Güte ordnet, und von dem die grössere oder geringere Fruchtbarkeit der Bäume abhängt. Wer sich an ihn wendet, der wählt den rechten Weg. Wer aber leblose Creaturen, dergleichen die Bäume sind, anredet, und ihnen gleichsam ein Opfer bringt, der begeht eine Art von Abgötterei, und giebt die Ehre nicht, dem sie gebührt. Oder könnte man glauben, daß Gott durch solche Alfanzerei bewogen werde, den gewöhnlichen Lauf der Dinge und die Natur der Bäume zu ändern, und sie vor andern fruchtbar mache? Ist es nicht weit sicherer einen Baum zu umgraben und zu düngen, um diese Absicht zu erreichen? Ist denn der Neujahrstag ein anderer, als die übrigen? Menschen haben die Ordnung gemacht, den Jahresanfang vom ersten Januar zu

* Fällt nach dem dritten Advent.

rechnen *. Da dieß aber eine von Menschen willkührlich abhangende Sache ist; so kann sie in der Natur der Dinge keine Veränderungen hervorbringen, und die Bäume nicht fruchtbar machen. Am Bartholomäitage gehen die Mägde nicht in das Kraut, um Blätter für das Vieh zu holen, weil Bartholomäus an diesem Tag Krauthäupte in das Kraut werfe, den man daher nicht stöhren dürfe. Wie könnte Bartholomäus in allen Ländern die ungeheure Menge Krauthäupte ausstreuen? Wer könnte sich des Lachens enthalten, wenn er so etwas mit zuverlässigen Mienen sagen hört!

Wenn die Obstbäume auf Fastnacht beschnitten werden; so bekommen sie selbiges Jahr keine Raupen, und die Früchte keine Würmer. — Als ob Fastnachten um der Bäume willen einfiel; oder als ob Raupen und Würmer sich an dieses Verfahren kehren würden!

An Fastnachten soll man keine Suppe essen, weil sonst die Nase stets triefe. Wer aber wird sich dadurch hindern lassen, die gute Suppe zu essen, die er vor sich hat? Auf Fastnachten spinne man nicht, es giebt sonst lauter Bratwürste. Flicke nicht, sonst werden den Hünern die Löcher zugeflickt. Laß deine Hausfrau oder Magd auf dem Tisch tanzen und rücklings herunter springen; so bekommst du langen Flachs — wenn er lang wächst.

Wenn du Lein säest, so nimm einen langen Sack dazu, laß den Saamen recht lang in den Sack hineinlaufen, ziehe ihn wieder recht lang heraus; so wird der Flachs auch lang; — wenn der Saame gut, und das Wetter darnach ist.

Wenn es am Urbanstag regnet, sagen einige; so geräth der Wein gut: Ist der Tag heiter; so kann man einer guten Traubenernte entgegen sehen. Manchem ist diese hoch zu stehen gekommen; denn wer darnach den Ein- oder Verkauf des Weins bestimmt, der kann gewaltig betrogen werden. Ein

* Am ersten Januar hat der Heiland, nach wahrscheinlicher Berechnung, in der Beschneidung zuerst sein Blut vergossen; daher die Christen mit demselben das neue Jahr anfangen. Ehedem fieng sich das neue Jahr den 21 März an, wo wir jetzt den Frühling anfangen.

guter Landwirth wird sich zwar so weit nicht vergessen, daß er Weinsorten in den Keller legen, Besuche abwarten, und mit den Gästen wacker zechen sollte; denn dabei würde er gewiß zurückkommen, das gehört nur für die reichen Städter: Ich sage euch das blos zur Warnung, damit ihr euch aus Irrthum nicht selbst betrüget; und man kann nicht wissen, wie ihr in eurem künftigen Leben Gelegenheit dazu finden könntet. Der Amtmann in D. kaufte einem Weinkärner sein letztes Faß ziemlich theuer ab: Der Gutsherr hörte es kaum, als er dem Amtmann ansehnlichen Profit anbot; und erhielt mit Mühe nur die Hälfte. — Es hatte am Urbanstag geregnet; die Weinernte aber fiel ergiebig aus, und sie sahen sich betrogen.

Wie vielerlei sonderbare Meinungen hat man von der Johannisnacht! Den Tag vor Johannis hängt man in Sachsen eine aus Klapprosen, Kornblumen, Ritterspornꝛc. gemachte Krone in die freie Luft, davon die Blumen, wenn die Krone 9 Tage gehangen hat, gutes Ratten- und Mäusepulver seyn sollen. Diese Eigenschaft sollen auch die Aehren aus den Erntekränzen äussern, nachdem sie ein Jahr gehangen haben. Einige glauben, daß wenn sie am genannten Tage zwischen elf und zwölf Uhr an der Wurzel einer kleinen Pflanze, welche sie Johanniskraut nennen, schneiden, das Blut des Täufers Johannes in kleinen Körnern sich zeige, und daß solches gleich nach 12 Uhr wieder unsichtbar werde. Mir scheint es, ich mögte sagen, einfältig, zu glauben, daß Gott alle Jahr an diesem Tage ein Wunder thun, und das Blut des vor so langen Zeiten enthaupteten heiligen Mannes fliessen lassen sollte; besonders da man, wenn ich mich recht erinnere, nicht gewiß weiß, an welchem Tag er enthauptet ist. Die an der Wurzel dieses Krauts befindlichen Körner, welche die Eier von einem gewissen Insect sind, welches sie, wie ich sicher bemerkt habe, im Monat Junius daran legt, geben, wenn man sie zerquetscht, einen rothen Saft, den man aber nicht nur am Johannistage, sondern im gedachten ganzen Monat hier findet; daher er um so weniger für das Blut des Johannes gehalten werden kann.

An dem Johannistag früh holen unsre G . . auer stillschweigend fliessend Wasser, bewahren es sorgfältig auf, und glauben, es halte sich das ganze Jahr frisch. Ich habe solch Wasser nie gesehen, das ein ganzes Jahr wär aufbehalten worden. Man begnügt sich gewöhnlich damit, es einige Zeit aufzubewahren, sonst würde es wol wie jedes andre stinkend werden. Soll etwa in der Johannisnacht die Luft dem Wasser diese sonderbare Eigenschaft mittheilen; oder das stillschweigende Schöpfen dazu beitragen? Mir scheint das eine so sonderbar als das andere.

Wenn der schwarze Johannisbeerstrauch unter gewissen Ceremonien ausgegraben wird; so glauben einige, daß die Beeren dieser Staude Kraft bekämen, die Gicht zu vertreiben, sobald die kranke Personn davon esse. Zu dem Ende holt am Abend vor dem Johannistag eine Frauensperson von dem Gärtner einen solchen Strauch. In der darauf folgenden Nacht um 12 Uhr zieht sie sich ganz nackend aus, nimt den Strauch, und geht damit in den Garten. Hier gräbt sie ein Loch, und setzt, indem sie gewisse Worte spricht, den Strauch hinein; und dadurch sollen die Beeren dieser Staude Kraft bekommen, denen, die sie essen, die Gicht zu heilen. Aber ich denke: Schwarze Johannisberen bleiben schwarze Johannisbeeren, man mag die Staude um Mitternacht vor dem Johannistag pflanzen, oder zu einer andern Zeit; man mag dabei mutternackend seyn, oder Kleider anhaben, dabei sprechen oder nicht. Ich habe in meinem ganzen Leben auch keinen gesehen, der durch das Essen schwarzer Johannisbeeren von der Gicht wär befreiet worden; denn die Einbildungskraft, die sonst wohl leichtere Krankheiten heilen mag, ist doch nicht kräftig genug, die Gicht zu vertreiben.

Wenn es am Johannistag regnet, sollen die Nüsse nicht gut gerathen. Der sonst alles befruchtende Regen kann, wenn er am Johannistag fällt, unmöglich die Ursach davon seyn, wenn die Nüsse misrathen, das hat die Erfahrung allzuoft gelehrt. Die Bauern wälzen sich am Johannistag wol in den Zwiebelbeeten herum, um dadurch zu verursachen,

daß sie groß wachsen. Es ist wahr, daß, wenn um diese Zeit das Kraut der Zwiebeln zertreten wird, die Zwiebeln grösser werden, weil dann die Fruchtbarkeit nicht in das Kraut steigt; sondern in ihnen selbst zurück bleibt. Daß das Zerknicken aber am Johannistag, und dazu durch Umwälzen auf den Beeten geschehen müsse; wer könnte das sagen?

Am Johannistage soll man nichts grünes von der Erde aufheben, auch an Blumen nicht riechen, um nicht den Leichwurm zu bekommen, der alsdann schwärmen soll. Dort sucht man das Leben zu fristen und den Tod zu verscheuchen; hier fürchtet man ihn auf eine abentheuerliche Art. Denn was ist der Leichwurm, wer hat ihn gesehen, wem hat er das Leben genommen, und warum sollte er gerade am Johannistag schwärmen, dem das Leben zu nehmen, der etwas grünes aufnimt, oder auch nur an eine Blume riecht?

Je zuweilen stoßt man auf Meinungen, die an sich zwar unrichtig, aber doch nützlich sind, und ich schliesse daraus, daß man auch Vorurtheile (wenn man sie anders nicht ausrotten oder berichtigen könnte) zu etwas nützlichem gebrauchen müsse: Ob es wol, im ganzen genommen, nicht gut seyn, und am Ende doch schädliche Folgen haben mag, wenn man den Unwissenden täuscht; sollte es auch in der Absicht geschehen, ihn da-

durch zu etwas gutem zu bewegen. Wenigstens wird es weit besser seyn, wenn man eben diese Absicht so erreichen kann, daß keiner dabei hintergangen wird. Es ist eine gemeine Bauerregel, daß das Federvieh viel Eier lege und glücklich ausbrüte, wenn man zur Fastnachtszeit die Ställe säubert. Die träge Magd würde zur kalten Fastnachtszeit von dem warmen Ofen weggelermt werden müssen, den Stall zu reinigen, wenn diese Regel sie nicht in Bewegung setzte. Aber das Federvieh liebt zu allen Zeiten einen reinlichen Stall; denn wie bekannt, vermehrt sich sonst bei entstehender wärmern Witterung das Ungeziefer in demselben, von dem das Vieh geplagt, abgemattet und ausser Stand gesetzt wird, dem Eigenthümer den erwarteten Nutzen zu verschaffen. Uiber dieß ist um diese Zeit die Düngung in den Gärten und auf Wiesen noch am vortheilhaftesten, weil die Winterfeuchtigkeit den Dünger zu besserer Wirkung bringt und das Gesinde zu dieser Arbeit noch die beste Zeit hat.

Einige halten die Mittwoch, andere den Donnerstag, andre den Freitag zu Unternehmungen für unglücklich; und ich glaube, daß kein Tag in der Woche ist, der nicht in verschiedenen Gegenden und Orten dafür gehalten wird. Nachlässikeit und Faulheit ist davon die Ursach. Ihr meine Kinder werdet keinen Tag vorüber gehen lassen, daß ihr mit euren Händen nicht etwas gutes schaftet. Die Ferken pflegt man an Fleischtagen abzusetzen. Am Mittwoch gebohrne Kälber sollen von der besten Art seyn, man soll sie im Stall beibehalten; aber die am Valentinstage geworfene sollen nicht zur Zucht dienen. An diesem Tage soll man auch keine Henne zum Brüten auffsetzen. Natürlich! weil es da noch kalt ist. Am Mittewoch soll man kein Kalb abbinden, nicht ein- und ausziehen, soll keine Magd in oder ausser Dienst gehen. Am Freitage soll man kein Kind baden, allen Wein und Essig füllen. — Mögen andere sich mit solchen Meinungen quälen, darüber ihre Pflichten vergessen und durch eigne Schuld endlich Schaden leiden: Ihr sollt euch ihnen nicht gleich machen! Am Freitag ein neugewaschenes Hemde

angezogen, dienet für das Grimmen! Gut, wer es dadurch vertreiben kann!

Hie und da habe ich wol gehört, hält man den Tag der unschuldigen Kinder für unglücklich, widmet man die Tage der heiligen Agnes, des Valentins und Marcus den Liebessachen, und glaubt, das, was man in dieser Rücksicht angenannten Tagen vornehme, sey von besonders glücklichem Erfolg. Was doch die Menschen von je für sonderbare Einfälle hatten!

Am Himmelfahrtstage wollen die Weiber nicht nähen, weil sie glauben, wer das genähete trage, sey bei einem Gewitter in besondrer Gefahr. Wieder eine Entschuldigung für Unordentliche. Daß das Gewitter nach den Metallen ziehe und darnach schlage, habe ich gehört; aber wer könnte glauben, daß es auch nach dem hinschlage, was am Himmelsfahrtstage genähet ist.

Viele essen am grünen Donnerstag Prezeln, um in dem Jahr vor dem kalten Fieber sicher zu seyn. Es ist bekant, daß in Sachsen die sogenannten Fastnachtsprezeln am grünen Donnerstag zum leztenmal gebacken werden. Um nun die Leute zum Essen der letzten frischen Prezeln aufzumuntern, fabelte man das, und mancher ist thörigt genug, es zu glauben,

Am Frohnleichnamstag eine blaue Kornblume mit der Wurzel ausgerauft, soll das Bluten der Nase stillen, wenn man sie in der holen Hand so lange an dieselbe hält, bis sie erwärmt ist. Wenn auch die genannte Wurzel Kraft hätte, Nasenbluten zu stillen; so würde es doch nicht nöthig seyn, sie gerade am Frohnleichnamstage auszugraben. Es ist dieß eben so sonderbar, als wenn man sagt: Wer an Petri Kettenfeiertag Mohnköpfe abschneidet, aus deren Saamen Oehl preßt und es einnimt, der schläft gut darnach; denn der Mohn hat an sich die Eigenschaft, den Schlaf zu befördern, wenn er auch nicht an einem besondern Tag abgeschnitten wird. Den Kappsaamen soll man nicht des Abends säen; es mögten sonst lauter weisse Rüben aufgehen.

Wenn am Lichtmeß- oder Mariä Reinigungstag die Sonne scheint; so sagen die Schäfer, sie wollten lieber den

Wolf in ihren Höfen sehen, als die Sonne. Die Weiber verlangen Sonnenschein, weil, wie sie glauben, der Flachs gerathe, wenn sie an diesem Tage tanzen. Kommt die Wirkung zum bessern Flachswachsen vom Sonnenschein, wozu braucht man zu tanzen? Kommt sie aber vom Tanzen, warum wünscht man den Sonnenschein so sehnlich? Man hat den Sonnenschein am genannten Tag oft zum Vorwand genommen, den Tag zu durchschwärmen. Ich gestattete das nie, und ließ meinen Leuten lieber zu einer andern Zeit einige Freiheit, um sie in dergleichen Vorurtheilen nicht zu bestärken. Oft hatte ich das Vergnügen, den schönsten Flachs vorzuzeigen, wenn es gleich am Lichtmeßtag geregnet hatte.

Wer Lein säet, soll dem Säemann ein Trinkgeld geben, weil sonst der Flachs verdirbt. Wer mag es glauben, das ein Trinkgeld, dem Säemann gegeben, den Flachs könne besser wachsend machen? Wer merkt es nicht, daß die Säeleute selbst die Erfinder dieser Meinung sind, bei welchen eine kleine Belohnung zur genauern und bessern Verrichtung der Arbeiten immer viel thut? Wer sich die Liebe der Dienstboten gern erwirbt, nicht unbillig gegen sie verfährt, der wird nicht nöthig haben, durch besondere Belohnungen sie zur Erfüllung ihrer Pflichten zu treiben.

Wenn es am Medardi oder am Johannistag, oder am Mariä Heimsuchung regnet, soll es vierzig Tage, und wenns am Siebenschläfer * regnet, sieben Wochen hinter einander regnen. Es kann seyn, daß um diese Zeit die vom Winter in der Luft zurückgebliebenen Feuchtigkeiten im Regen herunterfallen; aber es widerspricht aller Erfahrung, und es würde sehr thörigt seyn, etwas zu glauben, das man schon so oft unwahr gefunden hat.

Der Winter hat vertragen, es wird nicht kalt, sagt das Volk, wenn er sich früher als gewöhnlich zeigt; es ist aber auch wider die Erfahrung.

Man glaubt, die Leute, die an den Thürmen und am Wasser arbeiten, können das Wetter beschreien, daß es nicht regne,

* Zu Ende des Juni.

bis sie mit ihrer Arbeit fertig wären. Das können sie nicht; aber sie wählen zu solcher Arbeit eine Zeit, wo beständige Witterung zu vermuthen ist. Und wie oft sieht man nicht, daß dergleichen Arbeiten durch Regen und Unwetter unterbrochen werden? Es ist fast kein Stand, der nicht von seinen Beschäftigungen besondere Meinungen hätte. Die Förster glauben, bei der Holzsaat müsse man auf das Calenderzeichen sehen. — Richtet sich denn der Saame, der noch in den Zapfen ist, bei dem Ausfallen nach den Calenderzeichen? Zum Bausamensäen wird eine glückliche Hand erfordert. — Die Hand ist unglücklich, wenn der Kopf dumm denkt. Das Holz, welches in den Hundstagen gefället wird, brennt nicht. — Aber nicht darum, weil es gerade in den Hundstagen gefällt wird; sondern weil zu der Zeit die Bäume ihren höchstflüssigen Saft verliehren, folglich ihr Holz bei der Feuerung die erwartete Wirkung nicht giebt. Das Eschenholz curirt alle offne und andere Schäden, wenn es am Johannistag oder Charfreytag, Morgens vor Aufgang der Sonne stillschweigend geschnitten wird. Wer hat das erfahren? — Der Eichmistel heilt die fallende Krankheit, und ist bei Menschen und Vieh sehr heilsam. — Der Mistel entsteht aus dem stockenden Saft des Eichbaums, wie könnte er besondere Kräfte zu heilen haben.

Ich kenne die Bereitwilligkeit, meine Kinder, mit welcher ihr meinem Rath bisher folgtet, und zweifle nicht, daß ihr auch nach meinem Hingang die Lehren und Warnungen hören werdet, die ich euch hier geschrieben habe. Ihr gehört nicht unter die, welche nur durch eignen Schaden klug werden, und ich kann daher die Ermunterungen übergehen, die euch zur Befolgung dessen, was ich gesagt habe, bewegen sollten. Doch kann ich die Feder nicht niederlegen, ohne euch noch folgenden Aufsatz zu geben, den ihr als einen Auszug von Unterredungen ansehen könnt, die ich mit dem verstorbenen Pfarrer zuweilen hatte; und ich überschreibe ihn:

Bewährte Witterungsregeln.

Der Calender ist das Buch nicht, das man um Veränderung des Wetters, oder um sonst etwas rathfragen könn-

te. Man gebe acht, wie unwahr er redet, und wie wenig seine Prophezeihungen eintreffen.

Mancher ist thörigt genug, zu glauben, das Wetter sey beschrieen, wenn es so nicht eintrifft, wie sein Calender sagt. Die Veränderung der Witterung muß Ursachen haben, die aber nicht in dem Lauf der Gestirne, und in deren Stellung gegen einandre zu suchen sind. Indeß giebt es doch einige Anzeigen, woraus Wetterveränderungen ersehen werden können.

Morgenroth, Abend Roth: Wenn es aber Abends eine Röthe hat, so ists Morgen schön. Wenn man am Himmel eine Röthe wahrnimt, so ist das ein Zeichen, daß der Luftreis mit vielen Dünsten angefüllt ist, und man kann daher Regen oder eine andere Wetterveränderung vermuthen. Des Nachts werden sie durch die Kälte gedrückt, fliessen zusammen, und werden schwerer, und fallen in Tropfen herunter: Daher kann man auf den folgenden Tag klar Wetter vermuthen, weil nun die Luft von Dünsten gereinigt ist. Hieraus sieht man, warum aus Abendroth und Thau schön Wetter prophezeihet werden kann. Sieht man Morgenroth, so verdünnt und zerstreut die Sonne durch ihre Hitze die Dünste, welches verursacht, daß sie einen grössern Raum einnehmen: Dadurch wird das Gleichgewicht der Luft gehoben, und es entsteht Wind; dieser treibt die wässrigten Dünste zusammen, daß sie in Tropfen fliessen, und es entsteht Regen. Oft aber treiben die Winde die Wolken aus unsrer Gegend, und es regnet nicht, wenn man es gleich vermuthen konnte. Ein andermal bringen sie aus entfernten Gegenden Regenwolken herbei; so daß das Wetter ohne vorherige Anzeigen sich verändert.

Die Sonne zieht Wasser: Es wird bald regnen. So sagen die Leute, wenn sie dunkle Streifen in der Luft sehen, die wie Piramiden, oben von den Wolken her schmal und gegen die Erde herunter breiter werden. Die Sonne zieht auf die Art, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, kein Wasser. Man glaubt nemlich sie habe die Kraft, besonders aus dem

Meer das Wasser an sich zu ziehen, welches denn im Regen wieder herunterfalle. Nein, das kann die Sonne nicht; aber sie erwärmt das Wasser, da sich denn (wie aus dem Wasser im Topf, unter welchem Feuer brennt) Blasgen losreissen, die, weil sie leichter sind, als die Luft, in die Höhe steigen, sich da in Wolken sammeln, und unter gewissen Umständen zusammenfliessen, die ihrer Schwere wegen herunterfallen. Gewöhnlich sieht man das sogenannte Wasserziehen der Sonne bei ihrem Untergang; welches folgendermassen entsteht: Wenn die Sonne hinter den Dünsten steht, welche von der Erde aufsteigen; so werden diese dadurch sichtbarer. Wenn in einer Stube Rauch, oder viel Staub befindlich ist; so werden diese Dinge sichtbarer, wenn die Sonne hineinscheinen kann. Da nun im obigem Fall die Luft vollwässriger Dünste ist, so ist es wahrscheinlich, daß es bald regnen werde, wenn anders die Dünste durch Winde nicht zerstreut werden.

Der Mond hat einen Hof: Das Wetter wird sich ändern. Die Erscheinung, welche man den Hof des Mondes nennt, entsteht, wenn die Luft mit gefrornen Dünsten angefüllt ist, die vom Winde zwischen dem Mond und unsern Augen gehalten, von diesem erleuchtet, folglich sichtbar gemacht werden. Man kann mit Grund eine Wetterveränderung prophezeihen, die immer zu vermuthen steht, wenn die Luft mit Dünsten angefüllt ist.

Die Sonne geht schön unter: Es wird schön Wetter. Eben das sagt man auch, wenn der Mond hell ist. Sonne und Mond haben nicht immer einerlei Ansehen; es hängt von den in der Luft schwebenden Dünsten ab. Sieht man die Sonne hell und klar; so ist die Luft nicht mit Dünsten angefüllt: Sieht man sie röther, feuriger; so schweben viele Dünste in der Luft, und es ist eine Veränderung des Wetters zu vermuthen, so wie man im ersten Fall glauben kann, daß es beständig seyn werde.

Der St. Georg und St. Marks bringen dem Rebwerk oft noch args. Diese Namen stehen gegen

Ende des Aprils im Calender, um welche Zeit es noch Reif u. s. w. giebt, der dem Rebwerk schadet.

Trockner März, nasser April, kühler Mai, füllt Scheuren und Keller, bringt viel Heu. Wenn die Witterung in genannten Monaten so beschaffen ist; so ist Fruchtbarkeit wahrscheinlich. Denn wenn die Erde im März trocken ist; so läßt sie sich wohl pflügen, und die Saat des Sommergetraides kann gut untergebracht werden. Durch die Nässe des Aprils wird das Keimen und das Aufgehen derselben befördert, und bei der Kühle des Mai's überwächst das Getraide sich nicht. Auch das Heu kann unter diesen Umständen gut gerathen; denn bei grosser Nässe wächst kein gutes Gras, es fängt erst an, recht zu wachsen, wenn der Boden sich gesetzt, und dabei locker und feucht ist. Ist der Mai zu warm; so duftet die Kraft der Pflanzen weg, und es giebt kein gutes Gras. Der Weinstock treibt im April Augen, und schlägt im Mai wirklich aus. Da er aber einen starken Trieb hat und daher viel Nahrung bedarf; so ist ein trockner März, feuchter April und kühler Mai ihm zuträglich; obwol von diesen Monaten allein die Schicksale des Weinstocks nicht abhangen.

Wenn die Reben im Frühling stark laufen, indem sie beschnitten werden; so bekommt man rauh Wetter. Wenn die Reben beim beschneiden viel Saft weglaufen lassen; so zeigt das an, daß es vor dem Schneiden schon warm gewesen, wodurch der Saft in die Rebenstöcke getrieben worden. Bei dieser frühen Jahrszeit hält aber die warme Witterung gewöhnlich nicht an;

denn der April ist nicht so gut,
Er schneiet dem Bauer auf den Hut.

Auch die unvernünftigen Thiere können sichere Anzeigen der Witterung seyn, weil ihre Sinne feiner und stärker sind, als die der Menschen. Sie geben durch ihre Stimmen, die ihnen angenehme oder widrige Empfindung zu erkennen, und zeigen damit die folgende Veränderung des Wetters an. Denn die Anzeigen von der bevorstehenden Wetterveränderung

sind 24 und oft mehrere Stunden vorher da, wie man dieß an den Barometern sehen kann, die diese Veränderungen so lange vorher anzeigen. Daher hält man das häufige Krähen der Hähne zu ungewöhnlicher Zeit, und das Schreien der Eulen für Anzeigen, daß das Wetter sich ändern werde. Weil sich die Vögel in der hellern und dünnern Luft aufhalten, in welcher viele Veränderungen des Wetters ihren Anfang nehmen, ehe sie in den niedrigen Gegenden bemerkbar sind; so können sie durch Bewegungen und Geschrei die Eindrücke, welche das Wetter auf sie macht, zu erkennen geben, und so die kommende Witterung verkündigen. Wenn die Regenwürmer häufig aus der Erde hervorkommen, die Spinnen hervorkriechen, die Bienen nicht aus ihren Stöcken wollen, oder in der Nähe derselben bleiben; wenn die Bremsen, Fliegen, Mücken, Flöhe sehr stechen, die Enten und Wasservögel untertauchen, die Hunde Gras fressen, die Laubfrösche, welche man in einem Glas hat, zu Boden gehn, und das Wasser trübe machen; so sind dieß Anzeigen von einem bevorstehenden Regen. Wenn man saure Milch in einen Topf schüttet, ihn einige Ellen weit vom Feuer auf den Heerd, oder an einen andern warmen Ort setzt; so kann man auch daran die Veränderung der Witterung sehen. Je weisser und fester die geronnene Milch oben stehen bleibt, desto beständiger ist das Wetter, desto weniger Regen ist zu vermuthen. Fängt sie aber an zu sinken, und das Dünne hebt sich; so kommt ohnfehlbar Regen. Je nachdem sich das Dünne über die geronnene Milch viel oder weniger ausdehnt, nachdem kann man das Maas bestimmen, in welchem der Regen fallen wird.

Wenn die Schneegänse fliegen; so ist der Winter nahe. Die wilden Gänse merken die Annährung des Winters, und begeben sich daher aus kleinern Wassern in grössere, die nicht so leicht überfrieren: So wie andere Vögel, wenn sie des Winters Annährung merken, sich aufmachen, und in wärmere Länder fortziehen.

So lange die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange schweigt sie nach Lichtmeß. Wenn es vor Lichtmeß schon warmes

Wetter giebt, wodurch die Lerche zum Gesang aufgemuntert wird; so ist es sehr wahrscheinlich, daß nach dieser Zeit wieder kalte Witterung eintreten, und die Lerche zum schweigen nöthigen werde.

Mehr dergleichen Anzeigen von bevorstehenden Wetterveränderungen weiß ich nicht. Die angeführten sind, wo nicht untrüglich, doch durch manche Erfahrung bewährt. Alle Witterung, Fruchtbarkeit und Gedeihen kommt von dem, der die Welt erschuf, und sie bis jetzt in vortreflicher Ordnung erhält. Es ist thörigt, von Menschen sie zu erwarten, oder ihnen etwas zuzuschreiben, was nur die Allmacht thun kann. Man erzählt: Einst sollten die Bauern dem neuen Pfarrer einige Rechte wieder abtreten, die nach und nach von der Pfarre gekommen waren. Sie sahen wol ein, das sie endlich würden nachgeben müssen, und faßten daher den Entschluß, dem Pastor folgende Bedingung vorzulegen: Er sollte nemlich, wie der selige Vorfahr, Regen oder Sonnenschein, so wie sie es nöthig hätten, durch sein Gebet ihnen verschaffen, und damit sogleich den Anfang machen. Der Prediger verlangte zu wissen, welche Witterung ihnen allen gefällig wär? So groß die Einigkeit war, da man die gemeine Sache behauptete, so sehr wurden jetzt die Gemüther getheilt, da es auf jedes besondern Vortheil ankam. Der eine wollte Regen, der andere Sonnenschein ꝛc. Kurz, man stritt vergebens bis an den lichten Morgen, und bat den Prediger endlich, wegen der Witterung es nur beim alten zu lassen.

Tagsgeschichte eines Abergläubischen.

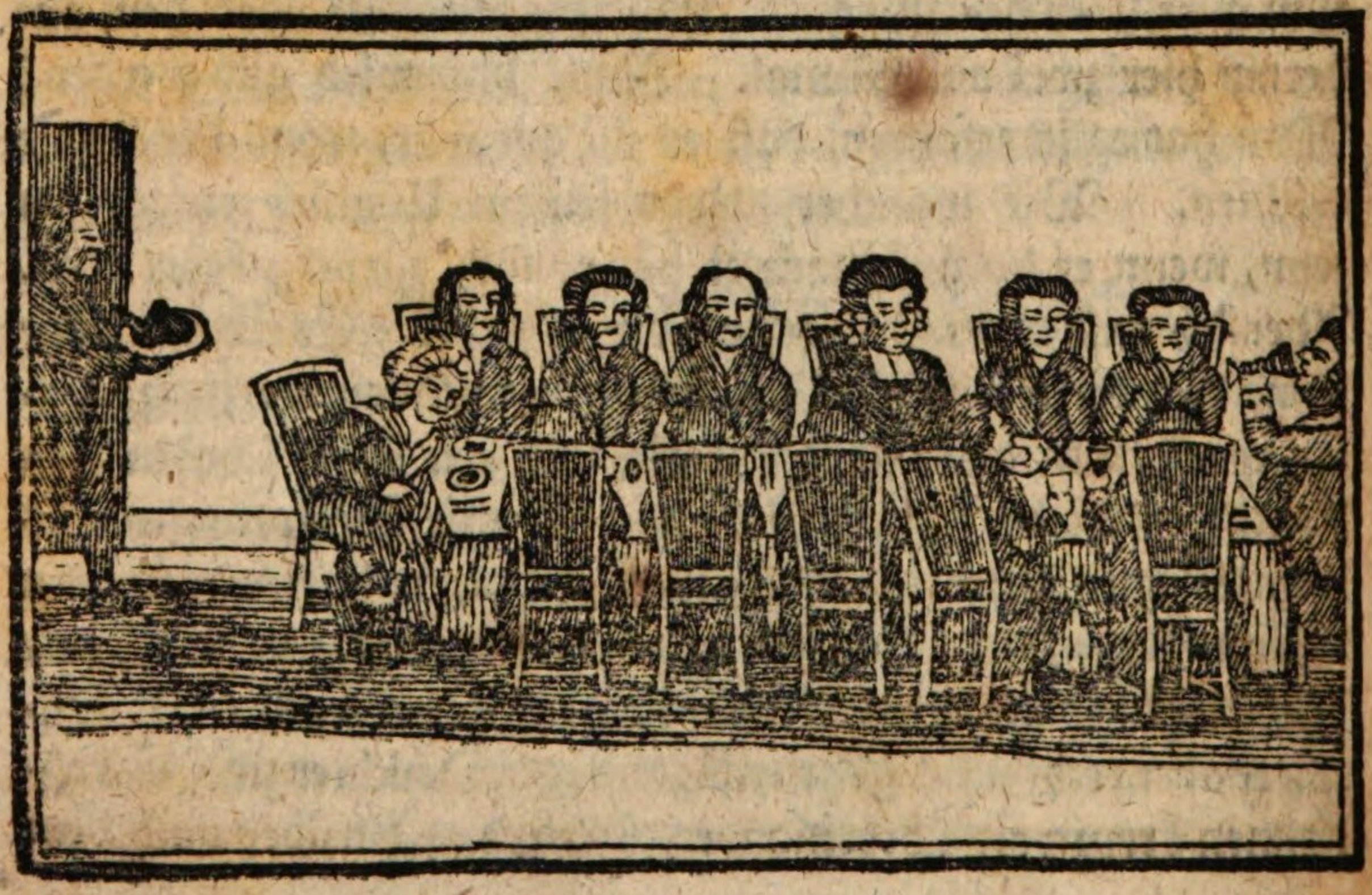
Deuchter war nach G. zum hochtzeitlichen Mahl geladen. Er liebte Mahlzeiten und Lust. Kaum warf die Sonne ihre ersten Strahlen durch sein Fenster; so raffte er sich auf, stattlich sich zu kleiden. Heiter war der Himmel, und der Vögel Gesang erfüllte die Luft. Alles verkündigte einen Freudenvollen Tag. Noch ehe er das Haus verließ, sagte die alte Mutter, die schon vom Spinnrad kam, ihm einen guten Morgen. Wen des Morgens eine alte Frau grüßt, dem

begegnet den Tag über Unglück; aber eine Mutter kann ja kein Unglück bringen, dachte Deuchter, und gieng ohne den Umweg zu machen, den man bei solchen Anzeigen sonst wol zu nehmen pflegt. Es hätte ihm ja auch eine Jungfer begegnen können, ihm Unglück zu verkündigen: Welche Umwege hätte er machen müssen, und wenn würde er an Ort und Stelle gekommen seyn? — Aber, o Himmel, ihm begegnete eine Heerde Schweine, die der Hirt eben zur Weide trieb. Du wirst also in dem Hause nicht willkommen seyn, dachte er, wohin man dich geladen hat, so willkommen wie das Schwein im Judentempel? Aber du bist einmal auf dem Wege; umkehren willst du nicht, und dein Unglück vergrössern. Die Heerde war vorüber, und, in Betrachtungen verlohren, hatte D. nicht bemerkt, daß die Kühe ihm nahe gekommen waren, die der starke Huthmann vor sich daher trieb. Jetzt stand er still, unentschlossen, ob er weiter gehen, oder auf heute ungenossen die Lust vorbei lassen sollte. Kühe bedeuten nie was guts, wem sie begegnen, und man hat ja Beispiele! Aber, o Schicksal, ich will dich ermüden, ich will gehen und sehen, was du über mich verhängt hast!

Sein Weg führte ihn durch einen Wald; er hat ihn noch nicht erreicht, da sprang ein Haase, und hinter her ein Wiesel, ihm quer über den Weg. „Ein Unglücksbote über den andern; hier zwei auf einmal. Nun, das wird gut werden! Man hat es ja erfahren, daß es nie gut war, wenn der Haase erschien. Wie mancher würde seinem Unglück entgangen seyn, wenn er darauf geachtet hätte, und zurückgekehrt wär. Aber ich will das nicht, geh es wie es gehe. Es könnte zwar seyn, daß der Raubvogel da, in dessen Klauen der junge Haase zappelt, den alten aufgeschreckt, und den Wiesel dadurch in Furcht gesetzt hätte, daß sie gerade vor mir überspringen; es könnte seyn: Aber ich will gewiß gehen, will einen andern Weg nehmen, das Unglück abzuwenden, das mir auf heute bevorsteht — die alten Regeln sind nicht zu verachten!“ Damit er aber recht sicher gehen mögte, legte Deuchter zwei Strohhalmen kreuzweis übereinander, und gieng darüber nach dem

andern Ende des Waldes hin; denn er wollte gern ein Zeuge der Freude seyn. Er war nicht lange darin, als ein Fuchs schnell vor ihm vorbei sprang. Ha, Ränke, Ränke, rief er, lauert nur, ich habe manchen — gut, daß ich's weiß. Ich will mich fassen, und kommt nur! Dort läuft ein Wolf, ich fürchte mich nicht, verkündigt er mir doch kein Unglück. Mögen andre vor ihm heiser werden, oder die Stimme verliehren, ich behalte sie, und will den abführen, der mir Schlingen legt. Nun dürft ich nur noch einen Hirsch, oder einen Bär sehen, um alle die guten Zeichen zu haben, die für den Tag Glück anzeigen. Fasse Muth, Deuchter, und laß dich nicht irren! Unter diesen Gedanken war D. durch den Wald, und dem Dorf nahe gekommen, dahin er seinen Stab richtete. Hier begegneten ihm die Schaafe. Wie froh war Deuchter, diese Friedensboten zu sehen. Hier ist Widerspruch, dachte er, was wird überwiegen: Unglück und Ränke; oder Friede und Willkommenseyn. Fasse dich Deuchter, es ist noch nicht alles verlohren, du mußt dich in die Zeit schicken.

Ihm schallten Trompeten entgegen, und laute Freude, da er zum hochzeitlichen Hause kam. Man geberdete sich höflich, scharrte mit den Füssen, und freuete sich, daß Herr Deuchter die Ehre erweisen, und bei dem Gelage wolle gegenwärtig seyn. Der Trauungsbrauch war vollendet, und man setzte sich zu Stuhle



an die wohlgeschmückte Tafel hin; als die Hausfrau den Bedienten einen Wink gab, und man anfing, die Tafel abzudecken. Zugleich erkundigte sie sich, ob die Magd die Eierschalen zerbrochen habe: Denn, setzte sie hinzu, Hexen sollen an der Mahlzeit keinen Theil haben! Sie hatte bemerkt, daß 13 Personen bei Tische wären, von welchen, wie sie glaubte, die eine ohnfehlbar sterben würde, wenn sie mit einander äßen. Eins der Frauenzimmer war darüber so erschrocken, daß sie aufsprang, und aus der Stube laufen wollte. Der dicke Ohmentrink aber bemerkte, daß, da eine schwangere Person gegenwärtig sey, eigentlich 14 bei Tische wären, und es also nichts zu bedeuten habe; sondern vielmehr einer würde gebohren werden. Sie blieb, man lachte, und die vorige Anordnung wurde beibehalten. Ohne diesen Spaß wär nicht nur das Vergnügen der Gesellschaft gestört, sondern vielleicht die Hälfte der anwesenden Frauenzimmer aus — Einbildung krank geworden. Hier fiel ein neuer Fehler ein. Man hatte vergessen, da der Tisch gedeckt wurde, das Brod zuerst darauf zu legen, und in dessen Ermanglung einen Zipfel vom Tischtuch überzuschlagen: Denn man betrachtet das Brod gemeiniglich als etwas heiliges, und hält es für Sünde, wenn man auch nur unversehens ein Stückchen auf die Erde fallen läßt. Man glaubt daher vielleicht auch, daß alles folgende, was noch auf den Tisch soll gesetzt werden, desto gesegneter seyn werde, wenn nur erst das Brod auf demselben liege. Da es aufgetragen war, schnitt O. es zuerst an. Ha, sie haben heut gelogen, rief die Wirthin, und alle lachten laut. Von dem der auffallend lügt, sagt man, er schneide mit dem großen Messer auf; von einem andern, er lüge, daß die Balken brechen mögten. Durch ähnlichen sprichwörtlichen Gebrauch ist auch wohl jene Meinung vom ungleichen Brodschneiden entstanden.

„Frau Gevatterin, hub darauf der Magister zu der Wirthin an, glauben sie es wirklich, daß einer von den 13 stirbt, die an einem Tisch essen? Wenn sie nun diese Gesellschaft in Hälften getheilt hätten; so hätten hier 6, dort 7 gesessen, und von der Zahl 7 glaubt man noch mehr böses als von 13. Es mag freilich Beispiele geben, daß von 13 Gästen einer gestorben ist;

denn darunter pflegt wol ein Schwacher oder Alter zu seyn; würde er aber nicht den Sold der Sterblichkeit haben bezahlen müssen, wenn er auch nicht unter dieser Zahl gewesen wär? Oder lege vielleicht die Unmäßigkeit, welcher er sich diesmal überließ, zu seinem Tod den Grund? Ich war vor einigen Jahren in einer Gesellschaft, wo ich 13 mit einander essen sah; sie leben alle noch, und sind gesund. Die Zahl kann bei Gastmahlen so wenig Wirkung haben, als in andern Fällen. Würde man dadurch nicht Gott, von dem alles, auch der Tod abhängt, seine Macht nehmen wollen, und sie dem Menschen geben? Aber wissen sie denn nicht, sagte hierauf die Wirthin, daß, da der Heiland das Osterlamm aß, 13 bei Tische waren, von denen bald hernach der eine, nemlich Judas, starb? Der Magister erschrack, daß man die Meinung aus der Bibel beweisen wolle; aber er erhohlte sich, und antwortete: Von den 13, welche damals mit einander assen, starb bald darauf auch der Heiland selbst, also zwei. Und hatten diese 13 nicht schon öfters beisammen gegessen? folglich hätte auch vorher schon einer von ihnen sterben müssen, wenn diese Anzahl dieß mit sich brächte. Der reiche Mann aß allein und starb in derselben Nacht — wer allein ißt, der stirbt?"

Alle schwiegen. Ohmentrink nahm das Wort und sagte: „Wir wollen uns darüber die Köpfe nicht zerbrechen; sondern vergnügt seyn, und es uns wohl schmecken lassen." Man war damit zufrieden, und wollte zu Werke gehen.

Deuchler hatte bisher kein Wort geredt, jetzt bemerkt er, daß sein Messer auf dem Rücken gelegen hatte, und das des Magisters die Spitze gegen ihn kehre. Ja, ja, der Tod ruht nicht, dachte er, er will einen von uns haben. Heute ist ein unglücklicher Tag, und so gut der Anfang ist, so schlecht kann das Ende werden; wer weiß, was noch passirt! Man hatte seine Verwirrung gemerkt, und fragte ihn darüber. Er suchte einen Vorwand; denn er fürchtete des Magisters Widerspruch, und da er das Messer noch in den Händen hielt, so legte er es, indem er reden wollte, über die Gabel, daß beide ein Kreuz machten. Die Wirthin bemerkte das, und bat ihn, das Kreuz aus einander zu

legen; weil es aber einmal geschehen sey, ihr eine Messerspitze voll Salz hinzureichen, um das Unglück abzuwenden, was sonst ohnfehlbar darauf erfolgen würde. Deuchter wollte, aber er stieß unvorsichtig das Salzfaß um, und erschrack darüber so, daß sein Löffel auf die Erde fiel. Wenn sie ein Jude wären, sagte Ohmentrink; so dürften sie nun nicht essen. — Sie sind ein unglücklicher Mann, sagte die Wirthin, mir stirbt der Bissen im Munde: Gott bewahre, daß das Unglück nicht über unser Haus komme, was sie mitgebracht haben. Nehmen sie nur das Salz nicht wieder auf; das Unglück würde nur noch größer werden. Deuchter war ausser Fassung, und die übrige Gesellschaft blieb stumm. „Sonderbar, brach endlich der Magister hervor, andre segnen mit der Figur des Kreuzes, wollen damit das Böse ab- und das gute herbei führen: Sie aber, Frau Gevatterin, halten es für einen Unglücksvorboten? Und wie das Umwerfen der Salzdose Unglück bringen könne, das begreif ich nicht.“ „Erinnerst du dich Vaterchen, daß noch demselben Nachmittag, da Andreas das Salz auf den Tisch schüttete, der Taubenschlag einfiel, und den andern Tag die Schecke starb?“ — sagte die Wirthin zum Mann. Der Taubenschlag, erwiederte dieser, wär nicht gefallen, wenn wir ihn unterstützt hätten, und es ist gewiß ohne Zuthun des Salzes geschehen, das A. auf den Tisch warf. Indem bekam das Kind von der Mutter einen Schlag auf die Hand: Es hatte die Gabel in die Höhe gehalten, und vorher schon mit dem Vorderfinger hochgezeigt, wodurch beidemal ein Engel im Himmel erstochen worden. Sie zerriß jetzt das Brustbein von einem Geflügel, worüber ein anwesender junger Mann, der auch von Aberglauben nicht frei war, erblaßte: Sie bemerkte es, und urtheilte, daß er verliebt sey, und dieß für keine gute Anzeige seiner Sache halten müsse. Kaum war dieses geschehen, da sprang ein Glas dicht neben der Wirthin, sie erschrak sehr, aber Ohmentrink sagte, daß er sich dadurch nicht werde irre machen lassen. Jetzt wollte man aufstehen, aber da lag noch ein unangeschnittenes Brodt: „Das darf,“ sagte die Wirthin, „so nicht wieder weggetragen werden: wir würden ja sonst alle hungrig vom Tisch gehen; es muß erst angeschnit-

ten seyn.“ Indem trat ein Fremder herein, und verlangte den Hausvater zu sprechen. „Das ist der Mann, den ich gestern Abend im Lichte sah,“ sagte sie wieder; „und die Katze putzte sich, ich dachte es wol, daß ein Fremder kommen würde: Ja, ja, es schlägt nicht fehl, wenn die Splitter sich an den Dielen lösen; wie seit einiger Zeit bei uns, und die Aelstern so auf dem Hof oder Hause schreien; so kommen immer Fremde. Geh nur und höre, was er will.“ „Er will Getraide handeln, Kind!“ „Das wußt ich vorher,“ antwortete sie, „unsre Lampe hat einige Abende Geld gebrennt.“ „Unsre Lampe brennt oft Geld,“ sagte Ohmentrink, „und wir kriegen nichts.“ So begann das Gespräch allmählig lauter zu werden. Deuchter erzählte, was ihm heute abentheuerliches begegnet wär. Man sprach von Ahndungen, und unvermerkt gieng man zu Gespenstern über. Jeder hatte einen dahin einschlagenden Vorrath von Geschichten, mit deren Erzählung er sich hervordrängte, und der Abend floß geschwinder hinüber, als man geglaubt hatte. Der Magister rauchte sein Pfeifchen, ohne ein Wort zu sagen. Deuchter trauete sich nicht allein zu Hause, und sagte, da er glücklich angekommen war, daß er in seinem Leben an diesen Tag denken wolle.

Der Aberglaube ist überall. Er quält nicht nur den einsiedlerischen Menschenfeind; er drängt sich auch in den Freundeskreis, und erfüllt alles mit Misvergnügen und Angst. Dem Abergläubischen lacht der Himmel vergebens, ihm tönt dumpf der Vögelgesang in das Furchtgewöhnte Ohr. Der lächerliche Haase verkümmert ihn den vortreflichsten Lebenstag. Er merkt darauf nicht, daß das ihm begegnende zufällig und gewöhnlich sey. Der Hirt, den der frühe Morgen zu seiner Pflicht rief, treibt die Heerde zur Weide, ihm Unglück zu verkündigen. Die Erscheinung eines Schweins oder einer Kuh stimmt seine Vorsätze um, er unterläßt, was er längst zu thun vorhatte, und wird mit Unruhe erfüllt. Nur halb genießt er das Vergnügen, das die Vorsehung gütig ihm bestimmte. Das Schicksal mag ihm hold lächeln, ihm scheint es ungünstig; er fürchtet das schlimmste. Für ihn haben die Schönheiten der Natur keine Reize; alles

ist ihm schrecklich. Ein sumsendes Insect, ein rauschendes Blatt ziehen seine Aufmerksamkeit mehr an, als der Baum, der in seiner Blütenpracht dasteht. Vergebens duftet er ihm seine Wohlgerüche entgegen. Die Sagen alter Männer und Frauen, und ihre furchtbaren Erzählungen von dem, was sie einst erfuhren, sahen und hörten, gelten ihm mehr, als des Vernünftigen Belehrungen, und seine eigne Vernunft. Vergebens drängt diese sich unter den traurigen Ahndungsgedanken hervor, ihm der Dinge Ursach zu zeigen: Er drückt sie nieder, und glaubt, was er immer glaubte, und was vor ihm andre (kluge Leute?) geglaubt haben. Auch der Anschein des Glücks, vermag die Trauer nicht zu verbannen, welche die Seele deckt. Das Freudengetümmel rührt ihn nicht. Hinter allem ist etwas verborgen, wofür man sich hüten muß. Freundschaft rührt ihn wenig! Wer könnte der Welt trauen: Uiberall umschweben ihn die schrecklichsten Bilder, die der Aberglaube schuf. Er beklagt die Ungläubigen, die auf Vorbedeutungen nicht achten, daß sie ihrem Unglück entgegen laufen; er aber will sich hüten! Man muß ein wenig Mühe nicht achten, demselben auszuweichen. Wenn denn aber auch da List und Ränke ihm verkündigt werden: Nun da muß man sich fassen, und die Rathschläge des Schicksals abwarten.

Thörigtes Volk, das durch eigne Schuld unglücklich ist! Warum sucht ihr die Wege der Vorsehung zu entdecken, die vor euren Augen so tief im Dunkel liegen? — Mitten in dem Freudengenuß erscheint dem Abergläubischen das schrecklichste, der Tod. Erinnern ihn etwa Alter und Schwachheiten so kräftig an das unvermeidliche Geschick, daß ihm die Hand sinkt, da er den ersten Bissen zum hungrigen Munde führt? nein, er hatte die Personen am Tische gezählt, und zu seinem Entsetzen bemerkt, daß die Todtenzahl herauskomme. Unter der Gesellschaft sitzt ein ohnmächtiger Greis, der seines Lebens keinen Augenblick sicher ist, und den man mehrmahls schon todt sagte. Aber die Alten müssen, die Jungen können sterben; wer weiß welchen der Todt zuerst würgt? die Einbildung und die daher entstehende Erwartung des Uibels schwächt des Abergläubi-

schen Kräfte nach und nach, er ist daher oft krank. Er untergräbt seine Gesundheit, und eilt dem Grabe früher zu. Er genießt das gegenwärtige Gute nicht, weil er das künftige, wiewol ungewisse und eingebildete Uibel im voraus fürchtet.

Graf der Wunderarzt.

Unter der Garnison in Calbe befand sich ein gemeiner Soldat, Nahmens Graf, der sich für einen Exjesuiten ausgab, und alle 7 Jahr einmal 3 Monate die Gabe zu besitzen, andern weiß machte, alle menschliche Gebrechen heilen zu können. Dieser Wundermann kam zwar eigentlich als Soldat dahin: Aber ein Gestirn hatte ihn, wie er sagte, bei seiner Ankunft belehrt, daß Calbe der Ort sey, wo er sein Talent würde geltend machen können; und darin hat ihn auch sein Gestirn nicht betrogen. Er war kaum einige Tage da, als sich der Geruch seiner Wunderkraft so sehr verbreitete, daß nicht blos aus Calbe, sondern aus allen umliegenden Gegenden, aus dem Magdeburgischen, Anhaltischen ꝛc. herbeieilte, was einen Fehl hatte; um sich durch sein Zaubergebet und sein Geschmier heilen zu lassen. Täglich sahe man hunderte zu Fuß und in Wagen hieher wallfahrten, und vor seinem Quartier konnte man den Inbegrif alles menschlichen Elends finden. Anfangs bestand die Kundschaft dieses Charlatans nur aus armen und gemeinen Leuten: Aber er wußte seine Rolle so geschickt zu spielen, daß das Gerücht seiner Wunderkraft noch durch seine Uneigennützigkeit erhöht wurde. Er nahm theils gar nichts, theils sehr wenig für seine Kuren, etwa 15, 17, 19, Pfennige; nur immer eine ungerade Zahl. Hierdurch, und durch sein Geheimnisvolles Murmeln zog er den Aberglauben in sein Interesse, sprach, wo er es dienlich fand, von Hexerei und Geistererscheinungen, befahl denen, die zu ihm kamen die Bandagen, Bruchbänder u. dgl. abzulegen, und öffentlich unterm Arm nach Hause zu tragen, oder die Krücken, womit sie gekommen waren, wegzuwerfen und sich leiten zu lassen: Kurz er gebrauchte alles, was den Pöbel blenden konnte, und erreichte seinen Zweck. Man schrie Wunder über Wunder: Der Pöbel betrachtete ihn, als einen Gesandten des

Himmels; Geheimnissüchtige witterten Arcana und Sympathie, und nur wenige Vernünftige, worunter mancher brave Tuchmacher und Schuster in Calbe war, sagten: „Es ist Betrug und Geldschneiderei!“ Allein die Stimme der Vernünftigen wurde, wie gewöhnlich, durch den grossen Haufen überschrien. Die Zahl der Hülfsbedürftigen vermehrte sich, und ob gleich kein einziger auftreten konnte, der da hätte sagen können, daß er von ihm sey geheilt worden; so fingen doch allmählich solche Leute an, seine Anhänger zu werden, die es übel nehmen würden, wenn man sie zum Pöbel rechnen wollte. Ein Pr. empfahl sogar den Wundermann in Gesellschaften, rühmte seine Einsichten (obgleich alle Officiere, und auch andre, die ihn kannten, versicherten, daß er ein äusserst unwissender Mensch sey) und erlaubte dem Charlatan, Personen, die sich schämten, in seine schmutzige Herberge zu gehen, in seinem Hause zu curiren. Als sich nun der Wunderdocter (so hieß er allgemein) erhoben sah, änderte er auch seine Uneigennützigkeit, und ließ sich jetzt räsonabel bezahlen. Seine Vorgesetzten betrachteten den Wunderkram vermuthlich als eine Art von Industrie, durch die sich viel Soldaten einen Nebenverdienst machen, und, um Schaden zu verhüten, wurde ihm ein Feldscheer zugeordnet, der bei seinen Operationen gegenwärtig seyn sollte. Dieser sagte, aus unbegreiflichen Gründen: Der Mensch gebrauche nur ganz einfache Mittel, die aber in seinen Händen eine ausserordentliche Kraft äusserten. Das vorzüglichste Mittel, dessen er sich bediente, war Kampferspiritus, obgleich Graf dieses nicht gestehen wollte: Und ob er gleich mehrere Flaschen in der Tasche führte; so war doch in den meisten einerlei. Damit wollte er Blinde sehend, Verwachsene gerade, steife Finger und Knie gelenkig machen; das Podagra und Leberflecken vertreiben, Kröpfe, Brüche, Krebsschäden, kurz, alle menschlichen Gebrechen, von Grundaus heilen. Er berief sich, besonders in der Wahl der Arzneien, darin er aber ein grosser Ignorant war, auf einen ihm helfenden Geist, und forderte einst, auf dessen Eingebung, in der Apotheke für 6 Pf. Allerlei und für 6 Pf. Nacketei. Und als ihn der Apotheker ver-

sicherte, daß er solchen Quark nicht führe; so zeigte er auf Antrieb seines Hülfsgeistes auf ein paar Gefässe hin, ohne jedoch zu wissen, ob Pulver oder Tropfen darin wären. Man gab ihm diese so unschädlichen Sachen, schlug ihm aber ein starke Quantität gummi guttae ab. Seine übrigen Talente, als Geister zu bannen, zu wahrsagen, fest zu machen, und Schätze zu graben, hatte er bis dahin noch nicht zeigen können: Aber in Minden soll er mit letzterm manchen betrogen haben. Uibrigens war die Sprache dieses Tausendkünstlers abgebrochen und sein Betragen bäurisch grob. Als man anfing, sein Verfahren zu untersuchen, behaupteten einige, es gereiche der Stadt und dem König zum Nachtheil, wenn man dem Wunderthäter seine Kundschaft verderbe, weil doch seit Grafs Daseyn einige Gebräude Bier mehr verzehret, und ein ansehnliches Plus eingekommen wär. Ein Glück, daß Leute, welche Menschenleben mit einem Bierbrauen in Vergleichung setzen können, keine Stimme hatten. Graf war wegen, eines wahrscheinlich durch ihn beförderten Abortus, in Inquisition; und ob er gleich des beschuldigten Verbrechens nicht überwiesen werden konnte; so legte er doch solche Beweise der gröbsten Unwissenheit, Einfalt und Unverschämtheit ab, daß sie bekant zu werden verdienen; weil sie das Urtheil der Vernünftigen über ihn bestätigen, und den Aberglauben beschämen. Graf erzählte: Er sey der Sohn eines Kriegs-Geheimde-Raths aus Bamberg, der bei seinem Tode ein Vermögen von 500,000 Gulden hinterlassen habe. Er sey nicht allein von seinem 12ten Jahre an, in einem Jesuiterkloster in Wirzburg erzogen; sondern auch selbst in diesen Orden getreten. Er habe hier alle Grade der Priesterweihe und die Tonsur erhalten, und man könne den Fleck noch sehen, wo ihm dieselbe eingebrannt worden. Hierbei zeigte er seinen kahlen Scheitel, den aber die Natur tonsirt hatte. Nach aufgehobenem Orden habe er sich zu Hause aufgehalten, wo er einen seiner Brüder, der ihn wegen seines geistlichen Standes geneckt, auf göttliche Eingebung erstochen; weswegen er geflohen und sich in Regensburg habe anwerben lassen. Diese Lüge, wodurch er sich beim Pöbel (der so wenig nachdenkt, daß er einem Betrüger wider

alle gesunde Begrife glaubt, Gott könne Brudermord eingeben) in Ansehen gesetzt hatte, brachte ihn nun in nicht geringe Verlegenheit: Denn, als man drohete, daß er als Mörder behandelt und ausgeliefert werden müßte, stimmte er den Ton um, und sagte: Er wisse nicht, ob sein Bruder wirklich gestorben; aber er glaube es doch, weil man ihm sein Vermögen nicht herausgeben wolle. Daß aber diese ganze Erzählung eine Lüge war, erklärte das Bekenntnis eines andern auch in der Sache verwickelten Soldaten, der sich Graf nannte, und ein Verwandter jenes Wundermanns zu seyn behauptete. Dieser sagte, der Charlatan wär ein Sohn eines Gerichtsfrohns aus Weimar, und lutherischer Religion. Er setzte noch hinzu, daß er ihn auf seinen Wanderungen getroffen, und auch hier in Calbe seine Verwand- und Bekanntschaft erneuert habe; daß ihre Grosväter Brüder gewesen, und sich in Langensalz ehemals auch mit Teufelsbannen abgegeben hätten. — Allein der Wundermann war unverschämt genug, alles dieses, troz aller Beweise, abzuläugnen. Man fragte ihn darauf nach den Gelübden der Jesuiten: Aber er konnte kein einziges angeben; sondern fing an, um seine Unwissenheit zu verdecken, allerhand barbarische, selbstgemachte Wörter zusammen zu setzen, welches er für Latein, und für die geforderten Gelübden ausgab. Als man ihn sagte, das wäre Unsinn, und kein Latein, gab er zur Antwort: Es wäre dieses das rechte häbraische und griechische Latein, welches man im Himmel spräche: Das gemeine Latein könne er nicht. Auf die Frage: Welcher Pabst den Jesuiter-Orden aufgehoben habe? antwortete er: Pabst Carolus; und auf die: Wie ihr Ordens-General geheissen? Sie hätten keinen General, sondern einen Regiments-Clericus. Seine medicinische Kenntnis wollte er durch göttliche Eingebung erhalten haben. Ohne diese, sagte er, bin ich nur ein gemeiner Mensch, und kann weder lesen noch schreiben. Aber Gott hat mir auf dem Marsch hieher im Traum zugerufen: „Graf, wenn du nach Calbe kommst, wirst du Blinde sehend, Lahme gehend, Taube hörend machen können.“ Daher wären ihm auch alle Mittel einerlei; Saalwasser wirke eben so gut, als Arzenei.

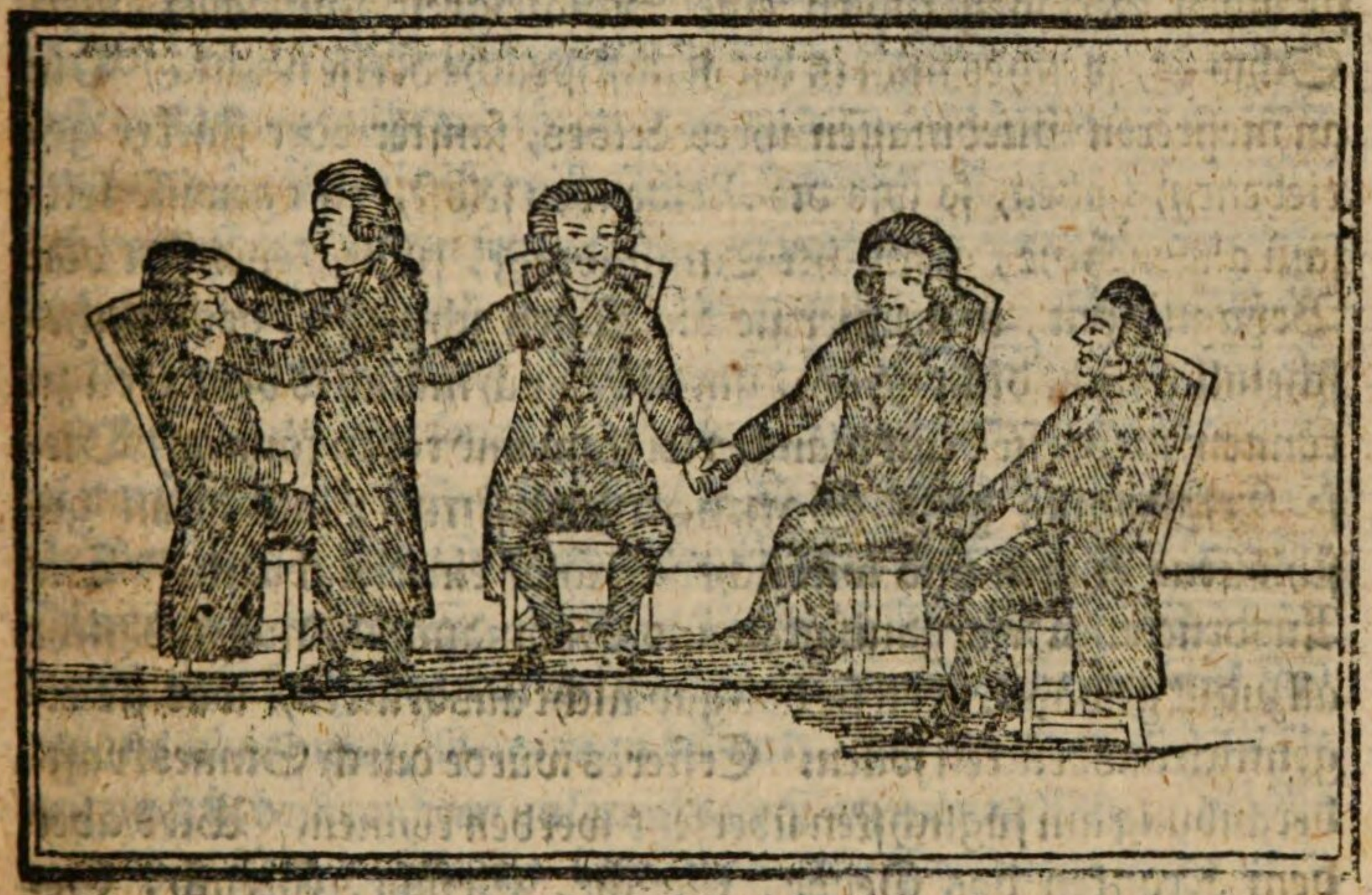
Gott habe ihm gesagt: Er solle Kampferspiritus und Gummi-Gutta gebrauchen, damit die Kranken Zutrauen zu ihm faßten und häufiger zu ihm kämen. Bis jetzt habe er 1908 Kranke gehabt, die er auch alle curiren würde, ausser diejenigen, die wegen ihrer Sünden eine solche Züchtigung verdient hätten.

Sein getreuer Gehülfe, der vom Bataillon verabschiedete Feldscheer, bewies, daß er nicht blos des Gewinnstes wegen (Graf sagte, er habe ihm für Zubereitung der Arzneien u. dgl. täglich einen Thaler gegeben) sondern aus wirklicher Uiberzeugung sein Anhänger gewesen wär; denn er bekräftigte Grafs Wunderkraft, und behauptete: Er besäß ein Arcanum, welches er ihm auch den Tag vor seiner Abreise mitzutheilen versprochen habe. Er bat, daß man doch erlauben mögte, daß Graf jetzt dieses sein Versprechen erfüllen könne, da er in ein paar Tagen abreisen müßte. Man erlaubte es, und Graf dictirte ihm ein Gemisch von unverständlichen, unzusammenhängenden Gebetsformeln und eignen Einfällen, das von einem Tollhäusler eher, als von einem Inspirirten herzurühren schien. Reicker aber freuete sich darüber ausserordentlich, und behauptete aller vernünftigen Vorstellung, aller Darstellung des handgreiflichsten Unsinns ungeachtet, er besitze das unschätzbarste Kleinod, und man würde Wunder von ihm hören, wenn Grafs Wundergabe erst zu Ende gienge. Man legte dem Wunderthäter endlich sein Heilen; und von Reicker's Thaten hat man nichts gehört.

Vom Magnetismus, Manipulation ꝛc.

Aus dem mittägigen Frankreich kam die Erfindung des Magnetisirens nach der Schweiz, und verbreitete sich von da durch Deutschland. Die Personen, welche magnetisirt werden sollen, setzen sich in einen grossen längligten Kreis, und bilden eine Kette. Sie müssen sich einander an den Händen halten, oder wenn sie es müde sind, können sie auch andere Berührungspunkte wählen: Arm, Schenkel ꝛc. Die Zehen müssen auswärts gekehrt seyn, und des Nachbars, oder der Nachbarin Zehen berühren. Wenn sie eine Weile so unnatür-

lich und still da gesessen haben, so fangen sie an, einzuschläfern, und der Schweis bricht ihnen aus. Der Magnetisirer legt zuerst die flache Hand auf den Magen, die andere auf den Rücken, drückt und reibt diese Stellen sanft; alsdenn fährt er wiederholt mit einer Hand an die Stirn über die Nase herab, und macht allerhand Bewegungen.



Bei diesen Manipulationen ist noch das geringste magnetische; aber die Erfinder behaupten, es gäbe einen thierischen Magnetismus, der durch das Streichen und Handhaben erregt werde, und alsdann die Krisen hervorbringe. Dieser Magnetismus soll in alle übrige Körper übergehen, und von da wieder auf die menschlichen Körper wirken. Man hat magnetische Bäume, magnetische Spiegel, magnetische Tassen, magnetisches Wasser ꝛc. welche Dinge durch ein gewisses Bestreichen, mit der Hand des Meisters magnetisch werden, und dann die Deforganisation, theils unterhalten, theils zuwege bringen. Das Wasser wird durch die öftere Bewegung der Hände des Magnetisörs gegen die Oefnung des Glases so magnetisch, daß es, wie man sagt, leicht Flaschen zersprengt. Man magnetisirt Bäume, und diese sollen 14 Tage früher Laub kriegen, und 14 Tage später es wieder verliehren, welches aber, wenn sie in

einem gutgesicherten und warmen Hofe stehen, sehr wohl zu erklären, und nicht dem Magnetisiren zuzuschreiben ist. Die Wirkungen der Manipulationen, d. i. Berührungen mit den Händen an gewissen Theilen eines kranken Leibes, sind natürlich genug, und leicht zu erklären. Die in einer etwas angestrengten Lage und dabei in feierlicher Stille und in grosser Erwartung sitzenden Personen fühlen eine Schläfrigkeit und dabei einen Schweis, welches man in der Kunstsprache Krise nennt. Die an mehreren Gliedmassen ihres Leibes, sanfter oder stärker geriebenen, haben, so wie die Reibenden selbst, eine gewisse seltsam angenehme, gemischte Empfindung, fühlen eine Art von Behaglichkeit, in welcher sie die Augen schliessen, doch wahrscheinlich nicht dicht genug, um nicht noch manches bemerken zu können; wobei sie denn mancherlei thun und reden können. Diese Erscheinung heißt **Somnambulismus**; als wenn geschlossene Augen und wirklicher Schlaf einerlei wären. Die Ausdrücke: Desorganisation und Somnambulismus sind nicht allzugut gewählt, weil sie das gar nicht ausdrücken, was sie eigentlich ausdrücken sollen. Ersteres würde durch Sinneskraftberaubung am füglichsten übersetzt werden können. Wird aber dem Kranken das Gehör, Gesicht, Gefühl, Geruch, Geschmack benommen? Nein, denn diese Dinge sind bei ihnen viel stärker, als sie es im wachenden Zustand sind. Somnambulismus aber bezeichnet den Zustand, da gewisse kranke Personen schlafend Leibesbewegungen machen, von denen sie nichts wissen, nachdem sie erwacht sind. Nun aber ambuliren ja die Personen nicht, die desorganisirt seyn sollen; sondern sie werden nur müde, und man trägt oder leitet sie aufs Bett, oder auf den Lehnstuhl, und da sollen sie einschlafen. Ein Magnetisirer hat immer eine oder ein paar Somnambulären bei sich, die gewöhnlich von der niedern Klasse sind, und die abgerichtet scheinen, die andern Kranken mit Reiben und Streichen zu bedienen. Nur Nervenfieche, das heißt solche, deren Empfindungsvermögen schon einen widernatürlichen, und starken Reiz hat, bei denen, die auf so seltsam reizende Art erregte Spannung, eine grosse, aber in der That auch gefährliche Wirkung äussern muß —

werden dieser Cur unterworfen. Diese schwache Beschaffenheit der Nerven wird durchaus erfordert, um des Somnambulismus fähig zu seyn. Vor Jahren machten zwei deutsche, vornehme Frauenzimmer, in Strasburg die magnetische Kette mit, und ertrugen alle vorgeschriebene Alfanzereien, ohne den wunderthätigen Schlaf, oder sonst das geringste zu empfinden; so daß man ihnen endlich sagte: Sie seyen zu gesund, besser, zu ungläubig dazu. Diejenigen Gläubigen, welche sich magnetisiren lassen, können während ihres wachenden Schlafs reden wie andre Leute, und mit ihren halbgeschlossenen Augen sehen, was sich mit offnen Augen sehen läßt. Auch dieß wird für wunderbar ausgegeben, und heißt Deforganisation. Kommen sie noch eine Stufe höher, so können sie Krankheiten, ihre eignen und bei andern Personen, erkennen, beurtheilen, und Heilmittel vorschreiben; und dieß ist das Divinationsvermögen, und die Personen heissen Clárvoyants. Man hat sie um unerforschte Dinge aus der Physic, Mathematic, selbst der Theologie gefragt, und sie haben darauf geantwortet: Wie? — läßt sich daraus abnehmen, wenn man bedenkt, daß es weder in dem einen noch in dem andern unterrichtete Personen waren. Während des Magnetisirens bekommen die Personen mehr oder minder starke convulsivische Bewegungen am ganzen Körper; der schwache und matte Puls erhebt sich, wird geschwinder und schlägt über 90 mal in einer Minute. Das Athemholen wird ängstlicher und beschwerlicher; die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkührlich zu, und sie scheinen unvermögend, sie zu öfnen. Zuletzt kommt ein tiefer Seufzer, und sie schlafen ein. Darauf stellt sich eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die während des Schlafs immer fortwährt. Sie sollen in dieser Zeit so taub seyn, daß sie nichts, selbst einen Kanonenschuß nicht hören würden; wohl aber die Stimme des Magnetisörs? Man sucht durch Erzählungen und Lesen dahin gehörender Schriften, auf die Einbildungskraft solcher Personen zu wirken. Was kann aber solche Heilung helfen, wenn eben dadurch der zu fruchtbare Saame der Krankheiten genährt wird? Giebt man der Phantasie ein-

mal freien Spielraum; so läßt sie sich so leicht nicht wieder einschränken. Kann wirklich ein vernünftiger Mensch sich einbilden, ein desorganisirtes Mädchen nenne alle Heilmittel richtig, von deren Gebrauch und Namen es nie gehört hat. Auffer den erhöheten Seelenkräften in der Ekstase sollen die Organe der Sinne, das Gesicht ausgenommen, auf das höchste verfeinert seyn. Sie unterscheiden durch das Gefühl die Farben, geschriebene und gedruckte Worte, ꝛc. hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann ꝛc. Ist aber dieß alles genau untersucht? Kann keine Täuschung dabei vorgehen? Man weiß ja auch, daß die magnetisirten Personen oft schon ihre Schwäche verrathen haben. Sie haben die Portionen der Arzenei auffallend zu stark angegeben. Ein gewisses Blinzen mit den Augen läßt vermuthen, daß sie sich nicht in dem vorgegebenen schlafenden Zustand befinden.

Ein Fremder stellte sich einst so, daß ihn die Patienten nicht in ihre verschlossene Augen fassen konnte und sie konnte auf seine Frage: Von welcher Farbe sein Oberrock sey? nicht antworten. Als er aber aufgestanden war, und sich an eine Seite des Zimmers gesetzt hatte, wohin offne Augen sehen konnten, fiel es ihr ein, daß der Oberrock grau sey. Ein Arzt in Br. wurde eingeladen, eine solche Wunderkranke zu besuchen. Da er aber die Bedingung machte, drei Zeugen selbst zu wählen, und mit diesen gewählten und gebilligten drei Zeugen ganz allein bei der Patientin zu seyn, und unter andern ihr ein geschriebenes Papier, dessen Inhalt auffer ihm niemand bewußt wär, in die Hand zu geben, ihr die Augen zu verbinden, und ihr nunmehr, durchs blosse Gefühl zu errathen zu geben, was es für eine Schrift sey, so wurde der Vorschlag als beleidigend verworfen. In Frankreich, Deutschland ꝛc, sind magnetische Gesellschaften, die von ihren Meistern die Namen haben. Auch Thiere hat man magnetisirt; unter andern ein Pferd, das während der Operation schauderte (wahrscheinlich, weil es Fliegen stachen) und hustete (weil es alt und krank war). Anfangs schien das Manipuliren nur die jedesmalige Heilung bewirken zu sollen; nachmals aber erweckte es einen erhöheten Seelenzustand.

Frauen und Mädchen in der Krise geben mit geschlossenen Augen, und ohne etwas hören zu können, die innerlichen Krankheiten der Personen an, welche man ihnen vorstellt, indem sie entweder sich selbst an verschiedenen Theilen des Leibes, oder die Kranken andern, vielleicht nur an den Kleidern berühren. Der unwissendste Mensch braucht sich nur desorganisiren zu lassen; so kann er den verborgensten Sitz einer innerlichen Krankheit angeben, und die Heilmittel dagegen nennen? —

Daß nur dem Allwissenden dieß zukomme, kommt hier nicht in Betracht; Die Zukunft soll vor dem Blicke einer manipulirten Jungfer offen stehen. Daß die Berührung zweier Körper ihre Lage ändert, ist Gesetz der Natur; Daß ein gewisses Reiben bei stockenden Säften, bei erschlafften Muskeln und Nerven, bei verdicktem Blut u. s. w. von Nutzen seyn kann; wer will das leugnen? Aber daß dieses Manipuliren eine Universalmedicin sey, daß es Kenntnisse der Arzneigelahrheit mittheile, daß es Wahrsagergeist wirke, daran muß, eben den Gesetzen der Natur zufolge, jeder zweifeln, der für die Sache keine Vorurtheile hat. Der magnetische Schlaf, oder die Desorganisation ist eigentlich gar nichts neues, sondern ein gewöhnlicher Zufall bei Nervenkrankheiten. Er entsteht durch die Natur selbst, ohne Kunst und Manipulation. Bei empfindlichen Personen ist die Wirkung des Kitzelns und Reibens sehr stark; ja sie werden schon in Bewegung gesetzt, wenn man nur Miene macht, sie zu kitzeln. Die Heilung geschieht bei ihnen, theils durch angewandte Mittel, theils wegen ihres festen Vertrauens. Die Meister der verschiedenen Gesellschaften sind selbst uneins; einer spricht dem andern die rechte Curart ab. Die neuern Doctoren halten nicht mehr den blossen Zeigefinger zum Leiten der magnetischen Materie hinlänglich; sondern brauchen eine 8 bis 9 Zoll lange eiserne Ruthe. Die Sache hat überhaupt mit dem Exorcistenhandwerk viel Aehnlichkeit, wobei Glaube unentbehrlich ist, wenn das Geschäfte gesegnet seyn soll. Je mehr man an Teufeleien glaubt, und je mehr Teufelsbanner es giebt; desto mehr Besessene sind da. Man ist thörigt genug, es mit dem Handauflegen der Apostel zu vergleichen, und eine Wun-

derkraft darin zu suchen: Aber wenn jene Edeldame, die dieser Cur unterworfen ward, so heftige, epileptische Zufälle bekam, daß sie plötzlich aus dem Bette sprang, ihren schlafenden Gemahl auf die Erde riß, und dann sich aus dem Fenster herabstürzen wollte: War dieß nicht wirklich Raserei? und wirkten die wohlthätigen Apostel durch Gebet und Handauflegen solche Zufälle? Kann man endlich vernünftiger Weise glauben, daß Universalmedicin, wissenschaftliche Kenntnis, Lesen mit den Fingern und Prophezeien, dadurch bewirkt werde, wenn ein junges Frauenzimmer von einem jungen Arzt bestrichen und gedrückt wird? Es ist allerdings möglich, daß angenehme Empfindungen auch unsere Einbildungskraft in Bewegung setzen. Daher kann das Magnetisiren junge, empfindliche und empfindsame Frauenzimmer zu einer merklichen Ekstase bringen. Man magnetisirt auch in der Absicht Bäume, um an dieselben die Patienten hinzustellen, und manipulirt dann, wie es heißt, mit so bessern Erfolg. — Die Sache wird mit andern Charlatanerien gleiches Schicksal haben, wird vergessen werden.

Aberglaube vor und bei der Geburt des Menschen.

Noch ehe der Mensch geboren wird, bereitet der Aberglaube ihm Unannehmlichkeiten. Welche Menge von abergläubischen Meinungen drängt sich da hervor! Wenn eine Sechswöchnerin über ein Feld- oder Gartenbeet geht; so wächst in etlichen Jahren nichts darauf, und was gewachsen ist, verdirbt. Ein in D. wohnender Bauer hatte im seinem am Hause liegenden Garten guten Sallat- und Kohlsaamen gesäet. Er war nicht zu Hause, als die Frau, deren Wochenzeit noch nicht um war, eine Ziege im Garten merkte. Gleich lief sie hinaus, und jagte sie fort, und versetzte den andern Tag die Pflanzen, welche sehr wohl gedeiheten; denn es trat fruchtbare Witterung ein.

Wenn eine schwangere Frau vor dem Brodtschrank essend stehen bleibt; so bekommt das Kind, mit dem sie schwanger geht, die Mitesser. Diese, die sonst auch zehrende Elben heissen, sollen solche Würmer seyn, die alle Nahrung, welche das

Kind zu sich nimmt, wegzehren, so daß es auch bei sehr starkem Essen nicht gedeihen könne. Sie sollen, wenn das Kind mit Honig und Weizenmehl gerieben und in ein warmes Bad gesetzt wird, durch die Schweislöcher kommen, und wie feine Härchen aussehen. Wenn sie an dem mit Honig vermischten Waizenmehl kleben geblieben, soll man nicht bemerken können, ob sie je gelebt haben? Gesetzt auch, es gebe solche Miteser, wie es denn aber wirklich keine giebt; so könnte ja doch der Ort, wo die Mutter essend stehen bleibt, nie eine Ursach seyn, daß ihre Leibesfrucht mit Würmern in der Haut sollte beladen werden.

Wenn eine Sechswöchnerin einen schwarzen Latz vorlegt, so wird das Kind furchtsam. So würde durch die Farbe des Latzes, welchen die Mutter trägt, auch jeder andere Character des Kindes bestimmt werden können: Der rothe würde muthige Krieger machen, u. s. w. Aber nein, es sind ganz andere Umstände, welche die Denkungsart des Menschen bestimmen. Erziehung, Unterricht und Beispiele thun dazu alles; ein schwarz, weiß oder anders gefärbter Latz nichts. Wenn eine Sechswöchnerin zur Kirche geht, kann sie merken, ob sie ins künftige einen Sohn, eine Tochter, oder gar kein Kind bekommen werde: Denn wenn der Kirchengängerin eine Mannsperson zuerst begegnet, soll sie einen Sohn; wenn eine Weibsperson — eine Tochter bekommen: Begegnet ihr aber niemand, so soll sie auch kein Kind mehr bekommen. Wenn ihr zwei Personen zugleich begegnen, soll sie Zwillinge kriegen. Die Erfahrung widerlegt diese und andere Meinungen, und kann sie am besten widerlegen. Denn wie oft begegnen einer solchen zwei, drei und mehrere Personen, ein andermal gar keiner, und der Erfolg ist nie der erwartete. Trifft es einmal zu, so wird solch ein Exempel als Beweis aufgestellt; die andern werden, wie es bei dergleichen Fällen gewöhnlich geschieht, vergessen. — Ein schwangeres Weib, das Gevatter wird, soll ja nicht das Kind selbst aus der Taufe heben; denn sonst würde entweder das Kind, das getauft ist, oder ihr eignes bald sterben. Gründe können nicht angeführt werden, oder sie sind wenigstens sehr nichtig, z. B. man habe sein Lebtage gehört, daß es nicht gut sey, u. s. w.

Wie oft nehmen Schwangere die Kinder anderer Leute auf den Arm, und es schadet ihnen nicht, wie sie selbst glauben: Nur bei der Taufe soll es so lebensgefährlich seyn. — Endlich soll keine schwangere Frau unter einer Wagendeissel hinkriechen, weil sie sonst über die gewöhnliche Zeit schwanger gehen müsse. Durch Niederbücken kann sie allerdings unter gewissen Umständen Schaden leiden; aber nicht das, worunter sie sich bückt, sondern die Biegung und Drückung selbst kann den Schaden verursachen. — Wenn zwei Kinderstillende Weiber zugleich mit einander trinken, so trinkt eine der andern die Milch ab. Diese Meinung stimmt mit der überein, da man glaubt: Daß zwei Personen, wenn sie zu gleicher Zeit mit einander anfiengen, und aufhörten zu trinken, einer dem andern die Farbe abtrinke. Wie mancher würde blaß von der Tafel aufstehen, wo oft zwanzig auf einmal die Gläser leeren, wenn letzteres wahr seyn sollte: Wenn jenes gegründet wär, so würde man vermuthlich bald die Regeln entdecken, mit welchen die eine trinken müsse, um der andern den größten Tort zu thun. — Ein neugebohrnes Kind darf nicht eher an der Brust trinken, bis es getauft ist; aber hungern und dursten darf es? — Ein Kind darf nicht von der Brust entwöhnt werden, wenn zur Saat geackert wird; sondern, wenn der Acker im Sommer voll Getraide steht, oder im Winter mit Schnee bedeckt ist. Darauf braucht man nicht zu sehen, ob die Mutter etwa krank ist, oder andere Umstände das Entwöhnen nöthig machen? — Uiber die Wiege des Kindes, wenn es darin liegt, darf man nichts herüber holen, es kriegt den Herzspann — Bringt man ein Kind zum erstenmal zu dir, so schenke ihm 3, 6, oder 9 Schnattereier. Diese stoß dem Kinde dreimal in den Mund und singe: Wenn das Buttla anfängt zu gatzen, so fange du an zu schwatzen: Da lernt das Kind sobald sprechen, als es Zeit ist. — Schneide den Kindern vor dem siebenten Jahr die Haare nicht ab, du schneidest sonst den Verstand hinweg, der in den Haaren steckt. — In den Sechswochen soll man ein Kind nicht in den Mantel fassen, sonst wird es melancholisch, und hat stets zu trauren, wenn es immer neues Unglück erlebt. — Ein neugebohrnes Kind soll

man nicht auf die linke Seite zuerst legen; es wird und bleibt sonst sein Lebtag link, wenn man ihm das Linksein sich angewöhnen läßt. — Ein Knabe, der gebohren wird, wenn Venus Morgenstern ist, bekommt ein viel jünger Weib als er ist: Ist aber Venus Abendstern, so bekommt er ein älter Weib, als er ist. Bei einem Mädchen ist es ganz das Gegentheil. So sollte also der viele hundert Meilen weit entfernte Stern, den man Venus zu nennen beliebt hat, auf Heirathsangelegenheiten Einfluß haben? — Wenn der Mond bei dem Jupiter oder der Venus gesehen wird; so zeigt es bei der Geburt eines Kindes Glück: Wenn aber Saturn oder Mars mit dem Mond in Verbindung stehen, Unglück. Der siebente Sohn ist glücklich, etwas zu heilen und zu pflanzen, wenn er die dazu nöthigen Wissenschaften gut lernt. — Kinder, am Sonntag geboren, können Gespenster sehen, und sind glücklich. — Welche Gegensätze: Gespenster sehen und glücklich seyn! — Wenn ein Kind, nachdem man schon angefangen hat, es zu gewöhnen, wieder an die Brust gelegt wird, so kann es beschreien; wenigstens wird es verläumden können, wenn sein Herz böse ist, und man seine Denkungsart nicht bessert. — Das am Himmel regierende Zeichen des Krebses, Löwens ꝛc. haben auf die Denkungsart und die Schicksale der Kinder Einfluß. — Wenn das Kind so zur Welt kommt, daß es das Gesicht oben hat, dann kommt es an den Galgen, wenn es ihn verdient hat.

Aberglaube beim Gevatterstehen und beim Taufen.

Wenn ein Junggesell und eine Jungfer mit einander ein Kind aus der Taufe heben, soll der Prediger sich zwischen ihnen stellen; sonst würde, wenn sie sich heirathen, stets Uneinigkeit seyn. Es soll keiner seine Gevatterin heirathen; denn so oft — — — so donnerts, oder es entsteht ein Gewitter — wenn sich just solche Dünste in der Luft gesammlet haben, aus welchen ein Gewitter entstehen kann. Wer Gevatter steht, muß dazu borgen; alsdann wird dem Pathgen nichts versagt und findet überall Credit — wenn anders ein gurer und ehrlicher Mensch

aus ihm wird. Wenn ein Kind soll hundert Jahr alt werden, muß man aus drei Kirchspielen die Gevattern dazu bitten. Es kann lange leben, wenn es von Natur gesund ist, nicht verwahrlost wird, und ein mässiges Leben führt: Ob hundert Jahre, das hängt nicht von menschlichen Alfanzereien ab. Wenn die ersten Kinder der Eltern Namen bekommen; so sterben sie noch eher als die Eltern. Würden sie aber nicht auch gestorben seyn, wenn sie andere Namen bekommen hätten? Die Pathen sollen dem Kinde ein Löffelgen kaufen, sonst lernt es geifern. Wer Gevatter stehen soll und sich schon angezogen hat, darf nichts abseitiges verrichten, sonst thuts das Pathgen im Bette nach. Aber das Pathgen wird sich an jenes Unterlassen nicht kehren, und wird thun, wozu die Natur es treibt. Wem es in der linken Hand juckt, wird bald Gevatter stehen; — wenigstens wird er bald Aderlassen müssen, um die Schärfe aus dem Blut zu bringen, wovon dieß herrührt. Wenn die Pathen in des Kindes Haus kommen, so müssen sie, ehe sie zur Taufe gehen, ihre Handschuhe auf die Wiege legen, wenn es ein Mädchen ist; ist es aber ein Knabe, den Hut: Dann steht dem Kinde der Staat gut — wenn es von natürlich gutem Ansehen ist. In dieser Absicht putzt man das Kind auch wol drei Sonntage hinter einander sauber an. Auch müssen die Pathen vorher etwas Kuchen essen, damit das Kind Kuchen essen lerne; — aber nicht ihren ersten eigenen Appetit zu stillen? Wenn während der Taufe die Uhr schlägt; so stirbt das Kind — das auch ohne den Seigerschlag gestorben seyn würde, weil es krank war. Wenn die Uhr vor der Taufe schlägt, und das Kind stirbt; so wird es ein Lichtmann. Hiezu hat wol die Bemerkung Veranlassung gegeben, da man die sogenannten Lichtmänner, besonders von Kirchhöfen herkommen sah. Sie sind verdickte, leuchtende Dünste, die an allen den Orten vorzüglich häufig gesehen werden, wo verfaulende Körper liegen. Aber so werden alle Begrabene, nicht die nach jener Anzeige gestorbenen Kinder allein, Lichtmänner; denn von allen steigen Dünste auf, aus welchen diese hüpfende Feuer gebildet werden. Ein Knabe, der in der Taufe **Adam** oder **Erdmann**, und ein Mädchen, das **Eva**

oder Erdmuthe genennt wird, sterben nicht: — wenigstens vielleicht nicht in den ersten Tagen. Einem Kinde, das in der Taufe Johannes genennt wird, widerfährt kein Unglück — wenn es sehr vorsichtig ist. Wer keine zaghafte Kinder haben will, da soll der Vater gleich nach der Taufe dem Kinde ein Schwert in die Hand geben, dann sind sie immer beherzt und kühn. So bald das Söhnchen oder Töchterchen getauft ist, soll man es mit den Füssen an des Vaters oder der Mutter Brust stossen, ihm gutes wünschen — und erwarten, ob es eintreffen wird.

Aberglaube beim Sterben und Begraben-werden.

Dem Menschen ist nichts gewisser als der Tod; aber ungewiß die Stunde, da die Seele den Leib verlassen wird. Weislich verbarg Gott uns dieß; wir aber wollen ergründen, was unerforschlich ist. Der Abergläubische kennt tausend Anzeigen, die den Tod verkündigen sollen, und eben so viel Mittelchen, um sich gegen die Wirkungen der abgeschiedenen Seelen zu sichern. Man hört bisweilen in der Wand, besonders in den Bekleidungen der Fenster einen Ton, der mit den Tiktaken oder Schlägen einer Taschenuhr viel Aehnlichkeit hat. Der Abergläubische nennt dieß die Todtenuhr, und bildet sich ein, es sey die Anzeige von dem bevorstehenden Tode eines Menschen in einem Hause. Liegt nun zu der Zeit jemand im Hause krank; so heißt es gleich: Er muß sterben, denn die Todtenuhr hat sich hören lassen. Ja, er ist wol thörigt genug, das dem Kranken selbst zu sagen und macht ihn dadurch traurig, vermehrt seine Unruhe, und befördert seinen Tod. Aber diese eingebildete Todtenuhr ist weiter nichts, als die Stösse, welche ein kleines Insect mit seinem hervorragenden Rüssel, seiner Natur gemäs, gegen das Holz thut. Viele Gelehrte haben darüber Beobachtungen angestellt. Der eine schreibt: „Das Thier, welches dieses Getöse macht, ist ein kleines, graues Insect, das doppelte Flügel hat, und sich den Sommer hindurch im Holzwerk aufhält. Ich habe ihrer viel gefangen, und sie in dünnen Schächtelgen aufbehalten, und ge-

sehen, wie sie mit ihrer Schnauze gestossen, und gemeiniglich neun oder elf Schläge nach einander gethan haben. Besonders geschäftig beweisen sie sich, wenn die Witterung warm ist.“ Ein anderer sagt: „Dieser Wurm ist etwas grösser, als ein Reiskorn. Er hat kurze, borstenartige Haare über den Rücken her, dunkelrothe Querstriche, und einen längligten Kinbacken. Noch andere haben einen kleinen Kopf, dunkelrothe Brust, u. s. w. In B., fährt er fort, wurde mir ein Zimmer angewiesen, welches vorlängst Holzwürmer in Besitz genommen, und die furchtsamen Einwohner daraus vertrieben hatten. Ich bemerkte an der hölzernen Wand bald seine künstlichen Gänge, welche er in der Breite eines Fingers von unten schnurgerade herauf gemacht hatte. Jeder Arbeiter bringt, wenn er anfängt, im Munde etwas feuchten Lehm, und klebet ihn an der Wand an; daher ist der Kanal während dem Aufbauen immer zwei Zoll hoch naß. Einige Arbeiter kommen bisweilen hervor, als wenn sie recognosciren wollten. Den ersten Abend stürzte ich ihre Gänge ein; sie aber stellten sie in eben der Nacht, in einer Länge von drei Ellen wieder her. Ich zertrümmerte dann ihren Gang nur hie und da; und sie unterliessen die Ausbesserung, bis die Fensterladen gemacht waren. Nun hielt ich ein brennendes Licht an die Oefnung des Gangs, die Finsternis liebenden Insecten aber setzten ihre Arbeit im Verborgenen fort, doch so, daß, da sie zuvor in der Finsternis zwei Zoll hoch in einer Stunde fort gearbeitet hatten, sie jetzt in einer Stunde nur einen Zoll weiter kamen. Endlich stieß ich ein fünf Ellen langes Gewölbe ein, und sie schienen darüber bestürzt zu seyn, und waren die ganze Nacht still; setzten aber bei Anbruch des Tages ihre Arbeit desto hitziger fort. Wenn die Röhre oder der bedeckte Gang unbeschädigt ist; so ist er glatt und gleich: Hat er aber nach einem erlittenen Einsturz wieder müssen gebauet werden; so ist seine Oberfläche rauh und narbicht. Eben dieser Holzwurm ist auch gewissen Bäumen nicht wenig schädlich.“ Der dritte sagt: „Dieser Wurm ist von der kleinsten Gattung, und wenn er die beiden vordern Füsse festgesetzt, und seinen Kopf zwischen ihnen eingebogen hat; so macht er an alten vertafelten Wan-

dungen einen den Schlaf stöhrenden Schlag, welcher so tönend ist, daß furchtsame und abergläubische Leute gedacht haben, sie seyen mitten unter Gespenstern. Was ist es aber, wofür sie sich fürchten? ein knochenloses Insect!“ Wenn zwei Sachen auf einander folgen, woher weiß man denn, daß Gott durch das erste das folgende habe anzeigen wollen? Es ist eine glückliche Unwissenheit, daß unsre Todesstunde uns unbekant ist: Denn gesetzt, mancher wüßte die Zeit, wenn er sich mit seinen Freunden, Gütern und Geschäften abfinden sollte, wie angstvoll würde er diesem Zeitpunkte entgegen sehen? wie würde das Andenken an denselben ihm jede Freude verbittern? Viele würden durch unaufhörliche Betrübnis ihrem Tode zuvorkommen; alle würden sich in die vorige Unwissenheit zurückwünschen. Dennoch wendet der Mensch so viel vergebliche Mittel an, die Zeit des Todes zu entdecken, dennoch wähnt er so viel Todesvorbothen. Hätten diese den Nutzen, daß der sicher lebende, der leichtsinnige dadurch an die Ewigkeit kräftig errinnert würde, so daß er anfienge, über sich und an die Ewigkeit ernsthaft zu denken; so mögte die Todenuhr immerhin ihre heilsamen Schläge thun: Aber er hört sie, er erschrickt, und denkt und handelt nach wie vor. Vor ihr schwindelt es dem Krieger, der bei dem Donner der Kanonen einen eisernen Muth hat; und vor ihr zittert der wollüstige Höfling. Man trifft sie in Hütten und Palläſten; nur daß der unschuldige Hans sie gelassen hört, seine Seele Gott empfiehlt, und unter dem Strohdach ruhig schläft, da der reiche Ludwig bei jedem Schlage mehr erblaßt, und die Nacht heulend hinbringt. Die sogenannten Kuhblumen lassen, wenn sie verblüht sind, einen haarigten Büschel zurück. Kinder und abergläubische Alte pflücken dieß ab und fragen: Buhst, wie lange soll ich leben? — Blasen denn dran, und glauben, daß sie noch so viel Jahre leben, als sie blasen müssen, um die Busen wegzubringen. Heute lebt man nach dieser Anzeige 7 oder 8; morgen nur 2 Jahre, und doch unterhält man einen gewissen Glauben an diese Posse. Wer weiß nicht, daß viele, wenn sie den Kukuk rufen hören, ihn fragen: Wie lange sie noch leben sollen? und dann glauben, so vielmal er rufe, so viel Jahre wür-

den sie noch leben. Mancher geht traurig davon, wenn der Kukuk ihm noch wenig Jahre zurufte, da sich der andere freut, daß er ihm ein langes Lebensziel verkündigte. Wer kennt den verrufenen Todtenvogel, die Eule, nicht? Das Käuzchen, oder der Todtenvogel ist eine Art von Eule, und wohnt in Kirchen und alten Gebäuden. Der alberne Bauer und der abergläubische Städter fürchten sich entsetzlich davor, weil sie dieselben für Abgesandten des Todes halten, und ängstlich glauben, daß in dem Hause, oder doch in der nahen Nachbarschaft jemand sterben müsse, wo eine Eule oder ein Käuzchen gesessen oder geschrien habe. Sobald sie daher einen Kauz schreien hören, zittern sie schon am ganzen Leibe, setzt er sich aber auf ihr Haus, so muß, nach ihrer Meinung, ohnfehlbar jemand darin sterben: Solche, die das glauben, mögen nun aber auch mich hören!

Die Eulen haben ein so scharfes Gesicht, daß das Licht des Tages ihnen viel zu helle ist, so daß sie bei Tage eben so geblendet werden, und eben so wenig sehen können, als wenn wir eine Zeitlang gerade in die Sonne hinein gesehen haben. Die Morgen- und Abenddämmerung, auch die Nacht giebt ihnen gerade so viel Licht, als sie zum Aufsuchen und Erhaschen ihres Fraßes brauchen: Daher kommen sie nur des Nachts zum Vorschein, überfallen und fressen die schlafenden Vögel, und haschen Mäuse und andere Thiere. Da setzen sie sich denn nun, so wie es die andern Vögel bei Tage thun, bald hie hier, bald dahin, ohne dem den Tod zu verkündigen, auf dessen Haus sie sich gesetzt haben, und klugen Leuten sind sie willkommen, weil sie die Feld- und Gartenmäuse fangen und fressen, welche die Felder verheeren, und die Früchte wegfressen. — Aber die Eulen, wird man hier sagen, setzen sich doch gewöhnlich auf die Häuser hin, wo Kranke liegen, und man hat auch Beispiele, daß da Menschen gestorben sind, wo sie gesessen und geschrien haben? Ganz richtig! Man muß aber nur die Natur der Eulen kennen, um sich dieß zu erklären, und um es, wie es denn auch wirklich ist, natürlich zu finden. — Die Eulen haben vor andern Raubvögeln einen besonders scharfen Geruch; jeder Kranke, vorzüglich, der an der Auszehrung liegt, dünstet sehr aus; die Ausdün-

stungen aber verbreiten sich aus seiner Stube. Die Eule, die nach der Witterung (Geruch) ihren Flug bestimmt, riecht dieß, und nähert sich nun dem Orte, woher der Geruch kommt, setzt sich auf das Haus, und schreit. Und wenn es wahr ist, was einige behaupten, daß der Patient, der da sterben wird, mehrere Tage vor seinem Tode schon in Fäulnis übergeht; so müssen die Ausdünstungen von ihm jede hungrige Eule, die eben in die Nähe kommt, anlocken. Nun stirbt der Kranke — ja, heißt es denn, das haben wir gedacht, die Eulen schrien so. Würde aber der Todte nicht auch gestorben seyn, wenn die Eulen nicht geschrien hätten? und flogen sie nicht blos dem Geruche nach?

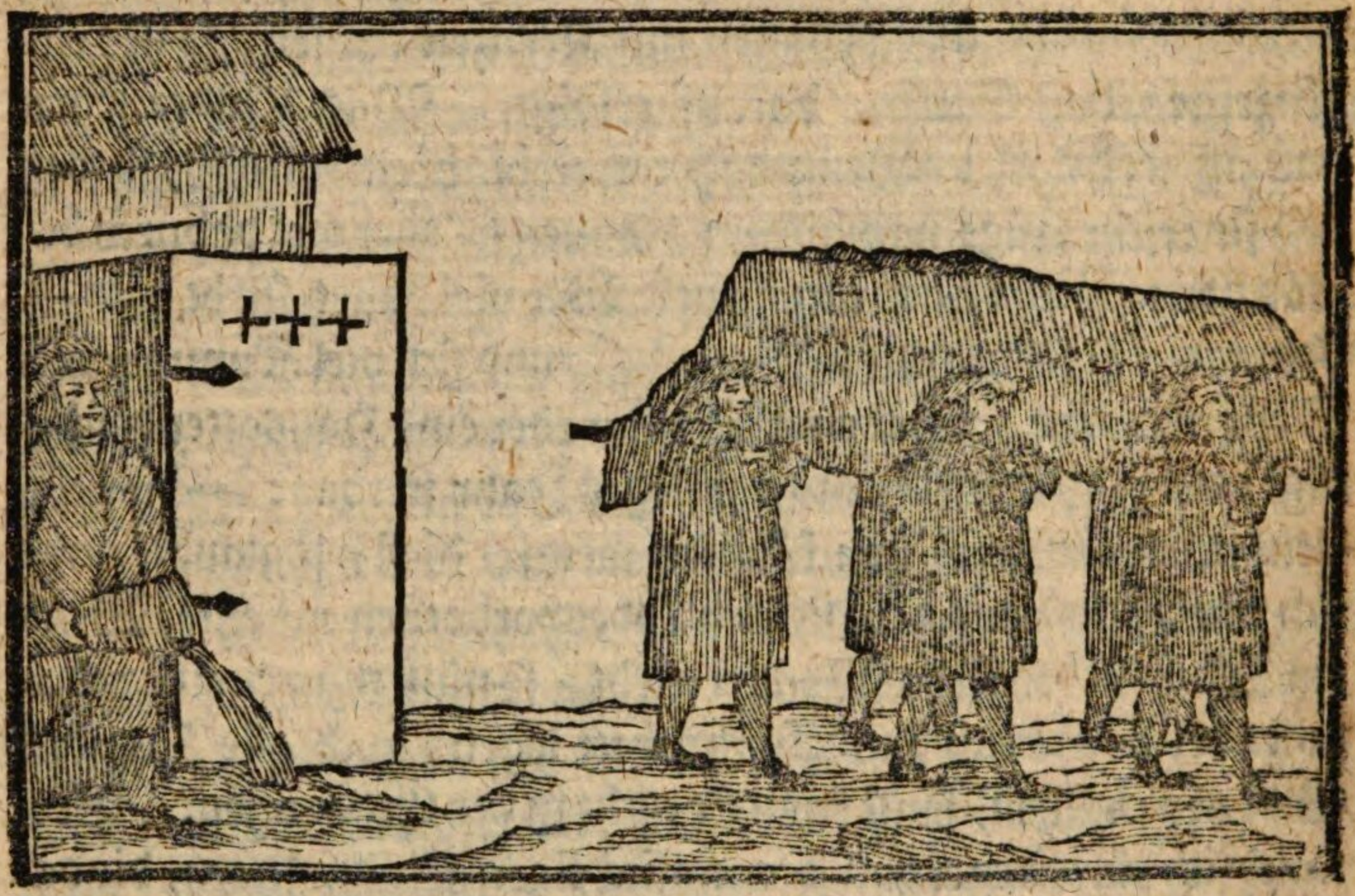
Da wo ein Kranker liegt, brennt gewöhnlich auch des Nachts ein Licht; dadurch werden die Eulen geblendet* und fliegen gerade nach dem Fenster, welches helle ist. Es pumst, der bei dem Kranken wachende erschrickt, und sagt, daß der Patient es nun wol nicht lange mehr machen werde; denn es habe etwas diese Nacht stark ans Fenster gepocht. Der Todtkranke stirbt wirklich — und das ist denn ein unumstöslicher Beweis für die grose Wahrheit, daß es Ahndungen gebe! Der Schöpfer hat die Eule zum Nachtvogel bestimmt, dessen angebohrne Art es ist, nach eingebrochener Finsternis, mit einem furchtbaren Geschrei hervorzubrechen, und die vom Schlaf taumelnden Vögel zu überfallen und zu erwürgen. Daher hat sie, so wie die andern Nachtvögel bewegliche Deckel vor den Ohren, welche den Gehörgang erweitern, und ihr die geringste Bewegung eines Vogels, oder einer auf Streifereien ausgehenden Maus, verstärkt anzeigen. Mir soll ihr Geschrei kein Vorbote des Todes seyn; sondern nur eine Anzeige von bevorstehender Veränderung der Witterung; wie das ungewöhnliche Krähen der Hähne, Quaken der Laubfrösche u. s. w. Wie ungereimt würde es seyn, zu glauben, daß unvernünftige Thiere von dem Tode eines Menschen Kenntnis haben könnten? Wie können diese wissen, was Gott aus weisen Ursachen uns selbst nicht hat offenbahren wol-

* Anmerk. So fliegen Mücken um das brennende Licht auf dem Tische; so die Sperlinge aus ihren Schlupfwinkeln nach der Laterne, die des Nachts an einen dunklen Ort gebracht wird.

len? Dieser Aberglaube rührt noch aus dem finstern Heidenthum her; und wer ihn beibehalten wollte, würde sich dadurch den Heiden gleich machen. So soll auch das langsame Schwirren der Grillen oder Heimchen, den Tod einer Person im Hause oder eines nahen Anverwandten anzeigen. Da aber dieses Insect zur Zeit der Erndte mit dem Getraide oder Heu leicht in ein Haus gebracht werden kann, und das Zirpen ihm natürlich ist, wie könnte es den Tod eines Menschen bedeuten? Thörigt ist es auch, aus dem dumpfen Klang einer Glocke oder dem unzeitigen Schlagen einer Uhr zu argwohnen, daß bald jemand sterben werde; denn man weiß, daß weiche Körper z. B. Schnee und Wasser, auch der Wind den Schall verhindern, und die Ursach sind, daß die Glocken so dumpf klingen: Man weiß, daß auch die beßten Uhren eine und dieselbe Stunde zweimal anschlagen können; und daß dadurch dem Kranken im Hause wirklich nicht der Tod verkündigt worden ist. Eben so thörigt ist der Wahn, daß der hohle Schall, den man beim Zuwerfen eines Grabes oft hört, ein abermaliges Sterben in der Familie bedeuten soll; denn er kann durch Erdklumpen, zumal wenn sie auf einen schlechten Sarg fallen, gar leicht verursacht werden. In Krankenstuben pflegt gemeiniglich das Licht schwach und matt zu brennen: Die Abergläubischen halten auch das für eine Anzeige, daß die kranke Person bald sterben werde; aber gewiß ist die Ursach davon keine andre, als die vielen Dünste, womit eine solche Stube angefüllt ist. Zur Nahrung des Feuers wird eine frische Luft erfordert, und die Dämpfe sind ihm hinderlich. Ein angezündetes Talg- oder Wachslicht verbrennt in einer reinen Luft merklich geschwinder, als in einer unreinen: und je unreiner die Luft ist, desto langsamer verbrennt das Licht. Sobald man aber frische Luft in die Krankenstube läßt, daß sie von den darin befindlichen Dünsten gereinigt wird, so brennt das Licht weit heller und besser. Hält die Krankheit bei einem Menschen viele Tage an, und die Wärter haben nicht für einen freien Zufluß der Luft gesorgt; so muß das Licht in den letzten Tagen der Krankheit schlechter und sparsamer brennen, als in den ersten, in welchen die Stube mit so vielen Dämpfen noch nicht angefüllt war.

Da nun eine solche mit vielen Ausdünstungen verunreinigte Luft einem Kranken sehr schädlich ist, und seinen Tod leicht befördern kann; so haben unwissende und abergläubische Leute in dem schwachen Brennen des Lichts in einer Krankenstube die Anzeige von dem bevorstehenden Tod des Kranken gefunden. Wenn sich die Kinder auf den Gassen mit Kreuzen tragen; so ists eine Anzeige, daß Sterben darauf erfolgt. Was Kinder sehen, das äffen sie nach: Wenn daher Sterblichkeit einreißt, so werden sie Leichenzüge nachbilden: Können sie aber wol dadurch den Tod gewisser Personen anzeigen? Wer viel bauet, stirbt bald — Ja, wenn er sich damit in Noth setzt, und sich viel Kummer und Sorgen macht. Wer ein Erdhuhn oder eine Hausotter beschädigt oder nur sieht, der muß selbiges Jahr sterben; — wenigstens würde es geschehen können, wenn er dieß fest glaubte, und sich davor, als vor einem sichern Todesvorbothen entsetzte. Wenn ein Weib in den sechs Wochen stirbt; so muß man ein Mandelholz oder ein Buch ins Wochenbett legen, auch alle Tage das Bett neu machen, sonst kann sie nicht in der Erde ruhen. Vermuthlich eine Regel von gewinnsüchtigen Kindmüttern, die dadurch nur Gelegenheit bekommen wollen, öfters in das Haus der Verstorbenen zu gehen: Denn nur von ihnen soll dieß Bett so recht gemacht werden können, daß die Verstorbene in der Erde Ruhe habe. Wenn der Hausherr stirbt, muß man die Bienenstöcke, die Wein- und Bierfässer im Keller forttrücken, — sonst bleiben sie stehen. Wenn das Feuer platzt und prasselt, die Kinder oder Hunde vor einem Hause scharren und heulen, Raben krächzen, Eulen und Elstern auf dem Hause schreien, die Katzen sich beissen, so stirbt jemand — sey es über kurz oder lang, hie oder da. Wenn einem die Haut schauert, so läuft ihm der Tod über das Grab. Wenn man Thränen auf den Kranken fallen läßt, oder über ihn wegragt, so stirbt er schwerer; und wenn er Nachmittags um 4 Uhr noch nicht todt ist, so quält er sich noch 6 Wochen. Wenn die Leiche im Sarge auf die rechte Seite sich legt; so stirbt jemand männlichen Geschlechts: Wenn sie sich aber auf die linke Seite legt; so stirbt jemand weiblichen Geschlechts aus der Familie. Kann sich aber ein todter Körper

willkührlich auf die rechte oder linke Seite legen? Sobald der Mensch todt ist, muß man die Fenster aufmachen, damit die Seele hinaus kann. Die Seele ist ein Geist und braucht kein Schlupfloch, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Daß der Todte nicht wieder komme, muß man, sobald die Leiche fort-



getragen wird, einen Eimer Wasser hinterher giessen, und die Hausthür zumachen oder den Todten bei dem grossen Zehe anfassen. Wenn man vor alle Thüren drei Kreuze mahlt; so kann der Todte nicht herein. Wenn der Todte wieder kommen wollte oder könnte; so würde er sich weder an das ausgegoßne Wasser kehren, noch durch die zugemachte Thür, oder durch die drei Kreuze abgehalten werden, in das Haus zu dringen. Wenn das Gesicht eines verstorbenen Ehegatten oder Freundes im Tode weich bleibt; so hohlt er einen aus dem Hause nach. Wenn ehe das aber geschehen werde, weiß man nicht; und würde jene Folgerung nicht machen, wenn man die Ursach kennte, warum das Gesicht eines Todten zuweilen weich bleibt. Wer den ersten Spaden voll Erde in die Grube werfen kann, an dem hat der Todte keinen Theil; — eben so wenig als an einem andern. Wenn das Grabloch nachfällt; so stirbt einer aus der Freundschaft; — wenn sie groß ist, könnte es bald geschehen, wenn sie

es nicht ist, doch mit der Zeit. Man decke dem Todten einen Lappen auf den Mund, damit er seine Ruhe habe; und lege ihm unters Kinn einen Erdenklos; denn wenn er mit dem Munde das Sterbekleid faßte, und nach und nach hineinfräß; so würde die ganze Freundschaft aussterben; — wenigstens würde nach 70 oder 80 Jahren alles daraus todt seyn. Liegt der Todte auf der linken Seite; so hat er keine Ruhe: Darum muß man ihn so legen, daß er auf die rechte Seite zu liegen kommt, wenn er sich im Sarge etwa umwälzt. Wenn der Todte sich auf den platten Leib legt; so sterben seine nächsten Anverwandten. Ein todter Körper kann sich nicht frei bewegen, sich nicht auf die rechte oder linke Seite legen; und er mag liegen, wie er will, so wird er immer fest liegen, seine Ruhe haben. Wenn die Freunde sich um den Verstorbenen nicht grämen wollen; so müssen sie ihm ein Stück Rasen auf die Brust legen; — und ihn so bald als möglich vergessen. Man muß dem Todten das, was ihm am liebsten war, z. B. die Tabakspfeife, Geld ꝛc. mit ins Grab geben, sonst hat er keine Ruhe. Setzt denn der Todte im Grabe die Beschäftigungen fort, welche er im Leben trieb? Man giebt dem Todten den Kamm, mit dem er gekämmt worden, ins Grab; denn wer damit sich wieder kämmt, dem gehen wie dem Todten die Haare aus, — wenn er alt genug ist; und die Familie kriegt L.. — wenn sie sich nicht reinlich hält. Wer rückwärts eine L.. ins Grab wirft, dem vergehen sie alle. Rückwärts oder vorwärts, das ist einerlei; es wird in beiden Fällen nichts helfen, wenn er sich der Reinlichkeit nicht befleissigt. Wenn man dem todten Mann das Balbiermesser, und der todten Frau nicht Faden in den Sarg legt; so stirbt einer. Wer krank ist, soll sich mit einem leinenen, ungebrauchten Lappen die Hände und das Gesicht reiben, und ihn rückwärts ins Grab werfen, dann wird die Krankheit mit begraben; nachdem das Uibel, daher sie entstanden, aus dem Körper weggeschafft ist. Wer die Warzen auf der Hand mit einer Todtenhand bestreicht, dem vergehen sie; — wenn er dazu bewährte andre Mittel gebraucht. Wenn man einem Säufer Brandwein giebt, der durch einen Todtenlappen geseigt ist; so kann er keinen wieder trinken; — wenig-

stens wenn er ekelhaft ist. Wer im Gesicht Holderflecken hat, und sich mit dem Lappen wäscht, mit welchem der Todte abgewaschen worden, dem vergehen sie — vielleicht mit der Zeit. Wer die Rose hat, der soll sie sich büssen lassen, indem er einen Todtenlappen vor das Gesicht gehängt hat; — und erwarten, ob sie davon vergehen werde. Wenn man ein Stück Holz von einem aus der Erde gegrabenen Sarge in das Kraut steckt; so kommen keine Raupen hinein. Wer daran glaubt, mag selbst erfahren, daß es nichts hilft. Wer von dem Todten hinterlassene Kleidungsstücke anzieht, den kneipt er nach vier Wochen und er stirbt. Grosse Einbildungskraft hat das schon zuwegegebracht. Wenn man mit dem Nagel aus einem Sarge in den Zähnen stöhrt; so vergehen die Zahnschmerzen, — so wie es geschieht, wenn man mit anderm darin stöhrt. Wenn man die Tauben aus einem Todtenkopf saufen läßt, oder ein Brett von einem Sarg vor den Schlag nagelt; so bleiben sie; — wenn sie gut gefüttert werden. Aus dem Hause, vor welchem die Leiche ruht, stirbt einer; — sey es bald oder spät. Wenn man ein Papier verbrennt und jeder der Anwesenden sich einen Punct auserseht; so kann man ersehen, ob man die andern überleben werde. Wenn während dem Läuten der Glocken die Uhr schlägt; so stirbt jemand; — in der Stadt oder auf dem Lande.

Aberglaube bei Trauungen.

Wenn Rosenblätter im Bach sich nicht trennen; so kommt die Ehe zu stande; — wenn nicht Hindernisse von der einen oder andern Seite in den Weg kommen. Wenn ein Bräutigam seiner Braut ein Buch schenkt; so wird dadurch die Liebe verblättert; — wenn die Braut beständig in dem Buche lesen, und darüber den Bräutigam vergessen wollte. Wenn er ihr vor der Verlobung ein Messer oder eine Scheere kauft; so wird dadurch die Liebe zerschnitten; — die so wenig fest ist, daß ein kleiner Umstand sie vernichten kann. Wenn ganz unschuldige Personen sich heirathen; so wird das erste Kind ein Narr; — wenn Vater und Mutter es auch sind. Vor dem Altar müssen Braut und Bräutigam zugleich aufstehen; denn wer eher aufsteht, der

stirbt eher. Der Bräutigam darf sich nicht nach der Braut umsehen; sonst sieht er sich nach der andern Frau um; — wenn er an dieser so üble Eigenschaften bemerkt, daß er sie nicht mehr lieben kann. Gegen den Vollmond soll man in die Ehe treten; — da ist es eben so gut, als wenn es im abnehmenden geschieht. Wenn die Brautleute auf dem Wege zur Kirche sich umsehen; so kriegen ihre Kinder schiefe Hälse; — wenn sie damit geboren, oder dazu verwahrlost werden. Regnet es der Braut in Kranz; so werden die neuen Eheleute reich und fruchtbar; — wenn sie fleissig und sparsam und gesund sind. Aus den Figuren, die in der Neujahrsnacht an die Fenster frieren, schließt man auf Heirathsglück. Rosen und Jesmin bedeuten Glück; Brennesseln und Distelköpfe Unglück. Die Braut muß etwas in die Tasche stecken, es den armen Leuten auszutheilen; denn für jedes Allmosen mißt sie ein Unglück; oder doch etwas von ihrem Gelde. Während der Copulation muß sie Geld in den Schuhen haben, alsdenn fehlt es ihr nie daran; — wenn sie dasselbe zu Rathe hält. Die Brautleute müssen bei der Zusammengebung vor dem Altar, dicht zusammen treten, sonst können sie sich nicht lieben; und wer zwischen ihnen durchsehen kann, der kann ihnen was anthun. Verlobte Personen sind bösen Leuten nicht so Preis gegeben, daß diese auch vor dem Altar, unter der feierlichsten Handlung und reinen Absichten, ihnen Schaden zufügen könnten. Sie vermögen nicht den Willen der Menschen zu lenken, und so zu verunstalten, daß von nun an, statt Liebe immerwährende Abneigung in ihre Herzen gepflanzt werde. Die meisten Uneinigkeiten in der Ehe kommen von bösen Leidenschaften her, denen man aber nicht freien Lauf lassen darf; denn wenn der andere Theil sieht, wie gesetzt und gelassen der eine bleibt, so wird er gerührt, und Mismuth, Feindschaft u. dgl. werden im ersten Entstehen gedämpft. Eheleute sollen durchaus nicht einer über den andern klagen; denn dadurch entstehen die meisten Ehemisshelligkeiten. Vor der Copulation darf die Braut die Bänder an ihren Schuhen nicht zusammenbinden, damit sie leicht gebären kann; — oder doch, damit ihr das Gehen nicht sauer wird.

Wenn die Braut aus der Kirche kommt; muß sie den blosen Leib mit eben so viel Fingern berühren, als sie Kinder haben will, — und sie kann dann glauben, daß sie eben so viel kriegen werde. Wenn bei dem Ringwechsel der eine fällt, so stirbt eines von beiden; — der eine früher, der andere später. Wenn jemand während der Trauung dreimal um den Brunnen läuft, die Nahmen der Brautleute dreimal nennt, ein Schloß zuschnappt, und es in den Brunnen wirft, der macht dadurch, daß die Eheleute sich nicht vertragen; — oder doch das Wasser im Brunnen trübe. Man muß während der Trauung ein Schloß zuschnappen, oder Nesseln knüpfen, damit die jungen Eheleute sich vertragen. Wenn das Weib den Mann während der Trauung auf den Fuß tritt; oder wenn sie ihren Unterrock auf des Mannes Rock legt, so ist sie Herr. Die Braut muß trachten, bei ihrer Ankunft den Bräutigam eher zu sehen, als er sie zu sehen bekommt. Gelingt ihr dieß, so hat sie die Herrschaft über ihn. Wenn sie während der Trauung ihren Fuß etwas mehr als der Bräutigam vorsetzt; so erreicht sie eben diese Absicht; — wenn dieser thörigt genug äst, sich von ihr beherrschen zu lassen. Braut und Bräutigam müssen von einem Teller essen, damit sie einig bleiben; — oder den Teller desto früher leeren. Wer von beiden in der ersten Nacht zuerst einschläft, der stirbt auch zuerst; — wenigstens kann es geschehen, wenn der frühere Schlaf eine Anzeige von Körperschwäche ist. Das Brautbette wird (oft wider allen guten Anstand) so gesetzt, damit nicht das Brautpaar mit den Köpfen gegen Morgen zu liegen kommt; sonst würden sie, glaubt man, bald krank werden.

Zwei Schwestern dürfen nicht an einem Tage getrauet werden; die eine stirbt sonst. Die Braut soll keinen Stich an des Bräutigams Hemde thun; sonst wird dieser ihr gram; — wenn sie üble Eigenschaften hat. Wenn die Brautleute in die Kirche fahren, darf der Wagen mit ihnen nicht umwenden, das ist nicht gut; — denn wenn er gerade hingefahren wird; so kommen sie früher von der Sache.

Aberglaube beim Abendmahl gehen.

Wenn während oder nach der Abendmahlshandlung auf dem Altar ein Licht verlischt; so stirbt ein Prediger; — wenn es gleich nicht der an derselben Kirche stehende ist. Das Abendmahl hülft für Krankheiten mehr, als alle Arzneien, — von einem Quacksalber; denn diese sind dem Körper schädlich. Wenn man es genossen hat, kann man ruhig sterben und seelig werden; — wenn man gut gelebt hat. Nach dem Abendmahl, glauben viele, ändert sichs mit der Krankheit, und es geht dann zum Leben oder zum Tode. Wer dieß fest glaubt, der befördert dadurch sein Genesen oder den Tod. Wer zum erstenmal zum Abendmahl geht, und Zahnschmerzen hat, der soll ein Stückchen Brodt essen, indem er aus der Kirche geht; denn vergehen sie; — wenn die Ursach derselben gehoben ist. Wer die Hostie aus dem Munde nimt, dieselbe wo anheftet, und darnach schießt, dem fehlt der Schuß nicht; — wenn er sich im Schiessen gehörig geübt hat. Ein Comunicant, bei welchem der Kelch aufs neu gefüllt wird, wird bald Gevatter stehen; — wenn man weiß, daß er dieß gern ist. Einige bilden sich auch ein, daß die Krankheit bei einem Kinde sich gleich breche, wenn man von einem Kirchenkelch etwas Metall abschabe, und ihm solches eingebe. Ist der Kelch von Silber; so ist es dem Kinde wegen der kleinen Portion, die ihm gereicht wird, eben nicht schädlich. Ist er aber von Messing, das selten ohne Grünspan ist; oder von gemeinem Zinn, das gewöhnlich mit Blei und Spießglaskönig versetzt ist; so kann schon etwas weniges davon einem zarten Kinde tödtlich seyn, oder dadurch doch Brechen, Krämpfe und Verzuckungen bei ihm erregt werden. Durch den Gebrauch solcher abergläubischen Mittel können also die Eltern selbst Mörder an ihren Kindern werden.

Aberglaube beim Kirchengehen.

Eine Mutter, die ein Kind hat, das gestillt wird, soll drei Sontage nach einander aus der Kirche gehen, und dem Kinde jedesmal ins Maul blasen; dann kommen ihm die Zähnchen aus; — wenn es Zeit dazu ist. Wer kauend in die Kir-

che geht, dem bleibt, wenn er stirbt, der Mund offen; — wenn er ihm nicht zugedrückt wird. Wenn der Seiger während dem Gebet des Herren schlägt; so stirbt einer; — wenn gleich nicht aus dieser, doch aus irgend einer andern Gemeinde. Wenn die Leute aus der Kirche kommen, soll man der Henne Eier unterlegen; alsdann werden sie bald ausgebrütet; — wo nicht, so ist es eine Anzeige, daß sie faul geworden sind.

Von Propheten, Wahrsagern und Zigeunern.

Die Welt ist voll von Menschen, die sich die Thorheiten, und die Leichtgläubigkeit anderer zu nutze machen, um theils sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen, theils sie zu betrügen. Ein Mensch der zukünftige Dinge vorhersagt, ist seines Beifalls desto gewisser, je dreuster er dabei zu Werke geht. Wer das Ende der Welt und den nahen jüngsten Tag verkündigt, den bewundert der Abergläubische. Ein gewißer Mensch, der wegen Untreue aus der Lehre gejagt wurde, und nach diesem noch Schicksale hatte, die von seinem Character kein gutes Urtheil fällen laßen, fieng endlich an, Wahrsager zu werden. Bald erschallte die Stadt von seinen wahrsagenden Eigenschaften. Man erzählte sich, wie er diesem eine unvermuthete Erbschaft; jenem den Tod seines Kindes; einem andern Krankheit u. s. w. vorhergesagt habe, und daß alles genau eingetroffen sey. Er erhielt bald in den angesehnsten Häusern Eintritt; bekam täglich guten Zuspruch, und wurde um Rath gefragt. Oft geschah es, daß er etwas vorhersagte, welches der Fragende eben so wol würde erfahren haben, wenn er an den rechten Ort gegangen wär. z. B. Ein junger Mensch hatte schon mehrmals um die Erlaubnis angesucht, heirathen zu dürfen, war aber immer abgewiesen worden. Endlich übergiebt er eine neue Bittschrift, und geht, nachdem er lange genug auf Resolution gewartet hatte, zu dem neuen Wahrsager. Dieser heißt ihn morgen wieder kommen; geht aber unterdeß zu dem, wo, wie er wol wußte, die Resolution lag, und erfährt da, daß diese vortheilhaft sey. Der junge Mensch kommt, wie er sollte, den andern Tag wieder, und der Wahrsager läßt ihn sich in eine

Ecke der Stube setzen, mit dem Befehl, nicht eine Silbe zu sprechen, und sich nicht zu rühren. Er selbst aber setzt sich mitten in die Stube auf den Boden hin, fragt den jungen Menschen um seinen Taufnahmen, nimt einen Calender und fängt an zu zählen, bis er auf ein und zwanzig gekommen war; scheint denn etwas auf seine Knie zu schreiben, steht wieder auf, läuft einigemal in der Stube auf und ab und sagt, nachdem er den Erwartungsvollen an den Puls gefühlt: — Gott sey mit dir. Geh nach fünf Tagen, aber eher nicht zum Herrn D. und du wirst finden, was du gesucht hast! Dieser läuft gleich den andern Tag hin, und findet die Bestätigung von dem, was er geglaubt hatte. Aber die Sache wurde bekannt, brachte ihn um seinen Credit, und zog ein Verbot nach sich, daß er künftig keine dergleichen Gaukeleien vornehmen sollte. Man fand bei ihm ein Verzeichnis aller Nahmen der Stadteinwohner, dabei den Tag ihrer Geburt, ihre Eltern und alle Anverwandte, und was er sonst noch nachrichtliches von ihnen erfahren hatte, wobei auch die Vermögensumstände eines jeden, seine Aecker u. s. w. angegeben waren. Beinahe zwischen jedem Blatt lagen Zettel, auf welche die an ihm gethane Fragen, und die gegebenen Antworten standen. Der eine z. B. hatte gefragt: ob seine Schwester bald sterben würde? und er hatte geantwortet: Ja, ehe der Mond siebenmal aufgeht! Aber sie wurde wieder gesund, und lebte noch, da seine Betrügereien entdeckt waren. Ohnerachtet er alle Familienverhältnisse der Stadt kannte; so gab er doch die Antworten nicht gleich, sondern allemal erst den andern Tag, während welcher Zeit er gewiß von dem die nöthigen Erkundigungen einzog, was er in seinen geschriebenen Nachrichten noch nicht hatte. Die ersten Blätter des Buchs, waren von einer fremden Hand folgendermassen beschrieben:

†

Mit Gott und seinem Sohne!

Jeder besitzt es, und kaum hundert verstehen es.

Du wirst getauft auf den Nahmen Gottes, und wenn der Mann des Herrn dir den Nahmen giebt, so legt er den Seegen, die Kraft und die Macht hinein. Amen.

Mit deinem Taufnahmen fange an, und mit dem Gebet höre auf.

Lege dich zur Ruhe, und du wirst sehen, was du verlangst. Die Sterne des Himmels seegnen deinen Nahmen, oder vermaledeien dich, — wilst du dieses wissen, so suche. Amen.

Nie sind Prophezeihungen eingetroffen, wenn auch der Prophetische Mann noch so zuversichtlich sprach. Ziehen, weiland Superintendent in Zellerfeld, berechnete aus dem Buche Chevilla, das aber niemand kennt, ein fürchterliches Erdbeben, das zwischen 1779 und Ostern 1780 Deutschland von allen angränzenden Reichen: Böhmen, Mähren, von den Alpen, von Frankreich und den Niederlanden abbrechen sollte. Das wisse er, sagte er, untrüglich aus diesem göttlichen Buch, und aus dem nur von ihm beobachteten Sinken der Erdfläche, welches sich durch das Hervorgehen des Sterns Kapella offenbahre. Diese Entdeckung machte er der Regierung kund, bekräftigte die Wahrheit derselben mit einem Eide, und machte sie in Schriften öffentlich bekant. Er entgieng der beßten Widerlegung durch den Tod, denn er starb im Mai 1780. Jetzt nun sieht jeder, daß diese obgleich eidlich bekräftigte Prophezeihung eine Thorheit war. Damals aber ergrif auch grosse Männer die Furcht, die sich bis nach den Niederlanden, England, Frankreich und Pohlen verbreitete; und halb Deutschland zitterte. Wer darüber spottete, hieß ein Ungläubiger, ein Freigeist. Freilich ists nun vergessen, aber zu unserer Demüthigung wollen wir zurück denken, daß z. zu einer Zeit, wo man auch schon dachte, die Welt wäre erleuchteter als jemals, so ausgebreiteten Glauben finden konnte.

Das Wahrsagen gewährt einen fast gewissen Verdienst. Man hat Beispiele, daß Leute davon reich geworden sind. Jeder Abergläubische; und wie viel sind deren? trägt ihnen zu. Die Prophezeihungen mögen noch so unwahrscheinlich und widersinnig seyn; genug, man glaubt ihnen: Denn die Betrüger verstehen die Kunst, die, welchen sie etwas verkündigen sollen, unvermerkt auszufragen, nehmen dann diese Umstände zusammen und prophezeihen dem Rathfragenden, was ihnen

wahrscheinlich ist. Wenn denn ihr Geschwätz mit dem erwarteten und geglaubten nur einigermassen zutrifft, so glaubt man und erwartet auch das unwahrscheinlichste desto gewisser. Der Glaube richtet sich oft nach den Wünschen; wenn daher der Betrüger diese erregt hat, so folgt darauf oft jener gewisse Glaube, der das Ansehen der Propheten und Wahrsager immer noch erhält. Wie viel Unglück ist durch diese Menschen schon angerichtet worden! Häuslicher Unfriede, Mismuth, fehlgeschlagene Hoffnung und Verzweiflung — sind die gewöhnlichen Folgen ihrer unseligen Vorhersagungen. Oft schon vernachlässigte der, der bei dem Wahrsager rathfragte, seine Berufsgeschäfte, und wartete auf jene ihm verkündigten glücklichen Zeiten; denn nur selten wird etwas verkündigt, das unangenehm seyn könnte. Die Verfahrungsart bei dem Wahrsagen mag noch so abgeschmackt seyn, das thut zur Sache nichts, man glaubt fast wider seinen Willen; so geneigt ist der Mensch, Betrügern zu folgen; so begierig, die Zukunft zu wissen. Ein geborner Türke **Erdmann Paul** hatte unter den Wahrsagern in Berlin so ausgezeichnetes Glück, daß er sich von dem Erwerbe seines Wahrsagens aus den Planeten, ein recht gutes Haus kaufen konnte. Sechs Groschen war das geringste, was er forderte, und man kann leicht denken, wie viel abergläubische Menschen, in einem Vierteljahrhundert (denn so lange trieb er sein loses Werk) ihr Scherflein ihm gebracht, und dagegen oft Wahnsinn im Kopf und Unmoralität im Herzen zurück getragen haben. Er gestand nachmals selbst, aus den Planeten einigen Mädchen Unzucht, als ein einträgliches Erwerbungsmittel angerathen zu haben. Manchem Eheweibe schwatzte er von Liebe eines vornehmen Mannes vor, den sie wol noch einmal heirathen könnte; und veranlaßte dadurch häuslichen Unfrieden und Ehescheidungen. Manchen beschuldigte er schädlicher Dinge, und stürzte ihn in Verzweiflung und Unglück. Manchem machte er grosse Hoffnungen von Glück, spannte dadurch seine Begierden aufs höchste, und wie es denn nicht anders seyn konnte — täuschte ihn. Das übelste hiebei war, daß so viele von ihm nur Hülfe erwarteten, auf ihn ihre alleinige Hof-

nung setzten, und dann statt Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, statt Nachdenken und Vorsicht ꝛc. den bequemern Gang zu diesem Elenden wählten, um Kenntnisse des Zukünftigen, und für ihr ganzes Leben Rath zu kaufen. Das Verfahren bestand lediglich darin, daß er sich das Datum der Geburt sagen ließ, dann im hundertjährigen Calender, in abgeschmackten Planeten- und Cometenbüchern nachschlug, die Prophezeihungen daraus herlas; aus dem Kopfe noch hinzusetzte, was möglicher Weise dem, den er vor sich hatte, begegnen konnte; in einem Büchlein mit flachen, unkenntlichen Holzschnitten, die Gesichter von des fragenden kunftigen Eltern und Liebschaften zeigte, endlich Karten legte, die er auf die bekannte abgeschmackte Art deutete: Der Knecht bedeutet ein Soldat, die Königin eine Braut ꝛc. So wenig gehört dazu, die Menschen zu täuschen! Sie nehmen ihren Betrügern die Hälfte der Mühe ab; und solch ein Mensch konnte in Berlin durch eine plumpe Kunst reich werden. Er war ganz das Gegentheil von dem, was man in der Beschreibung eines Volksbetrügers vermuthet, gar kein feiner, gewandter, angenehmer Mann; sondern der unwissendste, roheste, pöbelhafteste Erdensohn. Sein Aeusseres war niedrig, sein Ausdruck gemein, und selbst seine Taschenspielerei höchst dumm. Demohnerachtet gingen oft Vornehmere zu ihm. Plumpe und unwissende Menschen, Vagabonden und Bettler dürfen sich nur aufs Wahrsagen legen, und sie können auf sichere Einnahme rechnen. Wie oft wurde nicht selbst Religion gebraucht die Bosheit zu verstecken; und hat man nicht Beispiele daß solche Boshafte selbst biblische Prophezeihungen auf die ausgelassenste Art auf sich gedeutet haben. Ausschweifungen, und Liederlichkeiten, welche sich dergleichen Personen oft erlauben, vermindern den Glauben an sie nicht, sondern ihre Absichten sind dadurch schon befördert worden. Die aufgeklärte Obrigkeit betrachtet und behandelt einen solchen, wie er es verdient, als einen Wahnwitzigen: Aber der Glaube seiner Verehrer wird dadurch vielleicht noch vermehrt. Es ist fast nicht auszusprechen, zu was für Verirrungen der menschliche Verstand verleitet werden kann, und zu was für Thorheiten diese

ihn hinreissen. Hier ist ein Beispiel: Rosenfeld fing im Jahr 1762, da er 31 Jahr alt war, eine herumstreichende Lebensart an: Er hatte Wohlleben, Gemächlichkeit ꝛc. immer geliebt. Wo er nur hinkam, fing er an, von Religionssachen zu sprechen; gab sich für einen Propheten, der in der Bibel verkündigt sey, endlich, für den Heiland der Welt, den wahren Messias — für Gott selbst aus. Er fand vielen Glauben, Beifall und Anhang, und trieb dieß Werk um sich füttern zu lassen Geschenke zu bekommen, und Jungfrauen zur Erfüllung seines Wunsches zu bereden; und fand darin grosse Bereitwilligkeit. Eltern selbst brachten ihm ihre Kinder, an ihnen seine Lust zu büssen, und junge verheirathete Männer liessen ihm das Recht der ersten Nacht. Wegen dieser seiner ausgelassenen Schwärmerei, wodurch er auch andere verrückt machte, kam er auf zwei Jahre von 1769 bis 1771 ins Irrenhaus zu Berlin; aber seine Anhänger fuhren fort, an ihn zu glauben, und ihm ergeben zu seyn. Eine Mutter brachte ihm ihre eben 15 Jahr altgewordene Tochter in Begleitung eines Mannes und einer andern Frau dahin. Unterwegs sagte man dem Mädchen, sie müsse alles glauben, was Rosenfeld ihr sage, und alles thun, was er verlange. Rosenfeld sagte, er wolle jetzt das Mädchen zur Braut Christi machen, und that darauf in Gegenwart der Mutter und der übrigen an ihr, was er vorher an andern schon gethan hatte. Nach Verlauf jener 2 Jahre ward Rosenfeld wieder frei, streifte noch eine Zeitlang herum und kam 1775, 44 Jahr alt, wieder nach Berlin, sich da zur Ruhe zu setzen, und seine Lust gemächlicher zu büssen. Daher schrieb er einen Zirkelbrief an seine Anhänger, worin er ihnen eröfnete: Er habe die Schlüssel des Paradieses, bei ihm liege das Buch des Lebens mit 7 Siegeln verschlossen; um es zu entsiegeln, brauche er 7 Jungfrauen. Wer ihm seine Tochter nicht gäbe, über den würden alle Seelen ach und weh schreien. Sogleich wurden ihm die Mädchen geschickt; aber der kaltherzige, heilige Wollüstling behandelte sie schlecht. Nur eine hatte seine Gunst ganz: Bei ihr brachte er Nächte zu, und sie ward schwanger. Die andern rief er auch zur Befriedigung seiner Lust; aber sie

mußten vom frühsten Morgen bis in die späte Nacht Wolle spinnen, und ihn damit ernähren. Er prügelte diese sechs Mädchen, ließ sie hungern und behandelte sie wie Gefangene und Sclaven. Sie durften weder unter einander, noch mit ihren Eltern reden, quälte sie unaufhörlich mit Fragen, und fluchte und drohete zuweilen schrecklich. Vorzüglich war die eine, die Schwester seiner geliebtesten, ein Gegenstand des Hasses dieser letztern, und daher auch des Rosenfeld. Von Hunger und Verzweiflung überwältigt, entlief sie endlich zu ihrer Mutter: Aber auf des Heiligen Drohung, daß sie nicht zu den sieben glücklichen Jungfrauen gehören, und ewig verdammt werden solle, wenn sie nicht wiederkäme, kam sie, sagte aber zu einer ihrer Unglücksgenossen: „Meine Schwester und Rosenfeld haben mir schon das Mark aus den Knochen gesogen, jetzt gehts aufs Herz los, das wird bald auch abgefressen seyn.“ Sie starb kurz darauf bei Rosenfeld, und eine andere bald nach ihrer Zuhausekunft. Drei andere konnten es nicht aushalten, und entliefen, aber nichts empörte die Eltern. — Zu solchen Greueln, man kann es nicht oft genug wiederholen, verführt der unselige Aberglaube.

Was für Ansehen haben nicht auch die Zigeuner bei dem Unwissenden! Sie, die unregelmässigsten und liederlichsten Menschen, lügen, und man glaubt es ihnen, daß sie wahrsagen können. Man giebt ihnen Fleisch, Speck, oder was sie sonst verlangen, und hält gläubig die Hand hin, von ihnen sein künftiges Schicksal zu erfahren. Unter andern geben sie auch vor, die Feuerwurzel zu besitzen, welche die Kraft haben soll, zu verhindern, daß etwas angezündet werde. Ihrem Vorgeben nach bekommen sie diese Wurzel in grosser Menge alle Jahre aus Aegipten, wo sie auf einem hohen Berge wachse. Die Zigeuner, deren Leben ein Zusammenhang von Betrügereien ist, wohnen meistens in Scheunen, wenn sie auf ihren Zügen in einem Dorfe übernachten; und sind dann oft genöthigt, Feuer darin anzumachen, um ihre Speise zuzurichten, und sich vor Kälte zu schützen. Der Eigenthümer der Scheune würde ihnen dieß nicht gestatten, wenn sie ihn nicht beredeten, es könne

wider ihren Willen weder die Scheune, noch sonst etwas in Brand gerathen. Wenn dieß nun nicht geschieht, so ist nicht die vorgegebene Wurzel, oder die braunen Kugeln, welche sie an dem Hauptbalken des Gebäudes vernageln, die Ursach davon, sondern ihre Vorsichtigkeit, und die Sorgfalt, womit sie das angemachte Feuer beobachten.

Die Begierde das zukünftige zu wissen, die den Menschen so leichtgläubig, oft so abergläubisch macht, entsteht aus dem geheimen Bewustseyn, daß das künftige für ihn gehöre, daß er eine unsterbliche Seele habe. Es entsteht aber die Frage:

Ist es gut, sein künftiges Schicksal zu wissen?

Wir wollen immer glücklich seyn; daher entsteht der Wunsch, das zukünftige zu wissen. Würden wir denn aber, wenn uns nun die Zukunft aufgedeckt würde, glücklicher seyn, als wir jetzt sind; und würde nicht die es Vorherwissen, unser Glück auf mehr als eine Art hindern? Gesetzt, ein junger Mensch wüßte vorher, daß er zu einer gewissen Zeit, durch Erbschaft oder auf eine andre Art reich werden sollte; würde er fortfahren, so fleisig und tugendhaft zu seyn, als er bisher war, da er weiß, daß von diesen Bemühungen sein Glück nicht mehr abhängt? Wir erwarten von der Zukunft immer das beste; dieß spornt unsern Fleiß, und macht uns thätig: wüßten wir, daß unsre Bemühungen, wie es zuweilen wol der Fall ist, vergebens seyn würden; so würden wir in dem Bestreben zu grösserer Vollkommenheit lässig, folglich unglücklicher werden. Wir geniessen jetzt ein Glück, und freuen uns; wüßten wir das zukünftige Misgeschick, so würden wir das gegenwärtige Gute darüber vergessen, und unsre Tage in ängstlicher Erwartung der Zukunft, traurig verbringen. Auf der andern Seite, wenn wir in dem gegenwärtigen Unglück, die künftigen glücklichern Zeiten sehen könnten, so würden wir die Mittel, durch deren weisse Anwendung wir allein dazu gelangen können, ungebraucht lassen, und so unsern Zweck verfehlen. Selbst darin, daß die Zukunft unentdeckt ist, liegt ein Theil des menschlichen Glücks; darum

verbarg Gott sie uns weislich. Eine längst erwartete glückliche Begebenheit, von welcher wir gewiß wissen, daß sie eintreffen wird, verliehrt einen grossen Theil von ihrem Reiz, wenn wir sie nun wirklich geniessen: Dahingegen das Unerwartete durch seine Neuheit uns mehr erfreut. Hätten wir keine Hoffnung (und die würden wir nicht haben, wenn die Zukunft offen vor uns stünde) so würden wir ein einfaches, freudenleeres Leben führen. Welche Mutter würde sich die Erziehung ihrer Kinder angelegen seyn lassen, und wenn sie auch liebenswürdig wären, Freude über sie haben, wenn sie vorher wüßte, daß sie dieselben zu einer bestimmten Zeit verlieren würde? Sie würde sie nie ohne Thränen ansehen, oder an ihre Brust drücken. Welcher Vater würde zum Wohl seiner Kinder Nächte hindurch arbeiten und sorgen, wenn er voraussähe, daß trotz aller seiner Bemühungen, diese einst unglücklich würden? Würde nicht dadurch Gleichgültigkeit und lässige Betreibung der Geschäfte in allen Ständen überhand nehmen, und das Wohl und die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft gestört, vielleicht ganz zernichtet werden? Auch unsre Standhaftigkeit, Entschlossenheit, Geduld, überhaupt unsre Tugend wird durch das Ungewisse geprüft, bewährt und vergrössert; wenigstens würden wir sie nicht in dem Grade ausüben können, wenn wir wüßten, wie unsre Sachen ablaufen würden. Keiner arbeitet gern vergebens; jeder sucht dadurch sein Glück. Wüßten wir unsre künftige Lage und Verbindung; so würden wir dahin lediglich unsre Bemühungen richten, und alles beiseit setzen, was nicht dahin einschlüge. Die Menschen würden sich nicht, wie jetzt bemühen, den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu erreichen; und so würde die menschliche Gesellschaft die geschicktesten Männer entbehren, die eben dadurch, daß sie sich auf die ungewisse Zukunft vorbereiten mußten, so vollkommen wurden. Dank sey es der Vorsehung, daß sie uns die Zukunft verbarg! aber das Bemühen der Menschen, sie zu ergründen, ist fast ungemessen. Die Sterne, die Züge im Gesicht und in den Händen u. s. w. sollen sie eröfnen.

Vom Wahrsagen aus den Sternen.

Unter der Astrologie, welche ehedem so grosses Ansehen hatte, und eifrig erlernt und getrieben wurde, versteht man die Kunst, aus den verschiedenen Stellungen der Gestirne und ihrem Lauf zukünftige Begebenheiten: die Veränderungen des Wetters, die Fruchtbarkeit der Erde, die Schicksale ganzer Reiche und einzelner Menschen, und den Ausgang ihrer Unternehmungen vorher zu sagen. Der Ursprung derselben ist in dem Heidenthum zu suchen, da man glaubte, der Himmel habe selbst Leben, und beseele die Gestirne, welche daher sehr vollkommne Wesen wären. Man schrieb es ihrer innern, vortreflichen und göttlichen Natur zu, daß sie sich bewegen, und glaubte, daß die vornehmsten Theile der Gottheit darin befindlich wären, durch welche denn auch die Schicksale der Menschen und die Begebenheiten auf dieser Unterwelt regiert würden, welche man daher durch fleissige Beobachtung derselben voraus sehen könnte. Man glaubte, Gott habe jedem Planet einen Erzengel zugeordnet, der Legionen Engel unter sich habe. Sobald nun ein Kind geboren würde, sende der Erzengel einen seiner Untergebenen, der Zeitlebens bei dem Kinde bleibe, welches denn auch solche Eigenschaften bekomme, als der Planet habe, unter welchem es geboren ist. Selbst Philipp Melanchton, der gelehrte Gehülfe Luthers zur Reformation, war von dieser Art des Aberglaubens angesteckt, und suchte durch Astrologie sein Lebensende zu erfahren. Als er daher um die Zeit, auf welche er sich seinen Tod prophezeihet hatte, zu der Versamlung der Theologen reisete, die 1540 zu Hagenau gehalten ward, setzte er vorher zu Wittenberg ein Testament auf; verfiel aber unterwegs schon zu Weimar in eine tödtliche Krankheit, die ihren Grund lediglich in seiner Einbildung hatte. Der Churfürst von Sachsen schickte Luthern von Wittenberg dahin, dem kranken Melanchton mit Trost beizustehen. Als dieser ankam, fand er ihn beinahe in den letzten Zügen; die Augen waren schon gebrochen, Sprache und Gehör ihm vergangen; er kannte niemand mehr. Luther erschrack darüber sehr, nahm den schon halbgestorbenen Melanch-

ton bei der Hand, und redete ihn mit den Worten an: „Sey getrost, Philippe, du wirst nicht sterben.“ Ob Gott schon Ursach hätte, dich zu tödten; so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe, u. s. w. Melanchton erholte sich und wurde gesund. Er gesteht in einem Brief, den er nachmals geschrieben hat, daß diese erschreckliche Krankheit blos von einem Gemüthskummer hergerührt, den ihm eine fremde Sache verursacht habe; und er würde an derselben gestorben seyn, wenn er nicht durch Luthers Ankunft dem Tode gleichsam aus dem Rachen wäre gerissen worden. Wäre Melanchton wirklich gestorben; so würden wenigstens die Freunde der Astrologie, dieß als einen Beweis für sich angeführt haben, ohnerachtet Erfolg von eingebildet-untrüglicher Vorhersagung nichts beweisen kann. Ein Mensch, der gewiß glaubt, daß er auf einen bestimmten Tag sterben werde, kann allerdings an Einbildung sterben; denn je näher die Stunde kommt, desto lebhafter werden die Todesvorstellungen, alle Bewegungen des Körpers gerathen in Unordnung, verursachen den Tod, und der Abergläubische ist dahin. Der Aberglaube hat die Meinung gebracht, daß bei der Geburt eines Menschen ein neuer Stern an den Himmel gesetzt werde; je nachdem der Stern leuchte, sey das Schicksal des Menschen gut oder böse: Er werde reich, wenn dieser schön glänze; arm, wenn er nicht viel glänze; er sterbe, wenn sein Stern vom Himmel falle. Die Verbindung des Jupiters oder der Venus mit dem Mond sey bei der Geburt der Kinder glücklich; die des Saturns und des Mars unglücklich. Aber die Gestirne halten einmal wie das andre ihren Lauf; wie könnten sie dem neugebohrnen Kinde Glück oder Unglück verkündigen, oder die Begebenheiten der Welt und der Menschen anzeigen? Eben so wenig Einfluß können sie auf den Character der Menschen haben. Schon ein weiser Heide, Cicero, erklärt das Vorhersagen aus den Sternen für das, was es ist, für Aberglaube. „Es ist zu wenig, sagt er, es Thorheit zu nennen, wenn man ein Kind nach der Beschaffenheit des Himmels beurtheilt; es ist Unsinn. Woher kommt es denn, daß oft Zwillinge, die doch unter einerlei Gestirn ge-

bohren sind, so verschiedene Schicksale haben? Wie weit sind die Planeten entfernt? Kann man sich ihren Einfluß als möglich vorstellen? Es wäre gewiß vernünftiger, wenn man sagte, die Veränderungen des Windes und des Wetters hätten Einfluß auf die Geburt des Menschen u. s. w." Bestimmten die Gestirne der Menschen Denkungsart und Schicksal, wozu hätten sie den freien Willen? Die, welche in einer Schlacht das Leben verlieren, sind gewiß nicht unter einerlei Gestirn geboren. Die Wahrsagungen der Astrologen, wenn sie auch nach allen Regeln der Kunst gemacht worden wären, sind falsch und betrüglich, und können die Probe nicht halten. Unter hundert Personen, welche sich die Nativität stellen lassen (so nennt man es, wenn jemand sich von einem Sterndeuter aus dem Gestirn, unter welchem er, wie er glaubt, gebohren wird, aus dem Tag seiner Geburt u. dgl. das zukünftige vorhersagen läßt) wird immer nur bei sehr wenigen der Erfolg mit dem Vorhersagen übereinstimmen, und wenn es geschieht; so ist es zufällig. Man ist geneigt, die Begebenheiten des zukünftigen Lebens als solche zu betrachten, die der Sterndeuter vorhergesagt hat. Mir soll es gleichgültig seyn, wenn man mir sagt, daß der Anblick des Gestirns in der Stunde meiner Geburt lächelnd oder drohend gewesen ist. Können die Körper, die sich ihres eigenen Daseyns nicht bewußt sind, und welche die ihnen vom Schöpfer angewiesene Laufbahn nach unwandelbaren Regeln fortgehen, mir von künftigen Dingen Nachricht ertheilen? Soll ich zu einer groben, unempfindsamen Materie meine Zuflucht nehmen? Nein! Oft will ich mein Auge nach jenem Sternenfeld hinrichten, und darin die Allweisheit und Allmacht des Schöpfers bewundern. Nie soll mich ihr Anblick zu dem thörigten Gedanken verleiten, von ihnen die Zukunft lernen zu wollen. — Die Sternkunde (Astronomie) welche uns die Grösse der Himmelskörper, ihre Entfernungen und Bahnen lehrt, ist nicht nur erlaubt, sondern auch sehr nützlich. Sie beruht auf sichern Gründen und Erfahrungen. Aber so ist es nicht mit der Astrologie, durch welche freilich auch schon manche wichtige Begebenheit bewirkt worden ist. Die Engländer hatten bis auf ei-

ne Festung in Frankreich alles erobert, und Carl der siebente wollte schon in eine gebirgigte Landschaft fliehen, und sich da verbergen. Aber Agnes Sorel, Carls Gesellschafterin, ließ einen Sterndeuter holen, der, nachdem sie das nöthige mit ihm verabredet hatte, ihr in Gegenwart des Königs sagte: Wenn ihn nicht alle Gestirne betrögen; so würde sie einen grossen König noch lange vergnügen. Sie stellte sich, als ob sie nun zum König von England gehen wollte. Carl bekam Muth, mit ihm das Volk, man spielte den bekannten Auftrit mit dem Mädchen von Orleans, die sich göttlicher Offenbahrungen rühmen mußte, und die Engländer wurden wieder aus Frankreich vertrieben. — Aber das rechtfertigt keine Betrügerei, wenn dadurch einmal etwas gutes oder wichtiges geschieht.

Phisyognomie

ist diejenige Wissenschaft, da man aus den Zügen des Gesichts (der Abergläubische sieht besonders auf die der Stirn) jemandes Character zu errathen sucht. Mann kann nicht in Abrede seyn, daß manchem Menschen die Falschheit, List, Dummheit, u. s. w. und einem andern Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Aufgeklärtheit u. s. w. gleichsam aus dem Gesicht hervorsieht. Etwas von jemandes Sinnesart kann man aus seinem Gesicht allerdings lesen; aber dieß ist nicht untrüglich. L. hatte schlechte Erziehung, mußte ganz sich selbst bilden; arbeitete Jahre, ehe er die üblen Eindrücke und Gewohnheiten, die ihm aus den Jugendjahren anklebten, wieder verlöschen konnte. Durch anhaltendes Bemühen, durch lange Uibung, und den mannigfaltigen Umgang mit andern, bildete er sich endlich den guten, geraden Character, mit dem man durch die Welt kommt und glücklich ist. Aber in seinem Gesicht hatte sich so etwas gesetzt, das fast jedem misfiel, andre gegen ihn mistrauisch machte, und ihm manche Unannehmlichkeit zuzog; und kein Phisyognomist wollte mit ihm zu thun haben. Hier verkannte man in dem freilich etwas verzogenem Gesicht und der finstern Stirn den ehrlichen Mann: Dort glaubt man ihn in dem freundlichen Gesicht des Höflings zu finden, der von Jugend auf an lächelnde

Mienen und an Geschmeidigkeit gewöhnt wurde. An Phisyognomie ist etwas; aber das

Wahrsagen aus dem Gesicht.

ist Betrug. Wenn ein äusserst boshaft aussehender Mensch mit diesem seinen Aussehen, ein äusserst schlechtes Leben verbindet; so kann man wol vorher sagen, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde. Wenn ein äusserst freundlich aussehender Betrüger in seinen Betrügereien fortfährt; so kann man vorher sagen, daß sie endlich an den Tag kommen, und er den verdienten Lohn empfangen werde. Und wenn der gute Mann, dem Ehrlichkeit aus dem Gesichte hervorleuchtet, rechtschaffen denkt und handelt; so kann man ohne Wahrsagerkünste wissen, daß sein Ende gut seyn werde. Lediglich nach den Zügen des Gesichts jemandes Schicksale vorhersagen wollen, ist Thorheit: Nur Handlungen ziehen Lohn oder Strafen nach sich; und es ist wahr, was das Sprichwort sagt, daß jeder seines Glücks Schmid ist.

Vom Wahrsagen aus den Händen.

Der Trieb, das zukünftige zu wissen, ist an sich sehr unschuldig, wenn er durch Vernunft regiert wird; aber die meisten Menschen folgen diesem Triebe blindlings, auf thörigte und lächerliche Weise, und sind zufrieden, wenn ihnen nur wahrgesagt wird. Die albernsten Prophezeihungen finden oft den mehresten Beifall, und man kann nicht leichter zu Ansehen gelangen, als wenn man recht viel thörigte Dinge vorhersagt, denen es jeder Vernünftige ansieht, daß sie niemals erfolgen werden. Eine alte Zigeunerin wird dem Abergläubischen ehrwürdig, wenn sie den prophetischen Mund öffnet, und ein Verrückter wird bewundert, wenn er wahrsagt. Kaum läßt sich ein schwarzbraunes Zigeuner-Gesicht sehen, so läßt jeder seine Geschäfte und läuft demselben nach, um etwas glückliches zu hören. Die Zigeuner sind dreust genug, mit ihren Wahrsagereien sich jedem aufzudringen, und unverschämt zu sagen, daß man es bedauren werde, wenn man sie nicht hören würde.

Ungeheissen stehen sie still, und rufen: „Gott grüsse dich, mein Herr! Ach was hast du für ein gutes Herz, und hast doch so viele Feinde und Neider, die immer mit dir umgehen, und dir so freundlich begegnen. Du wirst sehr alt werden, grau wirst du werden, und du wirst auch selig werden.“ Vergebens bietet man ihnen ein Almosen an, um weiter zu gehen, oder legt ihnen Stillschweigen auf. „Wir sind auch Christenleute, antworten sie, und glauben an den Herrn Jesum; aber höre uns an, wir haben bei Generals und Obersten Gehör gefunden. Es steht dir ein groß Unglück bevor: Hüte dich vor zwei Paar Schuhen! Du kannst es aber vermeiden. Hör mein Herr! es ist nicht gut, daß alle Leute alles wissen; ich kann dir hier auf der Strasse nichts sagen; komm mit mir, so will ich dir die beschreiben, denen du so viel traust, und die doch hinter dir her sind. — Ach du hast heimliche Feinde, und dein edles Herz macht, daß sie dich hassen. Hör mich an, mein Herr, ich will dir alles sagen, was sie vorhaben.“

Die Zigeuner richten ihre Prophezeihungen sehr allgemein ein, so, daß jeder sie auf sich anwenden kann. Wer sollte nicht Feinde haben, wer es wenigstens nicht glauben, wenn ihm dieß gesagt wird? Wer sollte nicht Ursach zu haben glauben, sich,

wie der Zigeuner sagt, vor zwei Paar Schuhen zu hüten? Wer nicht gern glauben, daß ihm Unglück oder Glück bevorstehe, wenn es ihm prophezeihet wird? Die Zigeunernachrichten, sagt man, können doch zur Warnung dienen, und unter diesem Vorwand hört man ihr Geschwäz an, und glaubt am Ende doch, daß es wahr seyn könne. Man hängt den dadurch erzeugten Gedanken nach, und kann ihrer oft nicht los werden; daraus entsteht denn Mistrauen, und aus diesem Beleidigungen und Feindschaften. Fast bei jedem liegen abergläubische Neigungen verborgen; freilich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger: Nur wenige sind ganz frei davon. Der Mensch ist allzugeneigt, sich selbst zu betrügen, weil er die Umstände der Sache nicht recht untersucht. Man besinnt sich, daß das Wahrsagen einer Zigeunerin doch einmal eingetroffen sey; und daß doch wol etwas an der Sache seyn müsse. Jene Anrede, die sie an einen wie an den andern halten, ist so allgemein, daß der gute Mensch die Wahrheit ihres Inhalts nicht bezweifelt, und auch der schlechteste sie auf sich anwendet. Und wo lebt wol einer, der nicht glauben sollte, Feinde zu haben? Die Zigeunerin beschreibt die Feinde als solche, mit denen man umgeht, welche man kenne. Natürlich müssen es solche seyn, denn die, mit welchen wir nicht Umgang haben, die wir nicht, und die uns nicht kennen, die können auch unsere Feinde nicht seyn. Langes Leben, graue Haare, Seeligkeit, sind Dinge, die jeder gern hört, von Herzen wünscht, und daher desto leichter glaubt, daß sie ihm zu Theil seyn werden. Die Sache der Zigeuner ist, durch das angenehme in den Prophezeihungen ihnen schnellen Beifall zu verschaffen; denn nur selten hängen sie etwas unangenehmes an, und wenn es geschieht; so suchen sie es bald wieder gut zu machen. Man weiß, daß der Tod auf den Tag und die Stunde, welche die Zigeunerin einem sagte, wirklich erfolgt ist; aber woher kam dieß? Klein, der leichtgläubige, hatte auf Zigeunerinnen grosses Vertrauen gesetzt, und ließ sich diesem zufolge fast von jeder in die Hand sehen. Einst verkündigt ihm eine mit vieler Zuversicht den Tod. Angst befällt ihn, er zählt die Tage, und — endlich bricht der schreckliche Morgen an. Was soll er an-

ders thun, als sich zu seinem Ende zubereiten? Die zunehmende Furcht vor dem Tode fängt an, seine Seele zu beschäftigen, und sich seiner ganz zu bemächtigen. Immer grösser wird die Unordnung in der Bewegung des Bluts und der Säfte; wird grösser, je näher die Sterbestunde kommt: Sie schlägt — welch ein erschütternder Eindruck — Krämpfe, Konvulsionen, der Tod folgen. Klein stirbt auf jene Prophezeihung; aber ganz natürlich.

Die Zigeunerin biegt die Hand auf alle Art zusammen, wenn sie wahrsagen will, beobachtet den, den sie vor sich hat, sagt etwas und merkt darauf, wie es ihm gefällt. „Deine Lebenslinie hat eine Witwe; deine Liebe ist beständig, und du wirst diese Nacht von ihr träumen. Du bist noch ein Junggesell; aber du wirst es nicht lange mehr bleiben. Du bist einer gewissen Person angenehmer als du wohl denkst. Ach Herr, deine muthwilligen Blicke verursachen dem Herzen einer schönen jungen Frau viel Pein; du hast deinen lächelnden Mund nicht vergebens.“

Man muß das Gesindel beobachten, wenn sie im Hause sind, und sich in acht nehmen, daß sie die Taschen nicht leeren; denn darin sind sie ihrer Kunst gewisser, als in dem Prophezeihen.

Die vorgegebene Kunst, aus der Hand, den Erhebungen und Linien derselben, den Character, die Schicksale, die Art des Todes u. dgl. vorherzusagen, heist Chiromantie. Die Richtung der Linien in den Händen hängt von der Behandlung der Kinder in der zartesten Jugend ab. Je zeitiger die Kinder zum freien Gebrauch ihrer Glieder gelassen werden; desto weniger und kleiner sind die Linien: Werden diese lange eingepreßt, so werden sie auch stark und lang, und werden ihrer viele; und nach dem die Hände so oder anders eingewickelt werden, nach dem formen sich die Linien. In spätern Jahren hängt die Richtung derselben von den verschiedenen Verrichtungen der Hände ab. Nach dem ein Mensch viel oder wenige, grobe oder leichte Arbeiten verrichtet, nach dem werden die Linien lang oder kurz, stark oder schwach, oder ihre ganze Richtung wird verändert. Ein Grobschmidt muß andre Linien in seine Hände bekommen, als ein Schreiber. Es giebt Leute, deren Linien in den Händen

ganz blaß und fast weiß aussehen, und sie sind die gesundesten; und andere, deren Linien schön roth sind, sind die kränklichsten. Hieraus erhellet, daß die Kunst, aus den Händen etwas zu sagen, Thorheit ist; und die Worte Hiob 37, v. 7 die man hieher gezogen hat, sagen nichts anders, als daß die Menschen und alles ihr Thun von Gott abhängt. Der Chiromantist sagt, und der Abergläubische glaubt, daß man alles, was der Mensch je gethan und noch thue, aus seinen Händen lesen könne: Würde nicht die Chiromantie grossen Nutzen in Gerichten haben? Aber sie wird von allen Verständigen mit Recht als eine Kunst ohne Grund verworfen.

Vom Wahrsagen aus der Caffeetasse.

Man trägt einer Wahrsagerin (denn gewöhnlich geben Weiber sich damit ab) eine Frage vor, die man sich beantwortet wünscht, z. B. wer dieß oder das gestohlen; ob man es wieder bekommen werde? u. s. w. Es wird Caffee gekocht, und es versteht sich, daß man der Wahrsagerin ein Paar Schälchen geben werde. Kaum ist dieß geschehen, so kommt der Geist der Wahrsagung über sie. Sie schüttet in das Oberschälchen etwas dicken Caffeesatz, schwingt dasselbe dreimal in die Runde herum, haucht dreimal (nicht mehr und nicht weniger) hinein, setzt sie dann so lange, daß das Gebet des Herrn dreimal gebetet werden kann, auf die Untertasse umgekehrt hin, so daß die dünnen Feuchtigkeiten ablaufen; setzt dieses Oberschälchen an einen andern Ort; nimt es, nachdem sie drei Kreuze darüber hingemacht hat, auf; sieht hinein, um aus den darin hangen gebliebenen Theilchen des Caffees das unbekante bekannt zu machen. Die Wahrsagerin redet in einem bestimmten Ton, z. B. „Der Dieb hat schwarze Haare u. s. w. aber er ist mit dem gestohlnen schon über fliessendes Wasser, und ich kann es nicht wieder schaffen.“ Man erstaunt; denn Kunz, den man für den Dieb hält, hat schwarzes Haar, und ist jetzt nicht zu Hause. Aber man sieht leicht, daß solche Wahrsagereien Betrug sind. Die fragende Parthei kann gewöhnlich nicht schweigen, und entdeckt daher der listigen Wahrsagerin alle Muthmassungen, wonach denn diese ihre Ant-

worten einrichtet, die ohnehin so allgemein sind, daß sie auf hunderterlei Art ausgelegt werden können. Man lege ihr eine zweifelhafte Frage vor, und entdecke darüber nichts; und man wird sehen, daß sie so wenig zu deren Beantwortung weiß, als jeder andre. Die Erfahrung lehrt es ja, daß die Wahrsagungen der Caffeeprophetinnen nicht eintreffen, und daß sie es selbst gestanden haben, sie wüßten von dem, was sie entdecken sollen, nichts. Dennoch geschieht es oft, daß nicht nur gemeine Leute, sondern auch solche, die nicht zum Pöbel gerechnet seyn wollen, aus der Caffeetasse sich wahrsagen lassen. Eine solche Wahrsagerin ist eine höchst gefährliche und schädliche Person; denn sie lockt nicht nur durch Lügen andern das Geld ab, sondern bringt oft auch unschuldige Leute in Verdacht, und stiftet Mistrauen und Uneinigkeit. Trude ist eifersichtig auf ihren Mann; sie fragt eine Wahrsagerin, und diese versichert, daß ihr Mistrauen gegründet ist. Seitdem nimt der häusliche Unfriede überhand, und das Ende ist Ehescheidung. In einem andern Hause war etwas gestohlen, man fragte dasselbe Weib, und vernimt in ihrer Antwort, daß der Dieb eine gewisse Person sey, welche in dem Hause aus- und eingehe. Man hatte dieß vermuthet. Dem ehrlichen Mann wird das Haus verboten, und sein guter Nahme ist besudelt. — V. kehrte von einem Spazierrit nach Hause, als er auf einem Fußwege, der quer über das Ackerfeld gieng, ein Bauermädchen sah, die bald still stand, bald wieder ging, sich zum öftern umdrehete, und nach ihm hinblickte, und dann auf einmal im vollen Sprunge auf ihn zukam. Sie rief, daß er doch halten mögte. Er hielt, und kaum war sie bei ihm, als sie mit der einen Hand den Zaum des Pferdes faßte, und die andere ihm treulich hinbot. Er kannte sie nicht, muthmaßte verschiedenes, und behandelte sie glimpflich. Sie weinte aber, und that auf einmal ihm den Antrag, sie zu heurathen, weil es ihr prophezeihet sey, daß sie ihn zum Manne haben würde. V. sagte, daß er in einigen Tagen gewiß kommen wollte, und hieß sie jetzt heimgehen. Er kam, und fand das arme Mädchen in einer starken Phantasie, darin sie einen Schimmel und einen goldenen grünen Rock oft erwähnte. V. hatte an dem

Tage, da ihn das Mädchen anhielt, just einen grünen mit Gold besetzten Rock angehabt, und wußte, daß er der Gegenstand der Phantasie sey. — Der Vater erzählte, daß seine Tochter, da sie vor drei Tagen zu Hause gekommen, gesagt habe, die alte B. sey doch eine gescheute Frau; sie habe ihr aus der Caffeetasse einen Mann prophezeihet, der auf einem Schimmel reite, und einen grünen mit Gold besetzten Rock anhabe. Nun werde er auch kommen, und sie heurathen. Sie habe ihre Sonntagskleider anziehen wollen, ihm entgegen zu gehen. Da er es aber gemisbilliget, so sey sie in denjenigen Zustand gefallen, worin B. sie angetroffen. Man gab ihr einen Arzt, und nachdem sie wieder etwas hergestellt war, rit B. in dem nemlichen grünen Rock zu ihr, und behing sein Pferd mit einem weissen Mükengarn. Sie hatte den Gedanken, ihn zum Mann zu bekommen, noch nicht aufgegeben: er aber versicherte, daß er in seinem Leben keinen Schimmel geritten habe, daß er daher unmöglich der Mann seyn könne, der ihr von der alten prophezeihet sey. Sie weinte anfangs zwar, schien aber doch in etwas ruhiger zu werden, und wurde nach und nach von der einfältigen Meinung, welche die alte B. ihr beigebracht hatte, wieder geheilt. So veranlassen dergleichen Wahrsagerinnen für etwa 2 Groschen, die ein Einfältiger ihnen giebt, die traurigsten Zufälle; machen den Unglücklichen nur noch elender, und haben oft schon seinen Tod befördert.

Vom Wahrsagen aus dem Wasser.

Die Hidromantie, oder die Kunst, aus einer mit Wasser gefüllten Bouteille zu weissagen, hat ihren Ursprung aus dem Heidenthum. Man nahm in jenen Zeiten ein reines Glas, füllte es mit klarem Wasser, und steckte rund umher brennende Fackeln an; worauf eine schwangere Frau, oder ein unschuldiges Kind vor dasselbe traten, und auf die vorgelegten Fragen Antworten fodern mußten. Dann soll sich die Gestalt desjenigen, den man dazu aufgefodert hat, darin gezeigt, und auf das, darum man ihn befragt, geantwortet und geweissaget haben. Auch in neuern Zeiten hat man dieß probiret: Mit was für Erfolg?

kann man leicht vermuthen; denn wie könnte so etwas wirklich möglich seyn? Gewiß ist der durch Gaukelei betrogen, der es selbst gesehen und erfahren zu haben glaubt. — Hiermit hat das Crystallsehen Aehnlichkeit, welches darin besteht, daß man in einem besonders bereiteten Spiegel oder Glase Verrichtungen abwesender Personen zu sehen sucht.

Vom Wahrsagen aus dem Klingen in den Ohren.

Das Klingen in den Ohren hält der Abergläubische für eine Wirkung, die dadurch verursacht werde, wenn abwesende Leute von ihm reden. Schon in den ältesten Zeiten hielt man die rechte Seite für glücklich, und die linke für unglücklich; und man hat dieß auch auf das Ohrenklingen angewendet. Wenn daher gutes von einem Menschen gesprochen wird, soll sein rechtes Ohr klingen; und wenn böses geredet wird, das linke. Aber das Ohrenklingen rührt weder von äussern, noch entfernten, als das Sprechen der Leute ist — sondern von Ursachen in den Hörgängen des Ohrs her, die in Vollblütigkeit und Erhitzung des Bluts zu suchen sind. Sobald es dem Abergläubischen in dem Ohr klingt, so denkt er geschwind an alle die, von denen er etwa glaubt, daß sie von ihm sprechen mögten. Der, bei welchem das Klingen aufhört, soll es nun gewesen seyn, der vom ihm geredet hat. So unbedeutend und lächerlich dieß scheint, so gewiß ist es, daß Feindschaften daher entstanden sind; denn der Abergläubische hält dieß für untrügliche Anzeige, beurtheilt und behandelt andre danach. Das Klingen in den Ohren ist etwas ungewöhnliches. Es währt nicht lange, entsteht plötzlich, und hört plötzlich auf. Alles ungewöhnliche hat, besonders bei alten Mütterchen, seine Bedeutung. Weil sie nun zu der Zeit, da es in ihren Ohren klingt, sich wohlbefinden; so suchen sie die Ursach davon nicht in ihrem Kopfgehäuse, sondern außer sich, bei andern Menschen. Das Klingen in den Ohren macht einen widrigen Ton und ist beschwerlich; so muß es auch etwas widriges anzeigen, wenigstens wenn es auf der unglücklichen linken Seite ist: Auf der andern könnte es wol etwas gutes bedeuten.

Wie sollte es denn möglich seyn, daß die Worte eines Abwesenden, der aber so weit entfernt ist, daß ich sie nicht hören kann, in meinen Ohren ein Klingen erregen könnten; und zwar in dem rechten, wenn er Vortheilhaft, und in dem linken, wenn er nachtheilig redet?

Vom Wahrsagerloose.

Bei dem Loose wird die Entscheidung einer Sache dem Ohngefähr überlassen. Die Alten hielten vielerlei Arten des Looses für heilig, weil sie glaubten, daß sie von Göttern, oder gewissen Geistern regiert würden; daher waren sie meistens in den Tempeln angeordnet, und standen unter der Aufsicht der Priester. Der Gebrauch des Looses, dadurch etwas ungewisses zu erfahren, schlich sich aus dem Heidenthum in die christliche Kirche, nur daß hier statt des Homers und Virgils, die heilige Schrift gebraucht wird, die gewiß nicht zu dieser Absicht gegeben ist. Ehedem schlug man jene Schriftsteller, den Homer oder Virgil auf, las das erste, was in die Augen fiel, und glaubte, dieß zeige an, ob man glücklich oder unglücklich seyn werde; ob man die Sache unternehmen dürfe oder nicht? Die Christen brauchen dazu die heilige Schrift, die sie besonders des Morgens in der Absicht aufschlagen, daraus zu erfahren, was ihnen diesen Tag begegnen werde, ob ihr Unternehmen glücklich von statten gehen werde u. s. w. Durch solch thörigtes Forschen des Künftigen in dem heiligsten Buch spottet man Gott, und versündigt sich schwer. Auch bei den unbedeutendsten Geschäften wird der Abergläubische, entweder aus Mangel an Einsichten, oder aus Eitelkeit sich bereden, daß Gott ihm einen ausserordentlichen Wink geben werde, diese oder jene Auswahl zu treffen. Er ist bei dieser Verfassung seiner Seele unglücklich; denn er schwebt immer zwischen Furcht und Hoffnung. Der aufgeschlagne Spruch verkündigt Noth, Elend u. dgl. Nun, so mag er sich in einem Meer von Freude befinden; er wird doch traurig seyn, und furchtsam auf die Zukunft warten. Die Frau eines Predigers pflegte alle Morgen entweder in der Bibel oder in einem sogenannten Spruchkästlein aufzuschlagen, und seit einiger

Zeit traf es sich, daß der Spruch immer vom Tode handelte; dadurch sie endlich, ob sie gleich Anfangs gleichgültiger schien, so beunruhigt wurde, daß sie Tag und Nacht an nichts, als an Tod und Sterben dachte: Und da sie noch im Wochenbette fortfuhr, prophetische Sprüche aufzuschlagen; so starb sie, ohnerachtet die Umstände so gefährlich nicht waren, weil diese Sprüche fortwährend vom Tode, von der Zubereitung auf die Ewigkeit ꝛc. redeten. Ganz natürlich! denn das ist fast durchgehends der Inhalt dieser Bücher. Wollte man sich im Thun und Lassen nach dem Loose und nach den aufgeschlagenen Sprüchen richten; so würde man oft fehlen, oft unterlassen, was man jetzt hätte thun müssen; würde thun, wozu man bequemere Zeit hätte abwarten sollen. Wozu hätte Gott uns Vernunft gegeben, wenn ein Ohngefähr unser Thun und Lassen und unsere Entschliessungen bestimmen sollte? Wenn wir Gründe und Gegengründe reiflich überlegt haben; so wählen wir das, was uns das beste scheint, wie könnte uns dieß aber ein Spruch, der uns in einem Schatz- oder Spruchkästlein vorfällt, wenn wir dasselbe aufschlagen, so untrüglich sagen?

Von dem Kartenschlagen.

Der Wahrsager mischt die Karte, läßt sie den, der sich will wahrsagen lassen, abheben, und ein Blatt wählen, wonach er, wie er vorgiebt, sich richten will. Dann legt er die Blätter, je achte nach der Reihe auf, betrachtet die Lage des von jenem erwählten Blatts, und die Lage der andern gegen dasselbe, und fängt nun an, vergangnes und zukünftiges zu sagen. Jedes Blatt in der Karte, jede Farbe hat ihre Bedeutung. Es ist aber ganz willkührlich, wie man sie deutet, und jeder kann sich selbst die Regeln entwerfen, wonach er aus der Karte wahrsagen will. Was für Verbindungen kann ein erwähltes, gezogenes oder geworfenes Blatt mit den Schicksalen der Menschen haben, und wie könnte man daraus vergangne und zukünftige Dinge sehen? Warum soll diese Farbe Glück, jene Unglück zeigen? könnte es nicht gerade umgekehrt seyn? Ist dabei ein

Ohngefähr; so kann man auf die daher genommene Prophezeihung nicht bauen. Sollte Gott, wie man glaubt, einen guten Geist wirksam dabei seyn lassen, wie könnte er wahrsagen verboten haben? Auch durch Kartenschläger sind oft Menschen unglücklich geworden; Hier ist ein Beispiel davon: — In dem Dorfe Wuthenow, eine Meile von Soldin (einem Städchen in der Neumark) wurden dem Krüger oder Schenken 50 Thaler, lauter harte Thaler und Achtgroschenstücken gestohlen. Der Krüger ließ sich die Karten legen, und das Weib, die dieß that, sagte, daß der erste Jude, der in einem braunen Rock zu ihm käme, sein Geld gestohlen habe. Ein alter Jude aus Lepehne, der in Soldin zu Markte gewesen war, kehrte kurz darauf da ein, um einmal zu trinken. Der Krüger sahe kaum, daß der Jude einen braunen Rock anhatte, als es ihm einfiel, daß der wol der prophezeihete Dieb seyn könne. „Habt ihr kein hart Geld? — fragt er ihn — laßt mir doch einige Thaler ab.“ Der Jude versicherte, daß er hart Geld hätte, welches er in Soldin eingewechselt, um es auf der frankfurter Messe zu gebrauchen; aber er wollte ihm doch 6 Stück ablassen. Der Krüger sahe, daß der Jude an 18 Stück hatte, und beredete sich mit seiner Frau, Knecht und Magd, ihn zu binden und zu knebeln. Dieß geschah! Der Jude wurde mit einem Strück über den Leib, den man hinten mit einem Prügel zusammendrehte, so gedrückt, daß ihm das Blut aus Mund und Nase lief; und als er dennoch unter grossem Geschrei seine Unschuld versicherte, legte man ihm zwischen jeden Finger und Zehe kleine Hölzer, und drückte sie zusammen, und prügelte den armen Mann unmenschlich, daß er gestehen sollte. Der Lerm und das Geschrei rief die Nachbarn herbei, die, weil sie das Haus verrügelt fanden, die Thür einschlugen, und den schon halbtodten Juden von der Grausamkeit des Krügers retteten. Die Sache wurde untersucht, und der Jude ganz und gar unschuldig befunden; denn er hatte das harte Geld bei einem Kaufmann in Soldin eingewechselt. Diese Geschichte hat sich 1784 im Juni, an Ort und Stelle ganz so zugetragen, wie sie hier erzählt ist.

Das Sieb- und Schlüssellaufen

ist eine alte Erfindung, wodurch man etwas unbekanntes z. B. wer etwas gestohlen hat ꝛc. erforschen will. Ein Sieb wird an eine Scheere (beide müssen geerbt seyn) gehangen. Die beiden Enden der Scheere werden von zween Personen auf die Mittelfinger gesetzt, und so erst eine Zeitlang gehalten. Der Meister, der dabei steht, fängt nach allerhand Alfanzereien an, die Namen der im Hause befindlichen, in der Nachbarschaft wohnenden und verdächtigen Personen laut zu nennen; und man glaubt, daß wenn der Nahme des Schuldigen ausgesprochen wird, das Sieb sich unaufhaltsam drehe, und dadurch den Thäter entdecke. Oder man befestigt einen Erbschlüssel in einer Erbbibel, hält den Schlüssel auf den Mittelfingern, und verfährt dabei wie vorher: Der Erfolg soll derselbe seyn.

Die Ursach von dem bedeutungsvollen Umdrehen des Siebes in der Bibel kann unmöglich in den ausgesprochenen Nahmen liegen; noch können diese Dinge, weil sie todte Körper sind, etwas unbekantes entdecken. Der Trieb, das unbekante zu erfahren, kann dazu auch nichts thun; denn so würde der gewinnsüchtige Spieler die Würfel oder die Karten zu seinem Vortheil können fallen lassen. Ein guter Geist kann dabei darum nicht

wirken, weil dadurch schon Personen angezeigt worden sind, die man nachmals unschuldig fand. Der Teufel kann nicht dabei seyn, welches man doch gemeiniglich glaubt, theils weil er auf der Welt nicht wirken kann, theils weil er selbst die Zukunft nicht weiß; denn diese kennt nur der Allwissende. Es müssen also andere Ursachen seyn, die das Umdrehen bewirken; und worin könnte man sie anders suchen, als in den Personen selbst, die das Sieb oder die Bibel halten? Wenn der Nahme dessen, von dem man vermuthet, daß er etwas gestohlen oder gethan habe, ausgesprochen wird, so erregt die gewisse Vermuthung und die Begierde, das gewünschte zu erfahren, in den Händen der Haltenden ein Zittern, welches denn jene Umdrehung verursacht. Und da der Nahme des vermeintlichen Thäters gewöhnlich ganz zuletzt erst ausgesprochen wird, da die angestrengten Nerven nachlassen, so ersieht man leicht, woher das Umdrehen komme. Wer solche Gaukeleien vornimt, der will sich nicht gern überzeugen, daß sie unzuverlässig sind, und so ersetzt ein Stoß, den man fast wider seinen Willen thut, was der Sache selbst abgeht. Diesen Stoß verursacht der geschickte Meister auf eine unmerkliche Art selbst, wenn er sieht, daß die fragenden Personen ehrlich zu Werke gehn; welches er um so leichter kann, da diese voller Erwartung da stehen. Es bedarf nur eines kleinen Anstosses, den aber die Geschwindigkeit verbirgt, um das Sieb oder die Erbbibel zum Umdrehen zu bringen. Die Erfahrung hat diese Kunst mannigfaltig widerlegt, und den oft gerechtfertiget, der dadurch schuldig erkant wurde. Daß der Aberglaube von Hexen in dem Bauernstande noch immer herrscht, und daß noch viel zu thun ist, ihn wegzubringen, beweist auch folgende Geschichte. Im Mai des Jahrs 1785 meldete die Ehefrau des Einwohners, Andreas Hildebrand, zu Hilvershausen bei dem hildesheimischen Amte, Hunesrück, mit weinenden Augen, daß sie eine Magd im Hause habe, die sich Engel Christine Schreder nenne, die eine offenbahre Zauberin sey. Sie habe gedrohet, daß ihre Ziege, Kühe, Pferde, und endlich ihr Mann sterben sollte. Diese Drohungen wären auch schon an der Ziege und einem Pferde vollzogen,

indem bereits beide krank wären. Sie bat um Gotteswillen, ihr beizustehen, und dieses Unglück von ihr abzuwenden. Der Amtmann hatte mit dem mangelhaften Verstande dieser Frau Mitleiden, und suchte sie von der Thorheit ihrer Meinung zu überzeugen, als er Nachricht erhielt, daß das ganze Dorf über diese Geschichte in Aufruhr sey. Er verfügte sich daher sogleich an den Ort, und fand die Engel Christine Schreder, mit einem Gesangbuch in der Hand, im Bette liegen. Auf die Frage: was ihr fehle? — und ob sie krank sey? — gab sie zur Antwort: „Es ist alles wahr, was die Hildebrandin berichtet hat.“ Als sie nun um das, was wahr sey, genauer befragt wurde, erzählet sie: Sie hätte von ihrer Grosmutter alles gelernt. Diese hätte einstmals, als sie von ihrem Vater geschlagen worden, zu ihr gesagt: „Mädchen! dir ist keiner als der Teufel gut, in dessen Schutz mußt du dich begeben.“ Hierauf hätte die Grosmutter ihr die Nase blutig gemacht, ein Stück Holz genommen, darauf einige Tropfen Blut geschmiert und gesagt: „Nun kannst du dir helfen. Wenn dir künftig einer etwas zu leide thut, so nim ein Messer, und wirf es in drei Teufelsnahmen unter's Bette, dann muß das Vieh und endlich der Hausherr erkranken.“ — Diesen Rath habe sie befolgt und auch die Worte dabei gesprochen. Da nun solch ein Messer nicht könne herbei geschafft werden, ohne daß eine Seele geopfert würde; so habe sie eine Tracht Schläge gefodert, welche sie auch empfangen hätte. — Fast schien es, als ob das Mädchen wahnsinnig sey; aber ihre übrigen passenden Antworten bewiesen das Gegentheil. Da man in ihrem Gesicht verschiedene blutige Streifen bemerkte; so wurde ein Chirurgus herbeigerufen, sie zu besichtigen. Sie war kaum halb entkleidet, da sah man mit Entsetzen, wie unmenschlich sie gepeitscht, geschnitten und gebrantmarkt war. Nun wurde sie aus dem hildebrandischen Hause weg, in ein andres getragen, wo sie gleich bekannte, daß die ganze Hexengeschichte von den hildebrandischen Leuten erdichtet, und sie so lange geveinigt worden wär, bis sie angelobt hätte, sie in Gegenwart der Obrigkeit als wahr zu erzählen. Dieß veranlaßte eine nähere Untersuchung, darin sich diese Sa-

che folgendermassen entwickelte: die Ziege im hildebrandischen Hause war krank geworden, welches man einer Hexe zugeschrieben, und um diese ausfündig zu machen die Schlüsselprobe gemacht habe, wobei mancherlei Fragen, z. B. Wer die Hexe sey? Wo sie wohne? Was sie gemacht? u. s. w. gethan wurden. Wohin nun der Ring des Schlüssels gezeigt hatte, die war so lange für die Hexe gehalten worden, bis ein abermaliger Versuch eine andere in Verdacht gebracht. Man hatte sich mit dieser Schlüsselprobe den ganzen Winter beschäftigt, und verschiedene Leute in der Gemeinde waren dadurch, wenigstens in Hildebrands Hause in den Verdacht der Hexerei gekommen. Endlich hatte man in Gegenwart des ganzen Hauses und der Bramann die Schlüsselprobe vom neuen gemacht, und oft wiederhohlt. Da nun der Ring auch auf die Dienstmagd Schredern gezeigt, so war sie, (ein Mädchen von siebenzehn Jahren) von allen für die Hexe gehalten worden, welche die Ziege bezaubert habe. Um noch mehr davon zu erforschen, hatte die Sabine Bramann das betrügerische Spiel noch einmal angefangen, und folgende Fragen gethan: Ob die Ziege behext sey? Ob das Füllen behext sey? Ob die Kühe und Pferde behext wären? Ob die Wirkung des Hexens auch an den Hausherrn komme? Wer das Hexen gethan habe? Endlich hatte sie auch die Frage gethan: Ob die Engel Christine Schredern die Hexe sey, welche alles dieses verübt habe? wobei sich der Schlüssel abermals gedrehet hatte. Zu eben dieser Zeit waren in dem hildebrandischen Hause zwei Messer und drei Ellen Band vermißt worden. Darüber hatte die Sabine Bramann wieder die Schlüsselprobe gemacht, und war dadurch abermals in dem Verdacht bestärkt worden, daß die Schredern die Hexe sey. Nun fiel man das arme Mädchen thätlich an, entblößte ihre Lenden, schlug sie anfänglich mit einem Strick, hernach mit einer Pferdepeitsche, und verlangte das Geständnis, daß sie das Vieh behext, und die Messer und das Band gestohlen habe. Da dieß nicht wirken will, so fährt man mit Schlagen auf den Lenden, Rücken, Armen und Beinen fort, bis endlich alle ermüdet nachlassen, und das Mädchen zu Bette kriecht, wo sie noch am folgen-

den Morgen nackt und beräubt gelegen hatte. Hier aber ward zu einem noch grausamern Verfahren geschritten. Ohngefähr um zwölf Uhr Mittags, trit die hildebrandische Ehefrau mit ihrem Ehemann, Sohn, Tochter und der Bramann, plötzlich vor das Bette des Mädchens. Man zieht sie mit Gewalt heraus, entkleidet sie vom Kopf bis zu den Füssen, und peitscht sie mit einer Pferdepeitsche über alle Theile des Vorder- und Hinterleibes, daß sie endlich zu Boden stürzt. Währendem wird die Schredern beständig gefragt: ob sie nicht gehext habe? Da sie aber dennoch nicht gestehen will, so schneidet man ihr alle Haare des Kopfes bis auf die Haut ab. Als sie nun so nackend dasteht, steckt man sie von neuem unter das Bette, schlägt bald mit einem Strick, bald mit einem Besenstiel, ohne Schonung eines Theils am Leibe, unaufhörlich auf sie hinein, bis die Bramann den Rath giebt, daß es zur Verhütung aller fernern Hexereien, gut seyn würde, wenn man von dem Mädchen Blut erhalten könnte. Sogleich werden ihm mit einem stumpfen Brodmesser die Schienebeine fünfmal zerschnitten, als aber davon noch kein Blut fliessen will; so schlägt man ihm mit einem Instrument, womit sonst Kühen und Pferden die Ader geöfnet wird, eine tiefe Wunde in die Wade, und sieben Löcher in den Rücken. Durch diese heftigen Schmerzen wird die Schredern wieder ohnmächtig. Bei ihrem Erwachen ist die Sabine Bramann von neuem mit einer Schlüsselprobe beschäftigt, wobei sie unter andern die Frage thut: Ob es gut sey, daß die Schredern auch mit glühenden Zangen gezwickt werde? welches durch den Schlüssel bejaht wird. Ungesäumt macht der hildebrandische Sohn, (ein Junge von 16 Jahren) die Zange glühend, und zwickt sie damit in die Nase, wodurch sie von neuem ohnmächtig zu Boden sinkt. Dennoch fährt er mit Zwicken und Brennen auf dem Rücken, den Schenkeln und Waden fort, da indeß die Schredern sinnlos auf dem Boden ausgestreckt liegt. Aus Furcht daß sie gar sterben mögte, fängt man an, sie mit Wein und Brantewein zu waschen; und da sie dadurch wieder einige Empfindung und Vorstellungskraft erhält, so dringt man in sie, daß sie nur gestehen mögte: worauf sie aus Furcht vor einer noch

üblern Behandlung alles sagt, was man verlangt. Die Sabine Bramann hebt hierauf wieder ihre Schlüsselprobe an, und legt der Schredern folgendes in Fragen vor: Ob sie nicht einmal eine Tracht Schläge von ihren Eltern empfangen, darauf ihre Zuflucht zu ihrer Grosmutter genommen, und diese ihr denn gesagt habe: Dir ist keiner als der Teufel gut ꝛc. Die Schredern bejaht dieß in der Angst, und muß denn auf einen Zettel Jesu Nahmen und auf einen andern Blut Jesu Christi dreimal schreiben, welches man ihr auf die Brust und auf den Rücken legt, wahrscheinlich, um sich gegen den Teufel oder ihre fernern Hexereien zu schützen. Die Sache wird im Dorf bekant, man spricht davon, daß sie gerichtlich untersucht werden solle; das hildebrandische Haus geräth in Schrecken, und verspricht der Schredern ein neues Kleid unter der Bedingung zu schenken, wenn sie gegen die Obrigkeit sagen würde, daß sie das Hexen wirklich erlernt habe. Auch reicht man ihr ein Buch, darin sie bei der Ankunft des Amtmanns lesen mögte. Die Thäter wurden bestraft! Sabine Bramann kam auf 2; die hildebrandische Ehefrau auf 1 Jahr ins Zucht- und Spinnhaus; Andreas Hildebrand wurde mit seiner Tochter auf vierzehn Tage, und sein Sohn auf 3 Wochen bei Wasser und Brod, einen Tag um den andern, zum Arrest verdammt, welcher letztere bei Endigung desselben noch 15 Stockschläge durch den Schliesser empfing. Sämtliche Verurtheilte mußten die Gerichts- und Heilungskosten, und der Engel Christine Schredern hundert Thaler für Schmerzen ꝛc. bezahlen.

Das Punctiren

oder die Geomantie ist die eitle Kunst, da man durch Puncte, welche man in den Staub, Sand, oder auf Papier macht, etwas unbekantes erfahren will. Die Puncte, die aber, indem man sie zeichnet, nicht gezählt werden dürfen, werden, wenn sie gemacht sind, zusammen gezählt, und von der Zahl, die da heraus kommt, auf mannigfaltige Weise Gebrauch gemacht. Oder die Taufnahmen der rathfragenden Personen werden auf-

geschrieben, und die einzelnen Buchstaben, mit der Summe der gezählten Puncte verglichen. Jeder Buchstabe bedeutet eine Zahl; a bedeutet 1, b — 2; c — 3, u. s. w. Die Verfahrungsart ist ganz willkührlich, und sie ist daher verschieden: Schon hieraus kann man sehen, daß die Antworten, welche man auf die Fragen: Wird der kranke wieder gesund? Kommt der Reisende wieder: u. s. w. erhält, unrichtig sind. Man kann sie auch ohne zu punctiren, wenigstens eben so richtig angeben; denn da mein Nahme von der Willkühr meiner Eltern abhängt; so kann eine gewisse Berechnung nach demselben mein Glück, meinen Tod ꝛc. nicht anzeigen. Vielleicht wurde dieß nur zum Spaß und Zeitvertreib erdacht; aber dieser Spaß artete in Aberglauben aus. Alle vorher schon angeführte Gründe gehören auch hieher. Die Kunst ist thörigt, eitel und unnütz; denn was hilft es mir, wenn ich den Dieb zu wissen glaube, ihn aber nicht gewiß weiß, und es ihm nicht sagen, ihn darüber nicht anklagen darf? Oft schon sind durch diese und dergleichen Künste, die besten Freunde und Eheleute veruneinigt worden, oft schon Unglück und Menschenelend daraus erfolgt. Aus einem Miethkutscherstalle in H. wurden ein paar Uhren, und einige andere Sachen gestohlen. Die Kutscherknechte gehen zu einem Weibe, die in dem Ruf stand, daß sie wahrsagen könne, und fragen, ob sie nicht den Dieb jener Sachen anzuzeigen wisse? Sie sagt, der den folgenden Morgen zuerst in den Stall kommen würde, sey der Dieb. Zufälliger Weise kommt ein armer Schuhflicker, der in einer ganz entfernten Gegend der Stadt wohnte, frühmorgens vor Anbruch des Tages in den Stall, um einige Arbeit zu überbringen. Sogleich fallen ihn die Knechte an, richten ihn mit Mistgabeln unmenschlich zu, und werfen ihn denn in diesem hülflosen, dem Tode nahen Zustande, heimlich heraus, weil sie gewiß glauben, daß er bald sterben, und sie nicht würden verrathen werden. Der Unglückliche erhohlt sich, kriecht einige Gassen fort, und verbirgt sich, da ihn alle Kräfte verlassen, in einem Kellerloch; wo ihn die Stadtsoldaten fast todt finden, ihn nach Hause bringen, und Anzeige davon thun. Er hat noch so viel Kräfte, daß er abgehört werden und diejenigen anzeigen kann,

die ihn so unmenschlich zugerichtet hatten. Die Bösewichter entflohen.

Von der Feuerprobe.

Durch die Feuerprobe, wozu man in vorigen Zeiten alsdann seine Zuflucht nahm, wenn bei einer gerichtlichen Untersuchung zweifelhafte Fälle vorkamen, die in Ermangelung eines gültigen Beweises nicht entschieden werden konnten, hat ehedem mancher unschuldige sein Leben verlohren. Bei Berührung des Feuers sollte des Angeklagten Unschuld bewiesen werden, und man bat Gott in einem feierlichen Gebet, den Unschuldigen unverletzt zu erhalten, dem Schuldigen aber Hände und Füsse verbrennen zu lassen, und dadurch die Unschuld oder das Verbrechen anzuzeigen. Weil man nun gewiß glaubte, daß Gott hier ein Wunder thue, so nennte man dieses Verfahren, eine böse That zu entdecken, ein Gottesgericht; welches sonst so allgemein war, daß Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte sich damit abgaben und es billigten. Wenn jemand der Zauberei beschuldigt ward; so mußte er unter der Aufsicht eines Priesters, mit dem er bisweilen in die Kirche gieng, 3 Tage fasten. Der Priester mit seinem Ornat bekleidet, legte, wenn nun die Probe vor sich gehen sollte, einen eisernen mit Weihwasser besprengten Polzen auf glühende Kohlen, sang das Lied der 3 Männer im Feuerofen, auch wol die Litanei oder einige Psalmen, hielt Messe und reichte dem Beklagten das Abendmahl. Ehe er ihm aber das glühende Eisen in die Hände gab; so rief er Gott um die Entdeckung der Schuld oder Unschuld noch einmal an, nach dessen Endigung der Angeklagte den glühenden Polzen 9 Schuh weit tragen mußte. Dann umband ihm der Priester die Hand und versiegelte sie. Am 3 Tage ward darauf eine Untersuchung angestellt. War die Hand nicht so gesund wie die andere; so ward er in einer papiernen mit vielen Teufeln bemahlten Kleidung lebendig verbrannt. Man bediente sich zu dieser Absicht auch glühender Pflugscharren, legte 9 oder 12 derselben, in einer gewissen Weite von einander, und der Beschuldigte mußte barfuß darüber hingehen. Wurde er nicht beschädigt; so hielt man

ihn für unschuldig: Wurde er aber verletzt; so ward er zum Feuer verurtheilt. Man muß sich wundern, daß in den damaligen Zeiten einige Personen, besonders die von hoher Geburt, die Feuerprobe ohne Verletzung gemacht haben. Da man aber nicht glauben kann, daß Gott bei diesen Anlässen durch ein Wunderwerk dem Feuer seine natürliche Kraft genommen habe, um ihre Unschuld zu rechtfertigen; so müssen ihnen Mittel bekant gewesen seyn, wodurch sie die Wirkungen des Feuers auf die Haut, und das Eindringen desselben auf einige Augenblicke haben verhindern, und die Probe aushalten können. Dergleichen Mittel kennt man jetzt mehrere. Man reibt die Hände oder was man sonst vor der Verletzung des Feuers sichern will, mit Schwefelgeist, oder vermischt diesen mit Salmiac und Zwiebelsaft zu einer Salbe. Oder man macht von Federweiß, ungelöschten Kalk, Eierweiß, Eibischsaft, Bilsenkraut und dem Saamen des Flöhkrauts und Seife — eine Salbe, die man sich zu diesem Behuf bedient. Auch von ungelöschtem Kalk, Eierweiß, Queckſilber und der Altheewurzel wird eine solche Salbe gemacht, und damit die Theile bestrichen, welche von dem glühenden Eisen nicht sollen verletzt werden. Waren vielleicht diese oder ähnliche Mittel jenen Personen bekannt, die ohne Verletzung mit den Händen oder Füssen das glühende Eisen berührten? Als der Kaiser Karl der Dicke seine Gemahlin Richarda in Verdacht hatte, daß sie mit einem Bischof verbotenen Umgang habe, und sie daher die Feuerprobe machen ließ, soll sie das glühende Eisen unverletzt ergriffen, und dadurch ihre Unschuld bewiesen haben. Von der Kunigunda, des Kaisers Heinrich des zweiten Gemahlin, die sich wegen eines vertrauten Umgangs mit einem Hofmann verdächtig gemacht hatte, wird erzählt, daß sie über 11 glühende Pflugscharren weggegangen, auf der zwölften einige Augenblicke stehen geblieben sey, und ihre Unschuld gerühmt habe. Vermuthlich hatten die Pflugscharren schon den größten Theil ihrer Hitze verlohren, ehe die vornehmen Personen darüber gegangen sind: Und da diese breit und dünn waren; so mußte der Verlust ihrer Feuertheile desto geschwinder und ihre Wirkung auf den Körper desto schwächer

seyn. Unter den Füssen ist überdem wegen des Gehens und Stehens gemeiniglich eine dicke, starke Haut, die, mit einer feuerabhaltenden Salbe bestrichen, vom Feuer nicht leicht verletzt wird. Mancher unschuldige ist nach dieser Probe durch das Feuer vom Leben zum Tode gebracht worden, wenn er verletzt worden war; dahingegen der Böswicht ruhig fortsündigte, wenn er die Mittel kannte, durch deren Anwendung er sich gegen dasselbe gesichert hielt. Vermuthlich ist es nur wenigen bekant gewesen, und gewiß sind die meisten bei aller ihrer Unschuld traurige Opfer des Aberglaubens geworden. Auch

der Wasserprobe

bediente man sich ehedem zur Untersuchung solcher Händel, die vor Gericht nicht ausgemacht werden konnten; besonders zur Untersuchung der Hexereien; denn nicht etwa nur gemeine Leute, sondern auch obrigkeitliche Personen bildeten sich ein, daß die Leiber der Hexen durch ihre Gemeinschaft mit dem Teufel andere Eigenschaften bekämen, unter welchen auch diese mit begrifen sey, daß sie leichter als das Wasser würden, und daher auf demselben schwimmen müßten. Wenn daher ein alter Mann, oder ein altes Weib der rothen Augen wegen verdächtig waren, oder von andern der Hexerei beschuldigt wurden; so stellte man mit ihnen die Wasserprobe an. Der Beschuldigte ward nemlich in die Kirche geführt, wo man Messe hielt, und das Wasser beschwor, daß es sich in der Offenbahrung der Schuld oder Unschuld des Beklagten kräftig erweisen mögte. Drauf wurde er an das Wasser gebracht, man band ihm die Daumen kreuzweis an die grossen Zehen, und warf ihn nackend hinein. Nur den Frauenspersonen ließ man zu ihrer Bedeckung einen Unterrock. Von demjenigen, der untergieng, glaubte man, daß er unschuldig sey; einen andern, der oben schwimmen blieb, hielt man für schuldig: Und dieser wurde sogleich verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Damit nun die untergehenden Unschuldigen nicht ersaufen mögten; so ward jedem, mit dem man die Probe anstellen wollte, ein Strick um den Hals gebunden, woran man den zu Grunde gehenden sogleich wieder heraus zog.

Geschah die Probe an einem Fluß; so hielten Personen, die am Ufer standen, das Ende des Stricks in den Händen, und gaben auf den hineingeworfenen acht. Das Schwimmen und Untersinken solcher Personen rührte nun blos von zufälligen Ursachen her. Wir wissen, daß der menschliche Körper nicht viel schwerer ist als das Wasser, folglich durch einige Bewegungen leicht auf demselben erhalten werden kann. Sobald ein Mensch die Luft einathmet, so wird sein Leib ausgedehnt, er wird minder im Wasser schwer, und schwimmt leichter. Jene Unglücklichen, die mit Furcht und Schrecken erfüllt waren, indem man sie ins Wasser warf, hohlten in der Angst tief Athem, und beförderten dadurch aus Unwissenheit ihr Schwimmen. Auch die Art des Bindens trug dazu nicht wenig bei; denn je mehr sie der Länge nach auf dem Wasser lagen, desto leichter schwammen sie. Der Unterrock war bei den Frauenspersonen ebenfalls ein Mittel, sie schwimmend zu erhalten. Die Leute welche das Seil hielten, durften es nur etwas anziehen, und es war unmöglich, daß die hineingeworfene untersinken konte. Dieß konnten sie aber theils aus Eifer die Hexen ausrotten zu helfen, theils aus der gewissen Uiberzeugung, daß die hineingeworfenen Hexen wären, oder auch aus Haß und Groll thun; und man kann glauben, daß sie es gethan haben. So sind viele Unschuldige durch den häßlichen Verdacht, daß sie hexen könnten, vom Leben zum Tode gebracht worden. In dem Jahr 1777 begab sich davon eine traurige Geschichte. In Tarenta, einer Stadt in Dalmatien, brach ein Viehsterben aus, welches der dumme Pöbel für eine Wirkung der Hexerei hielt. Der (catholische) Pfarrer selbst war schwach genug, dieß zu glauben, und klagte einem benachbarten Pfarrer dieses Unglück seiner Gemeinde. „Nehmet, sagte dieser, alle Weiber, die im Verdacht der Hexerei sind, und werfet sie ins Wasser. Diejenigen, die untergehen, sind unschuldig, und diese müßt ihr geschwind wieder heraus ziehen: Die aber oben schwimmen, die hält der Teufel über dem Wasser, und die züchtiget so, wie ihr es für gut findet.“ Der Pfarrer, froh über diese Entdeckung, ließ gleich die Probe machen, die Untergesunkenen wieder heraus ziehen, die andern mit Schlägen

fast umbringen. Man war schon im Begrif, zu noch grausamern Executionen zu schreiten, als der General-Proveditor von Dalmatien zu rechter Zeit Nachricht davon erhielt, einige Truppen dahin schickte, und dadurch der abergläubischen Wuth Einhalt that.

Im Jahr 1779 den 13ten März trug sich in dem Dorfe Ossowo, welches in Pommerellen liegt, und dessen Einwohner größtentheils Edelleute sind, die sich vom Ackerbau nähren, eine ähnliche, höchst traurige Geschichte zu. Einer unter den Edelleuten daselbst, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer Matthias Kopka, ein Gartenhaus vermiethet, wodurch beide Familien in nähern Umgang kamen. Die Frau des Edelmanns bemerkte allerlei kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft, seitdem die Kopka in ihrem Hause wohnte. Sie gerieth daher auf den Verdacht, daß jene eine Hexe sey, die sich wegen einiger Zänkereien durch Zaubern an ihr zu rächen suche. Um diese Zeit wurde das Fräulein Agnes von Zabinsky an dem rechten Knie und Schenkel lahm, und hatte viel Schmerzen. Ob nun gleich der Arzt versicherte, daß dieß von einer gichtischen Materie herrühre; so hielt doch die Mutter diesen Zufall für eine unnatürliche Krankheit, die eine Wirkung von der Zauberei der Kopka wär. Sie erklärte darauf die unschuldige Bauerfrau nicht nur im ganzen Dorfe für eine Hexe; sondern trieb ihre Rache so weit, daß sie den Schulzen im Dorf und die Gemeinde bewog, mit der Kopka die Wasserprobe anzustellen. Es wurden daher zur Abholung derselben Andreas von Zabinsky, dessen Sohn und etliche Bauern abgeschickt, welche die Bedaurungswürdige mit Gewalt nach einem kleinen, nahe vor dem Dorf gelegenen Teich schleppten, wo sie sich bis aufs Hemde ausziehen mußte. Die Frau von Zabinsky besprengte den Teich mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füsse mit Stricken von Stroh kreuzweis zusammen. Sie wurde ins Wasser geworfen, die Strohseile löseten sich auf, und sie kam wieder ans Ufer. Dieß befriedigte die Aufgebrachten nicht; sie wiederhohlten daher das Verfahren noch einmal, und der Erfolg war derselbe. Nun zweifelte man nicht mehr, daß sie eine

Hexe sey. Ihr Mann, der 21 Jahre mit ihr eine zufriedene Ehe geführt hatte, glaubte ihre Unschuld auf keine andre Art erweisen zu können, als dadurch, daß die Wasserprobe noch einmal mit ihr wiederhohlt würde. In dieser Meinung lief er den versammelten Leuten nach, die sich schon auf dem Rückwege nach dem Dorfe befanden, und foderte sie sämtlich, und besonders die Zabinskysche Familie auf; mit seiner Frau nochmals einen Versuch zu machen, sie besser zu binden, mitten auf den Teich zu ziehen, und sie alsdenn ins Wasser zu werfen. Dieß geschah. Man band die arme Frau mit hanfenen Striken kreuzweis zusammen. Die beiden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Teich, und warfen sie so weit vom Ufer, als sie konnten. Ein anderer Edelmann stieß sie hierauf mit einem langen Stab in die Mitte des Wassers hin. Aber die Arme schwamm eine Zeitlang auf dem Bauche in dem Teiche herum, bis sie endlich vermittelst des an ihr befestigten Stricks wieder herausgezogen und losgebunden wurde. Nun hielt man sich für berechtigt an der vermeinten Hexe alle Arten von Grausamkeit auszuüben. Fast alle, und vornemlich die Zabinskysche Familie, schlugen sie unmenschlich, und verlangten, daß sie das Fräulein Agnes entzaubern sollte, und beschlossen endlich, daß die gemishandelte Frau, die nichts konnte als ihre Unschuld be-

theuren, nicht wieder ins Dorf zurück kommen sollte. Sie flehte um Erbarmung, und bittet, daß man sie nur von der Erde aufrichten mögte; aber einer schlug sie statt dessen mit einem Stock so lange, bis er sprang, und stieß sie mit dem in der Hand behaltenen Stück ins Gesicht, indem er sagte: „Steh auf Bestie, und zieh dich an!“ Nun giengen die Versammelten in das Dorf zurück, und liessen die gemishandelte Frau ohne alle Hülfe unter freiem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchter, von dem Elend ihrer Mutter gerührt, hoben sie von der Erde auf, und führten sie an ihren Armen bis an die äussersten Zäune des Dorfs, wo sie wegen ihrer Schwachheit liegen blieb. Gegen Abend beredeten sich die Edelleute, sie über die Grenze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die Unschuldige darauf, und fuhr unter einer zahlreichen Begleitung mit ihr weg. Unterwegs gab er ihr noch Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie beständig, daß sie die Agnes entzaubern sollte. Als sie schon ziemlich weit gefahren waren, zerbrach das Wagenrad, und sie fiel auf die Erde. Sie weinte bitterlich, bat um Erbarmen, und daß man sie nicht hülflos ohne Kleider sollte liegen lassen. Aber man ließ sie, deren Leib mit Wunden und Striemen bedeckt, und vor Kälte erstarret war, auf dem freien Felde liegen, und gieng fühllos nach dem Dorfe zurück. Ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlassen hatte, und den die zum drittenmal angestellte Wasserprobe in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend machte, wurde doch von Mitleiden und Liebe zu seiner treuen Gattin so gerührt, daß er hinlängliche Kleider zu sich nahm, und dem übrigen Haufen nachgieng. Dieser war schon auf dem Rückwege: Er aber vermied solchen, und fand bald darauf seine unglückliche Frau auf dem Wege sprachlos liegen. Sie röchelte noch, und aus der Nase und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, sie aufzurichten und anzukleiden war vergebens; sie rang bereits mit dem Tode. Er bedeckte sie daher mit Kleidern, und gieng in einer Art von Verzweiflung nach Hause zurück; und als er etwa 1 Stunde nachher wieder kam, fand er sie todt. Er war

ausser sich, lief zum Pfarrer zu Wiele, ihm den Vorfall anzuzeigen. Dieser gab dem Landvoigteigericht zu Konitz Nachricht davon, welches die Verbrecher sogleich der Untersuchung unterwarf. Gott Lob, daß wir über diese Zeiten weg sind, oder doch nicht unter Menschen leben, die so unrichtig denken, und so grausam handeln.

Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben, und darf derselbe vor dem dritten Tag nicht herausgezogen werden?

Auch das ist eine menschliche Thorheit, daß man von manchem Fluß oder Teich glaubt, er müsse jährlich einen Todten haben; gleichsam, es wäre der Fluß ein Götze, der einen Menschen zum Opfer verlange. Die Halloren in Halle haben den falschen Glauben, die Saale müsse vor dem Johannistag einen haben, und weigern sich wol gar deswegen, dem darin verunglückten Hülfe zu leisten. Man denkt, so ein Wasser reisse den Menschen mit Gewalt an sich, und lasse ihn nicht wieder los. Es werde unruhig und mache ein Geräusch, wenn es lange keinen Todten gehabt habe. Dieser Aberglaube ist vermuthlich daher entstanden, weil man angemerkt hat, daß in einigen Flüssen und Teichen, mehr Leute ertrinken als in andern; oder daß dieß zu einer gewissen Jahrszeit geschieht. Allein dieß läßt sich erklären. Ein Fluß hat bisweilen betrügliche Stellen, ungewöhnliche Tiefen, und Sandbänke, die in einem andern nicht sind; und wird daher dem Abergläubischen verdächtig. Oder er ist besonders fischreich, so daß viele sich auf demselben beschäftigen; hat steile Ufer u. s. w. Natürlich, daß dann mehr Menschen in demselben umkommen, als in einem andern, wo das nicht ist. Im Frühjahr, wo die Menschen anfangen, das Wasser zu befahren, aus den Teichen Wasser zum Bleichen u. dgl. zu holen, können allerdiengs mehr ums Leben kommen, als in einer andern Jahreszeit. Man kann auch deswegen im Wasser umkommen, weil man durch Erkalten und daraus entstehende starke Zusammenziehung der Gefässe einen Schlag oder doch den Schwindel bekommen kann. Wer sich vorher durch Gehen erhitzt hat, und

plötzlich ins Wasser geht, dem können seine Nerven durch die schnelle Abwechselung der Hitze und Kälte leicht erstarren; er bekommt alsdenn einen Krampf und muß ertrinken. In einem Fluß, wo viele zu baden pflegen, ertrinken mehr, als in einem andern, wo das nicht ist. Mehr Vorsichtigkeit, und es werden in dem einen Fluß oder Teich nicht mehr unglücklich seyn, als in dem andern. Das ein im Wasser ums Leben gekommener Mensch nach etlichen Tagen in die Höhe kommt, und auf dem Wasser schwimmt, ist eine bekante Sache Abergläubische sehen es als ein Wunder an, und schreiben dem Wasser, wer weiß was für eine geheime Kraft zu, einen Menschen nach etlichen Tagen wieder von sich zu stossen. Aber diese Erscheinung ist ganz natürlich, und läßt sich leicht erklären. Der menschliche Körper hat, wie schon gesagt, mit dem Wasser beinahe einerlei Schwere, und das Wasser, welches er aus der Stelle treibt, ist nicht viel leichter als er selbst; daher er auch, wenn er im Wasser liegt, nur sehr wenig wiegt. Wenn nun der menschliche Körper einige Zeit unter Wasser gelegen hat, so fängt er an, in Fäulnis überzugehen, folglich zu schwellen, so daß er mehr Wasser aus der Stelle treibt als vorher, folglich leichter wird als das Wasser selbst, in die Höhe kommt, und oben schwimmt, wenn er auch bisher auf dem Grund gelegen hätte. Dieß ist der Fall bei den Ertrunkenen; und man sieht daraus schon, wie sehr unrichtig die Meinung ist, da man denkt, der todte Körper dürfe vor dem dritten Tag nicht aus dem Wasser gezogen werden, und wer das thue, der ertrinke bald selbst; denn das Wasser räche sich an ihm. Mancher ist durch dieses Vorurtheil abgehalten worden, seinen in Todesnoth sich befindenden Nächsten zu retten, da er es wohl gekonnt hätte, und gethan haben würde, wenn er eben dadurch nicht wär abgehalten worden. Mancher, der es so sehr verdient hätte, gerettet zu werden, hat dadurch das Leben verlohren, das für viele schätzbar war. Kinder und Gatten klagen lange noch um den Geliebten, den der Abergläubische aus jenem thörigten Vorurtheil dem Tode überließ, und müssen nun ihr Leben in Kummer und Elend verbringen. Ach, das Leben eines ist selbst in den Augen Gottes theuer geachtet; wie kann der, der es einem

seiner Brüder nicht erhielt, ein gutes Gewissen behalten, und ohne Graus an die Ewigkeit denken, wo der von ihm in Tode verlaßne mit ihm vor demselben Richter erscheint. In einem anhaltischen Dorf ertrankt ein Kind. Zwei Studenten, die eben da waren, brachten es durch Reiben und geschickte Behandlung so weit, daß es sich schon wieder regte, und sogar einmal die Augen aufschlug. Da kamen aber die Aeltern des Kindes, und die Bauern, und hielten die Studenten ab, ihr Verfahren fortzusetzen (wodurch sie zumal bei so guten Anzeigen — das Kind gewiß wieder zum Leben gebracht hätten) weil es in der Seeligkeit keine Ruhe habe. — Schrecklicher, schrecklicher Aberglaube! verdiente er nicht die strengste obrigkeitliche Untersuchung?

Von dem Bluten eines ermordeten Körpers.

In den alten Zeiten glaubten selbst obrigkeitliche Personen, daß der Körper eines erschlagenen zu bluten anfange, sobald der Mörder zu ihm gebracht würde; und es wurde dieß daher als ein Mittel gebraucht, den unbekanten Mörder zu entdecken. Wenn jemand entleibt war, und die Obrigkeit wußte den Thäter nicht; so ward auf Befehl derjenige, den man wegen der begangnen Mordthat in Verdacht hatte, zu dem todten Körper gebracht. Wenn nun der todte Leichnam zu bluten anfieng; so hielt man das für ein Zeichen, daß er der Mörder desselben sey. Läugnete er; so suchte man ihn wol gar das Bekentnis der That durch die Folter abzunöthigen. Diese Art zu verfahren, wurde bei den alten Deutschen das Baarrecht genennt. Des Julius Mallavacca, eines Corporals, Ehefrau, ward bei schwangerm Leibe umgebracht. Nach 3 Tagen ward die That ruchbar, und ihr Körper wurde geöfnet, welches an eben dem Tage geschah, an welchem ihr Mann von einer Reise zurück kam. Kaum hörte er die schreckliche That, so eilte er ganz ausser sich in die Stube, wo seine erschlagene Frau auf dem Tische lag. Aber welch ein Unglück für den armen Mann! Die Ermordete fieng bei seiner Gegenwart an, aus der Nase zu bluten, und jedermann glaubte nun, daß er der Mörder derselben sey.

Vergebens betheuerte er seine Unschuld, läugnete, eine so schändliche That begangen zu haben, und suchte sich durch seine Abwesenheit zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Er ward gefoltert, und da er die Qualen nicht aushalten konnte; so bekannte er eine That, die er nicht begangen hatte; und ward darauf, auf Befehl der Obrigkeit, seiner Unschuld ohnerachtet, g-hangen. Gewiß ist mancher andre Unschuldige, durch diesen abergläubischen Gebrauch zum Tode verdammt worden, weil man ihn durch die Folter nöthigte, etwas zu bekennen, wovon er nichts wußte. Wir können daher sehr froh seyn, daß die Obrigkeit jetzt von solchen Anzeigen nichts mehr hält; denn sonst könnte ja jeder in den Verdacht kommen, eine Mordthat begangen zu haben; könnte seiner Unschuld ohnerachtet, als Mörder behandelt werden. Wenn ein Mensch ermordet ist; so befindet sich hin und wieder bei ihm geronnen Geblüt, welches sich vermöge seiner Schwere herunter senken kann, so daß der Entleibte zu bluten anfängt. Dieß geschieht aber ganz zufällig; denn die Gegenwart eines Menschen kann, wenn er auch der Mörder wäre, auf keine Weise das Nasenbluten bei dem ermordeten verursachen: und die Erfahrung lehrt, daß ein Erschlagener zuweilen blutet, es mögen Menschen zugegen seyn oder nicht. Auch aus dem Blute, welches man einem vermeinten Missethäter abließ, wollte man ehedem urtheilen, ob er schuldig oder unschuldig sey; und es gab Personen, die dieß verstehen wollten. Manchem unschuldigen hat dieß das Leben gekostet. In der Gegend von Witkow in Pohlen starben einem Edelmann die Ochsen, und der Verdacht fiel auf eine siebenzigjährige Bauerfrau, welche als Hexe eingezogen wurde. Der Henker aus Gnesen mußte ihr die Nase entzwei schlagen, um aus dem Blute zu urtheilen. Dieß bestätigte den Verdacht, und nun kam sie auf die Tortur. Von Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, gab sie noch eine andre Frau als Hexe an, und der gieng's eben so. Man stellte noch mit ihnen die Wasserprobe an; sie schwammen oben, und nun wars richtig, daß sie Hexen wären. Sie wurden gebunden auf Schleifen gesetzt, und ob sie gleich ihre Unschuld betheuerten, zum Scheiterhaufen gefahren. Hier waren aus 8 Schuh

dickem Holz zwei Stösse 6 Fuß hoch ins gevierte so errichtet, daß in der Mitte ein Loch war. Die Unschuldigen wurden aufs Gesicht an die Erde geworfen, und ihnen Hände und Füsse auf dem Rücken zusammen gebunden. In jedes Loch der Scheiterhaufen ward ein Bund Stroh gesteckt, die Unglücklichen hinauf gewunden, auf den Bauch gelegt, und das Stroh angezündet. Das Gepraſſel der Flammen, das Geschrei der Elenden, das Geächze der Zuschauer, und das Arbeiten der Körper, die sich gern losmachen wollten, und ins Holz bissen, gab mit dem Dampf, Gestank und Rauch ein entsetzliches Schauspiel, welches alle, die anwesend waren, lange nicht vergessen konnten.

Vom Geistercitiren.

Es hat von jeher Leute gegeben, welche die Geschicklichkeit zu besitzen vorgaben, durch allerhand Cirkel, künstliche und eingeweihte Lichter, Beschwörungen, Zaubergesänge und Töne, die Seelen der Verstorbenen herbeizufodern. Diese, wiewohl nur vorgegebene Kunst heißt, Necromantie, und der sich damit abgiebt, Necromantist. Man will dadurch zukünftige, oder verborgene Dinge überhaupt erfahren. Heyden und Juden (jetzt noch Christen?) hingen ehemals an dieser abscheulichen Gattung von Weissagen. Es waren hin und her öffentliche Plätze zu dieser Art zu weissagen bestimmt, und man beobachtete viele Ceremonien, ehe man zum Werk schritt. — Man baute einen, auch wol zween Altäre, welche man mit schwarzen und himmelblauen Bändern, und mit Zipressenzweigen schmückte. Schwarze Thiere wurden geschlachtet, deren warmes Blut man mit Milch, Wein und Honig vermischt auf die Erde goß. Sobald das Feuer auf dem Altar angezündet war, trug man die Eingeweide dreimal um denselben, trank aus Bechern, suchte dadurch die Geister zu versöhnen, und besprengte in dieser Absicht noch das Grab, nebst dem erblaßten Körper, mit umgewandter Hand mit Wein. Dieß geschah immer zur Nachtzeit, oder doch bei Sonnenuntergang, nie des Morgens, weil man dafür hielt, daß die Geister den Glanz der Sonne nicht vertragen könnten, sondern vor demselben flöhen.

Dann wurden Zauberverse gesprochen, um die Seelen hervorzulocken, die man im Abgrund dachte: Man rief die unterirdischen Gottheiten (die aber nirgends sind) an, daß sie die unter ihrer Bothmässigkeit stehenden Seelen hervorschicken mögten; hieb mit dem Schwerdt, welches man in den Händen trug, immer einmal um sich, damit die Geister nicht zu nahe kommen oder Schaden thun mögten; goß warmes Wasser oder Blut in den Hals des Verstorbenen, welches, wie man glaubte, die Seele in den Körper zurückbringe. — Daß auch die Juden wider das Verbot Gottes sich auf dergleichen Zaubereien gelegt haben, beweist die Geschichte Sauls bei dem Weibe zu Endor.

Es ist unmöglich, daß die Seelen der Todten durch irgend etwas herbeigebracht werden können; denn der Zustand der abgeschiedenen Seelen ist nach dem Unterricht der heil. Schrift (nur hier finden wir von dieser wichtigen Angelegenheit etwas) von solcher Beschaffenheit, daß sie nie wieder erscheinen können. Der Teufel kann die Gestalt des Verstorbenen und eben so wenig ein andrer böser Geist, annehmen. Aber die Betrüger, welche sich für Geisterbeschwörer ausgeben, wissen durch Anwendung natürlicher Mittel, Gestalten hervorzubringen, wodurch die in Erstaunen gesetzt werden, welche jene Mittel nicht kennen. Diese Gestalten bewegen sich, reden ꝛc. welche Wunder! Eine sogenannte Zauberlaterne, eine spanische Wand, und ein Hohlspiegel sind die Dinge, durch welche dergleichen Erscheinungen hervorgebracht werden. Die Zauberlaterne, welche zusamt denen, die die Gaukeleien treiben, von der spanischen Wand * verborgen werden, stellt die Figuren dar. Der Hohlspiegel macht, daß die Worte, die der Meister leise nach ihm hinspricht, laut schallen, so daß man glaubt, die erschienene, für einen Geist gehaltene Gestalt rede: Oder es ist ein Bauchredner als Hülfsperson dabei; welches solche Leute sind, die die Kunst verstehen, Töne hervorzubringen und zu sprechen, ohne daß man an ihrem Munde Bewegungen merkt: Denn daß der erscheinende Schat-

* d. i. ein von Leinwand gemachter Unterschied in einem Zimmer, dahinter die Gaukler versteckt sind; alles hören, selbst aber nicht gesehen werden können.

ten kein Geist sey, würde man, wenn man auch alles das nicht wüßte, aus folgendem schon abnehmen können. Wenn auch die abgeschiedenen Seelen Verlangen haben könnten, in die Welt zurückzukehren, wenn sie dazu gerufen würden; so könnten sie das doch aus eigner Macht nicht. Die Menschen müßten einen Grad von Allmacht besitzen, und Wunder thun können, wenn sie die Geister der Verstorbenen zurückbringen wollten. Ist die Erscheinung nur ein Schatten; so kann sie nicht reden, wie es doch geschieht: Ist sie aber ein Körper, so kann sie nicht durch zugeschlossene Thüren und Wände kommen, oder in einem Hui wieder verschwinden, wie es hier der Fall ist. Schröpfer und Schwedenborg, die berühmtesten Geisterbanner ihrer Zeit, machten grosses Aufsehen. Schröpfer hintergieng nicht nur Unwissende, sondern auch ansehnliche Gelehrte, die aus Mangel der dahin gehörenden Kenntnisse die Sache nicht beurtheilen konnten, oder aus Vorurtheil, und weil sie einmal dafür eingenommen waren, nicht beurtheilen wollten. Damals bezweifelte man es nicht, daß S. die Verstorbenen beschwören und herauffodern könne; denn die Gestalten, welche er den Zuschauern darstellte, und für die beschwornen Seelen verstorbener Personen ausgab, haben geredet, sich bewegt, in der Luft geschwebt, und zum Theil ein jämmerliches Geheul gemacht. Aber als Schröpfer mit seinen Betrügereien nicht weiter konnte, erschoß er sich aus Verzweiflung selbst am 8 October 1774 in dem Rosenthal vor Leipzig, und zeigte aller Welt, daß er kein Geisterzwinger gewesen.

Schwedenborg war 1688 den 9. Jänner geboren; und starb 1772 den 29. März in London. Er war ein Thor und ein Schwärmer; aber es fehlte ihm nicht an Verstande; auch war er ein ehrlicher Mann, und ließ sich zu heimlichen Absichten nicht leicht brauchen. Er selbst nennte sich einen Missionair (Gesendeten) des Herrn; sagte mehrmals, er rede blos, wie der Herr ihm die Augen geöfnet, und die Schrift erklärt habe; er habe Befehl und Sendung vom Herrn. Der Herr habe ihm den Himmel gezeigt, und er beschreibe ihn aus Gehorsam gegen den Herrn. Die Geister, sagte er, wohnen im Himmel; und da sind Rosen-

haine, schöne Gefilde, Kornäcker, Häuser, Paläste u. s. w. Schwedenborg fand bei seinen Verzückungen in den Himmel dort alles gerade so, wie hier auf Erden: Zimmer mit Fenstern, mit geheizten Oefen, Männer mit Schlafröcken und Pelzmützen. Als er einst an einer wohlbesetzten Tafel in guter und lustiger Gesellschaft solche Visionen erzählte, fragte einer ihn: Ob denn im Himmel gerade so wie hier, solche Tische, solche Speisen, solche Teller, Messer ꝛc. wären? — Er bejahete es. „Nun wer weiß (setzte dieser hinzu) ob wir jetzt nicht schon im Himmel sind?“

Gottes Gestalt sey menschlich, sagte er, auch die Engel und Geister hätten menschliche Gestalt. Das jüngste Gericht sey 1757 wirklich in der Geisterwelt gehalten worden, und er sey Augenzeuge davon gewesen. — Man sieht leicht, daß Schwedenborg es so wie andre wußte, daß man durch Dreustigkeit in gewissen Fällen gewinne. Wirklich schien es, daß er so klug seyn wolle, als Gott; denn er wollte bekant machen, was dieser weislich verbarg. Schwedenborg war zu seiner Zeit ein seltsamer, bewunderter und nicht zu enträthselnder Mann. Aber man hat in der Folgezeit über einige seiner Geistersehereien sehr deutliche Aufschlüsse bekommen. Zum Beispiel; Die verstorbene Königin von Schweden, Louise Ulrike, gab einst Schwedenborg auf, ihren damals schon verstorbenen Bruder, den Prinz von Preussen, zu fragen, warum er ihr auf einen gewissen Brief nicht geantwortet habe. Schwedenborg hinterbrachte hierauf, nach vier und zwanzigstündigem Zeitraum, der Königin die Antwort des Prinzen solchergestalt, daß die Königin, die völlig überzeugt war, niemand kenne den Inhalt des Briefs, als sie und ihr verstorbener Bruder, in die größte Bestürzung gerieht, und des Mannes Wunderkraft anerkannte. Aber der Graf F. erklärte die Sache. Von der im Jahr 1756 beabsichteten Revolution in Schweden ward die Königin als eine der Haupturheber angesehn; und es fehlte nicht viel, daß sie nicht dafür hätte leiden müssen. In dieser so bedenklichen Lage schreibt sie ihrem Bruder, dem Prinz von Preussen, um sich Rath und Hülfe bei ihm zu erbitten. Die Königin erhielt keine Antwort;

und da der Prinz bald nachher starb, so erfuhr sie nie, warum er nicht geantwortet hatte: Daher trug sie Schwedenborg auf, seinen Geist zu fragen. Eben als Schwedenborg von der Königin den Auftrag bekam, waren die Reichsräthe, Grafen T. und H. zugegen. Letzterer, der den Brief unterschlagen hatte, wußte sowol als der erste, warum keine Antwort erfolgt war; denn beide hatten beschlossen, Schwedenborg zu gebrauchen, der Königin ihre Meinung über etwas zu sagen, was sie ihr fühlbar zu machen wünschten. Sie giengen daher des Nachts zu dem Geisterseher, und legten ihm die Worte in den Mund, die er sagen sollte. Schwedenborg, froh in Ermangelung übernatürlicher Einflösungen diese zu erhalten, eilte des andern Tags zur Königin, und sagte ihr: Der Geist des Prinzen sey ihm erschienen, (aber niemand ausser dem Propheten hatte ihn gesehen) und habe ihm aufgetragen, ihr zu sagen: Er hätte darum nicht geantwortet, weil er das Betragen seiner Schwester zu sehr gemisbilligt, da sie vor Gott schuld an dem, ihrer unvorsichtigen Staatsklugheit und ihres Ehrgeizes wegen, vergoßnen Bluts wär, und dafür büssen müsse. Er bäte sie daher, sich nie wieder in Staatshändel zu mischen, der Regierung sich nicht anzumassen, und keine Unruhen zu stiften, wovon sie über kurz oder lang das Opfer seyn würde. — Die Königin, äusserst verrounedert über diese Erklärung, und in der festen Uiberzeugung, niemand könne geheime Umstände und Briefe wissen, die sie nur ihrem verstorbenen Bruder entdeckt hätte, glaubte von diesem Augenblick an Schwedenborg, und war seine Vertheidigerin.

Jene beiden Herren hüteten sich wol, davon zu sprechen. Der Ritter Beylon sahe die beiden Männer aus Schwedenborgs Hause schleichen, und da er auch zugegen war, da die Königin ihm den Auftrag gab, so errieth er bald den ganzen Plan, den er aber nicht bekannt werden ließ, weil er der Königin einige Ermahnungen gönnte.

Von derselben Geschichte hat man noch folgende Erzählung: In ganz Stockholm wurde fast durchgängig das Gerücht geglaubt, Schwedenborg hätte der verwittweten Königin Louise Ulrike besondere Nachrichten von ihrem verstorbenen Bruder,

dem Prinz von Preussen, mitgetheilt; Nachrichten, welche unmittelbaren Bezug auf Umstände hätten, die keinem Menschen, als der Königin und dem Prinz bekant gewesen wären. Verschiedene behaupteten sogar, die Königin, welche Schwedenborgen, um die Wahrheit seiner Geisterseherei zu prüfen, den Auftrag gegeben, den Geist ihres Bruders darüber zu fragen, habe sichtbare Kennzeichen des größten Schreckens gegeben, als ihr nun der Geisterbanner, den sie zur Unterredung bei der öffentlichen Hoftafel der königlichen Familie herbeigerufen, die Nachrichten mi getheilt hätte. Die Königin selbst aber soll sich darüber so erklärt haben: Schwedenborg habe sich in einer Unterredung, in welcher sie ihm allerhand Einwendungen gegen die Möglichkeit seiner Visionen gemacht, erbothen, ihr die Wahrheit derselben durch Thatsachen anschaulich zu machen. Hierauf habe sie ihm aufgegeben, den Geist ihres verstorbenen Bruders über den Sinn einiger Ausdrücke zu befragen, die ihr bei einer mit ihm gehaltenen und durch Zufall abgebrochenen Unterredung dunkel geblieben wären; und sie habe ihm hiezu einige unterscheidende Umstände, als: des Orts, der Materie ꝛc. näher bezeichnet; und Schwedenborg sey mit der Versicherung von ihr gegangen, ihr über lang oder kurz Nachricht von dem Erfolg seines Auftrags zu bringen. Diese Nachricht aber sey ihr niemals geworden. Schwedenborg habe sichtbar die Gelegenheit zu einer Unterredung mit ihr vermieden, und endlich gesagt: Er könne den Herrn (nemlich den Geist des Prinzen) noch nicht zum Spruch bringen; wobei er ihr zugleich zu erkennen gegeben, daß es nicht von ihm abhienge, bestimmte Geister zu sprechen, wann und wie er wollte, und es könnten wol Jahre hingehen, bevor der Herr sich bei ihm einfände. Einladen könne er zwar, aber die Auswahl der Gäste hienge nicht von ihm ab, und er müsse sich gefallen lassen, ob ihm ein Geist mit seinem Zuspruch beehren wolle, wenn er es thun wolle, und wo er es wolle. Sie mögte sich also noch gedulden. — Diese Geduld aber sey durch keinen Erfolg gekrönt worden. Schwedenborg sey gestorben, ohne den Herrn zum Spruch zu bekommen; und die Königin sey gestorben, ohne nur etwas Glauben an seine Visionen zu haben.

Man sieht hieraus, wie mislich es mit der Glaubwürdigkeit der Wundergeschichten steht. Gewöhnlich pflegen solche Begebenheiten von den Wundermännern mit Fleiß hohen Personen beigelegt zu werden, bei welchen das Untersuchen und Befragen grössere Schwierigkeiten hat. Man sollte nichts, am wenigsten etwas unwahrscheinliches ohne Bestätigung fest glauben.

Man mag nun von obigen beiden Erzählungen annehmen, welche man will; so steht Schwedenborg immer in armseliger Blösse da. Nach der ersten Erzählung ist er ein Betrüger, nach der andern ein Lügner. — Noch eine Geschichte von ihm, die das gesagte nur noch mehr beweist:

Die Wittwe des Grafen von Martefeld ward um eine Summe gemahnt, die ihr seliger Mann, wie sie wohl wußte, schon bezahlt hatte; doch konnte sie die von ihm verlegte Quittung nicht finden. Sie klagt Schwedenborg ihre Verlegenheit, und der sagt ihr den andern Tag, er habe mit ihrem verstorbenen Mann gesprochen, und dieser habe ihm den Ort, wo die Quittung liege, genennt. Man sahe nach, und fand sie. Es war in Schweden gewöhnlich, daß man ein kleines verborgenes Schränkchen zu Büchern hatte, welche man aus mancherlei Ursachen eben nicht wollte sehen lassen. Ein solches hatte auch Schwedenborg einst von dem Grafen von Martefeld geliehen gehabt, und darin die (nachher vermißte) Quittung wahrscheinlich als ein hineingelegtes Zeichen gesehen; oder er hatte glücklich vermuthet, daß sie darin liegen werde, wie es denn auch eintraf. Statt nun der Wittwe aus dem Gedächtnis zu sagen, der Zettel liege da oder da; stellt er sich, als ob er erst einen Geist bemühen müsse, der ihm diese Nachrichten hinterbringe.

Durch auffallende Sätze und Behauptungen erregen Leute, wie Schwedenborg war, Aufmerksamkeit, und bleiben, wenn ein Bescheidener erröthen würde, unbeweglich. Es fehlt ihnen an Gegenwart des Geistes nicht, um sich aus den Verlegenheiten zu wickeln, in welche sie beim Betreiben ihrer Wundersachen oft gerathen. Bleiben sie unentdeckt; so folgt daraus nicht, daß sie so bewährt gewesen, als sie sich ausgaben und von andern gehalten wurden: Oft geschieht dieß erst nach dem Tode: Die er-

zählte Geschichte des S. ist ein Beweis davon. Auch das unregelmässigscheinende Verfahren bei dem Geistercitiren ist kein Beweis für dessen Aechtheit; denn was erdenkt der Betrüger nicht, um Kurzsichtige zu blenden?

Der Geistercitirer soll sich den Tag merken, darin er geboren ist, und das regierende Himmelszeichen; soll an diesem Tag eine Masse von verschiedenem Metall machen, daraus eine Glocke giessen, und an dem Schlägel Adonai (Gott) an die Dicke oder Runde der Glocke Tetragrammaton und an die Handhabe Jesus schreiben. Neun Tage zuvor soll er sich durch Reinigkeit des Leibes, Enthaltung von Speisen und durch beten vorbereiten; dann sich räuchern und neue Kleider anziehen, und diese Vorbereitungstage so einrichten, daß sie sich in einem Donnerstag endigen. Dann soll er in der Nacht an einen einsamen Ort, gegen Morgen gelegen, gehen, einen neuen Tisch mit einem Teppich überdecken, Stühle dabei und drei Wachskerzen auf neuen Leichtern darauf setzen, und hierauf mit einer neuen, mit einem gleichfals neuen Messer geschnittenen Pfauenfeder und einer besonders zubereiteten Dinte, die Nahmen der Geister aufschreiben, welche er haben wolle; und dann sprechen: „O Gott Tetragrammaton, Adonai; Ich N. dein Geschöpf, bitte durch Jesum, allda mein Begehren im Glück, durch deine Gnade mit diesen Geistern zu erfahren, ohne Uibel, mit Gewalt deiner Macht, Herr Zebaoth, ein Herr aller Herren, Amen.“ Wenn solches Gebet geendigt, soll er mit jener Glocke zu läuten anfangen und sagen: „Du Geist N. ich begehre durch mein Begehren, und diese und eure Nahmen, mir augenblicklich zu erscheinen.“ Dreimal das gesagt, und dreimal drei Schläge geläutet, soll die Geister zwingen oder bewegen, zu kommen. Wenn sie kommen, soll er ihnen den Ort zum sitzen zeigen, und anfangen, jeden mit Nahmen zu nennen, zu sagen: „Ich N. begehre von dir Geist N. daß du mir —— sagest und vorzeichnest, so in deinem Vermögen ist; und du magst alles nennen, was du willst: Das begehre ich durch die heiligen Nahmen Gottes: Tetragrammaton, Adonai und Jesus.“ Wenn man ihnen denn eine besonders zubereitete Dinte, neue Feder und Papier gebe;

so zeichneten sie alles auf, was man verlange. Man soll dann die Geisternahmen mit Milch auslöschen und sagen: „Fahrt hin, ihr guten Geister, im Nahmen des Schöpfers; und so ich euch in seinem Nahmen durch dieses Werk fodere, daß ihr mir alle Tritte erscheinet, und gehorsam seyd; im Nahmen der heiligen Trinität; Amen."

Aratron soll der Geist des Saturns heissen; Bethor des Jupiters; Phaleg des Mars; Och der Sonne; Hagith der Venus; Ophiel des Merkurs; Phuel des Monds. Die Zeit, da sie sollen gefordert werden können, sind der Donnerstag, Sontag, auch Mittwoch, bei zunehmendem Mond. Jene genannte Geister der Planeten sollen unter den andern die mächtigsten seyn: Wenn man sie zum Freunde habe, bedürfe man der andern Geister nicht. Durch sie könne man auch erfahren, wie, wenn und wo man die Engel selbst citiren dürfe, welche aber nicht viel Geschwätz vertragen können. Wenn man die Geister nicht allzulange aufhalte, und ihnen nicht beschwerlich sey, so sollen sie zu jeder Zeit wieder erscheinen. — Aber wer kann das glauben? Wem leuchtet nicht der Unsinn davon ein? Wer könnte den phantasirenden Thor in dieser Sprache verkennen?

Ein Geisterbeschwörer führt die Gesellschaft in ein Zimmer, das gewöhnlich schwarz ausgeschlagen ist; und in dessen Mitte ein schwarz behangener Altar steht, auf welchem zwei Lichter brennen, auch Todtenköpfe und Menschenknochen liegen. Durch diese unerwartete Gegenstände werden die Zuschauer gleich Anfangs in Furcht und Schrecken gesetzt. Dann macht er um den Altar einen Kreis, und bittet die Anwesenden, ja nicht zu sprechen, viel weniger über den Kreis zu kommen, weil ihnen sonst der Hals leicht gebrochen werden könne. Nun fängt er an, kauderwelsche Wörter zu sprechen, welches die Beschwörung seyn soll, und räuchert mit Specereien. Auf einmal verlöschen die Lichter, es entsteht ein Gepolter, und der Geist erscheint schwebend über dem Altar, in Bewegung. Der Beschwörer haut mit seinem Degen mitten durch den Geist, ohne ihn zu verletzen, der aber dabei ein jämmerliches Geheul anfängt. Nun legt der Beschwörer dem Geist allerlei Fragen vor, die er mit einer holen

und fürchterlichen Stimme beantwortet. Auf einmal entsteht ein neues Gepolter, und der Geist verschwindet. Die ganze Zurüstung hiebei ist so künstlich und versteckt, daß auch der scharfsinnigste und entschlossenste darüber stutzig werden, und das Geheimnis nicht leicht entdecken kann. Die oben genannte Zauberlaterne, welche dabei gebraucht wird, heißt wegen ihrer wunderbaren Wirkungen so, und ist eben die, womit die Schattenspiele an der Wand gemacht werden. In derselben befindet sich ein Spiegel, eine Lampe und eine Glasscheibe, auf welche man die Figuren, welche vorgestellt werden sollen, mit durchsichtigen Farben mahlt. Diese kleinern Figuren stellt sie an der Wand in einem dunkeln Zimmer vergrössert vor; oder zeigt sie schwebend in dem Rauche, der aus der obern Oeffnung derselben in die Höhe steigt, oder durch betäubende Räucherpulver von dem Geisterbeschwörer verursacht wird; auf welchen sodenn das aus der Laterne herausgehende Licht hingerichtet wird. Ist nun auf das Glas ein Gespenst gemahlt, so erscheint es auf vorbeschriebene Art; und die Geisterbeschwörer haben einen reichen Vorrath davon, um alle mögliche Figuren darstellen zu können; oder mahlen selbst eine Gestalt, so wie sie jetzt gebraucht wird: Denn gewöhnlich lassen sie sich das Aeussere der Person, die sie jetzt hervorrufen sollen, beschreiben; ausserdem, daß sie sich noch verschiedene andere Umstände, die zu ihrer Sache gehören, angeben lassen, oder künstlich zu erfragen wissen. Das ganze übrige Glas ist mit schwarzer undurchsichtiger Farbe bemahlt, damit nur die verlangten Figuren sichtbar werden. Gewöhnlich wird erst der Kopf, und so nach und nach die ganze schreckliche Gestalt sichtbar. Weil das Zimmer ganz schwarz ausgeschlagen ist; so kann man den aus der Laterne steigenden Rauch um so weniger bemerken. Die Auslöschung der Lichter und das Gepolter verursachen versteckte Hülfspersonen; und damit von alle dem nichts entdeckt werde, dürfen die Zuschauer nicht über den bezeichneten Kreis gehen. Folgende hier ganz kurz erzählte Geschichte widerfuhr dem Professor W. „Wir giengen, sagt er, des Abends nach der Wohnung der Necromantisten, weil sie ihre Kunst nirgens anders als in ihrem Hause spielen wollen

ten. — Sie versprachen unser Begehren zu erfüllen, wenn wir bis Mitternacht warten wollten. Underdeß suchten sie uns den Kopf mit Gespensterhistorien und dergleichen anzufüllen, und fragten endlich, ob wir furchtsam wären? Es schlug elfe, und man machte Anstalten, den Geist herauf zu fodern; uns wurden Stühle zum Sitzen gegeben. Der eine gieng in die gerade überstehende Kammer, worin es ganz finster war, und warf die Thür gleich hinter sich zu. Dann fragte mich der andere ganz leise, wen er jetzt herauf fodern sollte; es müßte aber ein Todter seyn: Den Aristoteles, antwortete ich. Dann foderte er von meinem Freund den Degen, holte das Zaubergeräth, breitete ein Todtentuch auf die Erde, und setzte darauf einen mit schwarzem Tuch überzogenen Tisch, auf welchen er einen gräßlichen Todtenkopf legte. Neben ihm standen zwei Lichter, von denen er nachgehends behauptete, daß sie aus Menschenfett gezogen worden. Zu seiner Rechten lagen zauberische mit wunderlichen Characteren bezeichnete Bücher, darin er aufschlug, und uns winkte, daß keiner ein Wort reden sollte. Darauf ergriff er den entblößten Degen, haute dreimal um sich, und machte einen Kreis, der bis an die Thür der Kammer gieng. Endlich bildete er theils in der Luft, theils auf der Erde allerlei seltsame Figuren, verdrehte die Augen, schäumte mit dem Munde, wies die Zähne u. s. w. Dann wurde er ruhiger, und stieß im brüllenden Ton die Worte aus: „Satan, ich beschwöre dich im Nahmen Beelzebubs und der ganzen Hölle, daß du dich jetzo in einer lebendigen und sichtbaren Gestalt zeigest.“ — Dann verdrehete er wieder die Augen, ward blaß und schlug sich dreimal stark an die Brust. Hier sprang eine schreckliche, aber abgerichtete Schlange (denn Schlangen lassen sich so abrichten) aus dem Busen, wand sich um den Todtenkopf, und wollte schon auf uns los, als sie der Zauberer ergriff; und bald war sie weg. Der Zauberer fluchte auf den Todtenkopf, als ob er die Schlange verschlungen hätte, und wir sahen Blutstropfen aus seinen Augenhölen fliessen. Nun wendete der Zauberer sich nach der Thür der verschlossenen Kammer, in welcher ein fürchterlich Geräusch entstand, schlug mit der Spitze des Degens einmal an; trat wieder zurück und hieb mit dem

Degen um sich; trat abermals an die Thür, schlug stillschweigend siebenzehnmal an; sprang aber wieder in den Kreis, und fieng an zu zittern; hieb etlichemal wie rasend um sich, gieng wieder ganz leise an die Thür der Kammer, wo er neunmal anklopfte. Er nahm hierauf sein Zauberbuch, machte allerhand wunderliche Characteres auf den Tisch, schlug achtzehnmal, dann neunzehn und vierzehnmal an, und rief: Satan, ich beschwöre dich, daß du mir den Todten heraufbringest. Dann sprang er eilends auf, und rief den Geist durch 19, 5, 11, 5 und endlich durch 18 Schläge. Nach Endigung dessen rief er mit fürchterlicher Stimme: Satan, ich beschwöre dich zum dritten und letztenmal, daß du mir den Todten heraufbringest. Darauf entstand ein heftiges Gepolter in der Kammer, aus welcher der andre Necromantist hervorsprang, lang hin auf die Erde fiel, und ausrief, daß er den Geist des Aristoteles gesehen. Ich wollte

selbst in die Kammer gehen; sie aber verweigerten es, weil ich mich zu sehr erschrecken mögte. Endlich liessen sie es geschehen. Himmel, was sah ich! Einen alten abgelebten Mann, mit einem grauen Bart, eingefallenem Gesicht, und einem langen Todtenhemd umkleidet, der die Augen zu bewegen schien, bald still stehen blieb, bald sich bewegte; als ob er auf mich zu wollte. Ich entsetzte mich, wich zurück, gab den Todtenbeschwörern, und

wir giengen nach Hause. Es machte mich die ganze Nacht hindurch unruhig; ich überdachte alles, und endlich fiel mir ein, daß ich an dem Gespenst eine Perüque gesehen hatte, die Aristoteles doch nicht kann getragen haben, weil die Erfindung noch nicht gar alt ist; und glaubte nun noch weniger, daß es der Geist des A. gewesen seyn könne. Um in meiner Uiberzeugung gewisser zu werden, ließ ich mir des andern Tags den Cicero fodern. Alle Ceremonien waren so wie am vorigen Tag; aber die Verschiedenheit der Schläge entdeckte mir das Räthsel. Erst schlug er drei, dann neunmal u. s. w. an die Thür, weil C der dritte, J der neunte Buchstab ꝛc. des Alphabets ist. So hatte der Beschwörer auch vorher dem in der Kammer steckenden den Nahmen des Aristoteles gesagt; erst einmal, dann siebenzehnmal u. s. f. angeschlagen, weil A. der erste, R der siebenzehnte Buchstabe ꝛc. des Alphabets ist. — Ich lief nach der Kammer; aber wie sehr mußte ich erschrecken, als ich ein Gespenst vor mir stehen sah, das den Kopf unterm Arm hatte; zum Glück entdeckte ich die magische Laterne, die hinter einem Schirm versteckt war. Nun grif ich auch nach dem Todtenkopf, u. sahe eine Schweinsblase mit Blut darin, welche es langsam aus den Augenhölungen herausträufeln ließ. Die Necromantisten baten mich sehr, sie nicht zu verrathen; und ich erfuhr nachher, daß sie verlaufene Balbiergesellen wären."

Dieses Capitel würde zu weitläuftig ausfallen, wenn die in Berlin entdeckten Gaukeleien des Philidor ganz erzählt werden sollten; daher es hier an dem genug seyn mag: Das Zimmer, darin sich diese Gesellschaft befand, war von allen Seiten verwahrt. Auf dem Fußboden sah man einen mit Kreide bezeichneten Kreis, in dessen Mitte ein länglich zusammengeschlagenes schwarzes Tuch lag. Auf dieses Tuch war ein kleiner schwarzer Zauberstab hingeworfen, und auf der Mitte desselben stand eine kleine Todtenlampe; neben dem Tuch aber ein viereckigtes Kohlenbecken mit fast ausgebrannten Kohlen. Philidor bemühte sich, die Gesellschaft, davon jeder einen Louisd'or hatte geben müssen, auf alle Art zu betäuben und in Erstaunen und Furcht zu setzen. Er räucherte, ließ (durch ein auf einem

tiefen Reif ausgespanntes aber verstecktes Trommelfell) donnern; gebot, daß man still seyn mögte, und drohete; wollte einen electrischen Schlag beibringen: Aber vergebens, seine Betrügerei wurde entdeckt, und er in seiner Blösse dargestellt.

Müssiggang und Liebe zur Bequemlichkeit sind die gewöhnlichen Ursachen, daß Leute sich auf die Necromantie legen. Sie entstellen ihre Körper und ihre Gesichtszüge auf die seltsamsten Arten, um ihren Possen einen Schein zu geben, und lassen den Abergläubischen dabei, wenn er glauben will, daß sie mit dem Teufel in enger Verbindung stünden. Die grossen Erwartungen und die Einbildungskraft thut auch hiebei sehr viel. Als einst ein junger Mann in einer Gesellschaft behauptete, daß er Geister citiren könne, und auf Verlangen einiger, sein Hokus Pokus zu machen anfieng, liefen alle, bis auf einen davon, als ein Gepolter entstand; und alle versicherten, da sie zurück kamen, daß sie den Geist gesehen, der ihnen ein schiefes Maul gemacht hätte.

Noch muß die bekante Saulsgeschichte aus 2 B. Sam. 28. berührt werden, die man als einen Beweis angeführt hat, daß es doch möglich sey, die Geister der Verstorbenen herbeizuführen. Es gab damals lustige Weiber, die nicht weit von ihren Wohnungen, etwa in einem kleinen Wald Hölen hatten, darin sie abgerichtete Leute versteckten, und diese mußten aus den Hölen reden, was ihnen von diesen Weibern eingegeben war. Ein solches Handwerk trieb auch diese Frau. Daß es der König Saul war, der zu ihr kam, und ihre Hülfe begehrte, konnte sie leicht wissen, weil sie im jüdischen Lande wohnte, und den König, der viel im Lande umherzog, und einen Kopf grösser war, denn alles Volk, gesehen hatte. Sie konnte es auch aus seiner Begleitung schliessen, denn er hatte zween Gefährten bei sich. Der König muthmaste selbst, daß sie ihn kennen würde, daher wechselte er seine Kleider. Sie fiel auch bald darauf, daß es Saul seyn mögte, ob sie ihm gleich nicht sagt, daß sie ihn kenne; denn sie sagt V. 9: Siehe, du weißt wohl, was Saul gethan ꝛc. Saul schwur ihr hierauf bei dem Herrn, und dieser Schwur entdeckte ihn noch mehr! Sie konnte auch schon daraus wissen, daß Saul

mit ihr rede, da sie den Samuel herauf bringen sollte, mit welchem Saul viel Umgang gehabt, und ihn in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt hatte. Um gewiß zu erfahren, daß der, der mit ihr rede, der König sey, stellt sie sich erschrocken, da der Geist erscheinen soll, und sagt V. 12: Warum hast du mich betrogen, du bist Saul! Und er gesteht es. Samuel aber erschien gewiß nicht. Saul fragte das Weib: Was siehest du? er selbst sahe nichts. Das lügenhafte Weib antwortete V. 13: Ich sahe eine obrigkeitliche Person heraufsteigen aus der Erde. Sie beschreibt nun V. 14. das, was sie zu sehen vorgab, so, wie sie den Samuel bei seinem Leben gesehen hatte. — Samuel war überdieß nicht hier, sondern zu Rama begraben, wie konnte er hier in der Höle heraufkommen. Auch war es nicht Samuel, der aus der Höle redete, sondern der in der Höle versteckte Mensch, der von der Betrügerin unterrichtet war; denn er redet wahres und falsches untereinander, welches der Geist des Propheten nicht gethan haben würde. Es traf z. B. nicht ein, was V. 19 steht: Morgen wirst du und deine Söhne mit mir seyn; denn alle Söhne Sauls kamen nicht um, dazu starb Saul noch nicht den folgenden Tag. Das wahre, welches der in der Höle versteckte Betrüger redet, hatte er aus dem, was Samuel bei seinem Leben geweissagt. 1 S. 15. V. 28. Wenn die ganze Beschaffenheit der Frau, der Ort, wo der Geist erschienen, die dabei ohne Zweifel gebrauchten Ceremonien, die Stellung des Königs ꝛc. ausführlicher beschrieben wär, so würde daraus die Art des Betrugs noch einleuchtender können dargestellt werden.

So ist also die vorgespiegelte Kunst, Todte zu citiren, eitel, und lauter Betrug. Gott hat dem Menschen keine Macht über die Geister Verstorbener oder Lebender verliehen: Denn so würde nichts mehr Geheimnis seyn; und wie unsicher wär das Leben der Könige, und das Wohl ihrer Staaten. Wohl uns daher, daß es keine solche Kunst giebt!

Aberglaube aus der Christnacht.

Diese Zeit, die den Christen in aller Absicht ehrwürdig und heilig seyn sollte, wird immer noch zur Betreibung des

schändlichsten Aberglaubens der schwärzesten Bosheit, oder wenigstens sehr kindischer Tändeleien gemisbraucht. Unverheirathete Mädgen und Bursche giessen flüssig gemachtes Blei in kaltes Wasser, und wollen aus den daraus entstehenden Figuren theils ihre künftigen Beschäftigungen, theils ihre Heirathsparthie lernen. Es geht ganz natürlich zu, daß in solchem Fall das Blei mancherlei Figuren bekommt, und es geschieht dieß nicht etwa nur in der Christnacht, sondern zu jeder andern Zeit. Zwar die Nagelschmidin S. goß auch Blei in ihrem ledigen Stande, und es erschienen lauter kleine Nägelchen; aber dieß ist das gemeinste, und man wird die Figuren, welche Nägeln gleichen, fast immer finden. Je aufmerksamer der Zukunftforschende das Blei betrachtet, desto mehr sieht er darin, desto mehr schmeicheln die Figuren den Erwartungen, Wünschen, u. Hoffnungen. Es giebt Weiber, die ein eigenes Geschäft daraus machen, das gegossene Blei zu besehen und zu deuten: Jede hat ihre eigne Art; dieß macht aber die ganze Sache verdächtig. H. wurde in der Jugend beredet, am heiligen Abend um Mitternacht zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend Blei zu giessen; und er sahe die Figur eines Menschen, der ein Schießgewehr auf der Schulter und einen Hund neben sich hatte. Ja, H. wird ein Jäger! Er ist nun erwachsen; aber seine Bestimmung ist eine ganz andere. Kugeln in der Christnacht fehlen nicht — wenn sie von einem geschickten Schützen abgeschossen werden, wenigstens nicht leicht. Damit der junge Bursche oder das Mädgen die künftige Liebschaft kennen lerne, geht er oder sie in der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend an den Brunnen, sieht hinein, und glaubt das gewünschte darin zu sehen. Lebrecht hatte gehört, daß die reiche Fieke, die er gern geheirathet hätte, dieß an einem gewissen Brunnen thun würde. Es kam ihm zu statten, daß bei diesem Brunnen ein Baum stand, dessen Zweige darüber hinreichten. Da hinauf stieg er, so bald es halb elf geschlagen hatte: Fieke kam, und Lebrecht, der sich recht sichtbar machen wollte biegte sich so sehr herüber, daß der Ast, auf welchem er sich befand, entzwei brach. Er fiel herunter, und zerbrach den Arm, und Fieke bekam vor

Schreck das Fieber. Auch pflegen heirathssüchtige Mädchen um diese Zeit in die Blase (den im Ofen und in der Stube selbst eingemauerten Topf) zu sehen, ihren Bräutigam darin zu erblicken. Von dem Auffüllen des Weins in der Christnacht, schließt man, wie er im künftigen Jahre gerathen werde. In der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr glaubt man, ist das Wasser Wein. Der Weinhändler füllt die Fässer mit Wein auf, um von dem Steigen und Fallen, auf die Güte und Menge desselben im nächsten Jahre zu schliessen. Der Kornhändler thut ein gleiches mit dem Korn. Er füllt Gefässe mit Korn an, und bestimmt aus dem Zu- oder Abnehmen des Maasses in denselben den Fruchtpreis in jedem Monat. Wenn in der Christnacht der Wind geht; so sagt man, die Bäume rammeln sich — und erwartet dann ein reiches Obstjahr. Wessen Schatten am Weihnachts heiligen Abend bei eingebrachtem Licht keinen Kopf hat, der stirbt im selbigen Jahr. In der Christnacht müssen zwei Lichter die ganze Nacht über auf dem Tisch brennen: Löscht eins davon aus (welches doch sehr zufällig ist, oder leicht vermieden werden kann) so bedeutet es, daß der Vater oder die Mutter sterben werde. Wenn in dieser Nacht ein Reif vom Gefäß springet, so soll das Jahr einer aus dem Hause sterben. Aber wenn man auf beiden Seiten eines Menschen ein Licht in gerader Stellung setzt, so erscheint er ohne Kopf; daß kann alle Tage durchs ganze Jahr geschehen. In den zwölf Nächten (von Weihnachten bis Dreikönigs-Tag) soll man keine Erbsen, Hülsen oder andere Früchte essen, man bekommt sonst selbiges Jahr die Krätze, oder Schwären — wenn man viele üble Feuchtigkeiten bei sich hat, oder sich unreinlich hält. Wer am ersten Christag nicht Braunkohl ißt, wird ein Esel.

Jungfern, die gern heirathen wollen, sollen in der Christnacht nackend beten; denn wird ihnen ihr Liebster im Schlaf erscheinen. Aber gewiß wird der im Schlaf erscheinen, den das Mädgen sich wünscht. Wenn eine Dienstmagd wissen will, ob sie länger bei ihrem Herrn in Diensten bleiben oder abziehen werde, soll sie auf den Weihnachts heiligen Abend den Schuh werfen. Wenn der Schuh mit der Spitze nach der Thür steht, so glaubt

sie, daß sie abziehen; steht er hereinwärts, daß sie dableiben werde. Sie setzt sich dabei mit dem Rücken nach der Thür. Man pflegt zu sagen, daß wie jemand glaubt, es ihm wiederfährt: Dieß wird auch hiebei wahr. Denn wenn die Magd erst glaubt, daß es des Schicksals Rathschluß, und es nun nicht zu ändern sey, daß sie werde abziehen müssen; so wird sie ihre Dienste vernachlässigen: Im andern Fall wird sie fortfahren, sich so zu verhalten, wie bisher, und wird behalten werden. — Das Schuhwerfen wird also eintreffen; aber ganz natürlich! Wenn ein Mädgen wissen will, was für Haare ihr künftiger Liebster hat; so greife sie in der Christnacht rücklings zur Stubenthür hinaus, so bekommt sie solche Haare in die Hand. Und wenn sie wissen will, ob sie in diesem Jahr einen Mann kriegen werde, soll sie an das Hünerhaus klopfen und sagen:

Gackert der Hahn; so krieg ich ein'n Mann:
Gackert die Henn; so krieg ich kein'n.

Wenn sie wissen will, ob ihr Liebster gerade oder krumm seyn werde, soll sie aus einer geschichteten Klafter Holz ein Stück ziehen: Wie dieses ist, so ist auch der künftige Mann. Wenn sie wissen will, wie ihr künftiger Mann heissen werde; so soll sie den ersten Faden Garn, den sie am Weihnachts heiligen Abend spinnt, vor ihre Hausthür spannen: Wie nun der erste vorbeigehende heißt, so wird auch ihr künftiger Mann heissen. Die Schäfer dürfen in den zwölf Nächten den Wolf nicht nennen; er zerreißt sonst die Schafe. Ein Hund, der in der Christnacht heult, wird selbiges Jahr toll. — Welche Thorheiten, welche Einbildungen, welche Lügen und Erfahrungswidrige Meinungen. Kaum sollte man es glauben, daß (vernünftige?) Menschen auf Dinge verfallen könnten, die so ganz dem gesunden Menschenverstand entgegen sind, wenn leider es die Erfahrung nicht bestätigte! Aber sie sind noch nicht zu Ende, die Thorheiten, welche Christen glauben und handhaben, denen die Weihnachtszeit zur heiligen Feier bestimmt ist. Man beschwöret in dieser Nacht den Teufel zum Geldbringen, und sucht Schätze zu graben, weil man glaubt, den Geistern, unter deren Aufsicht

diese stehen sollen, wären, so wie dem Teufel selbst, die Hände gebunden. Man höhlt zwölf Zwiebeln aus, und streut in das Ausgehöhlte etwas Salz: In welcher Zwiebel nun Wasser ist, das soll anzeigen, daß der Monat, den diese bedeuten soll, naß seyn werde. Ist aber in der Zwiebel kein Wasser; so glaubt man, daß es werde trocken seyn. Man setzt Salzhäuschen, für jede Person im Hause eins. Wessen Häuschen nun umgefallen oder geschmolzen ist, von dem glaubt man, er werde in dem Jahre sterben. Der hundertjährige Mann lasse für sich aus trocknem Salz ein festes Häuschen an einen trocknem Ort hinsetzen, und es wird unversehrt gefunden werden, er aber vielleicht schon morgen sterben; dahingegen dem Knaben seines, der noch 50 Jahre zählt, — einfallen oder schmelzen wird, wenn ein Muthwilliger an dem Tisch gerüttelt hat, auf dem es stand, oder einen Wassertropfen darauf fallen ließ. — Um zu wissen, ob man das Jahr noch leben oder sterben werde, wirft man den Schuh rückwärts über sich zur Thür hinaus. Steht die Spitze hereinwärts, so bleibt man leben; steht sie hinaus, so stirbt man. Eltern und Hausväter handeln unverantwortlich, wenn sie ihren Kindern oder Gesinde dergleichen Gaukeleien gestatten: Denn die gewisse Erwartung des Todes, die man auf dergleichen Anzeigen unterhält, kann ihn wirklich, oder wenigstens doch Schwermuth nach sich ziehen. Man hat davon traurige Beispiele. Das kommende Jahr ist nicht glücklich, wenn man um diese Zeit, zwischen 11 und 12 Uhr des Nachts ein Fußbad anstellt. Der Bauer umwindet dann seine Obstbäume mit nassen Strohseilen, ohne ein Wort zu reden, um sie zu dem folgenden Sommer fruchbar zu machen. In dieser Nacht werden die Coffeewahrsagereien vorgenommen. Helle Christnacht, finstre Scheunen; finstre Christnacht helle Scheunen, sagt man, und es soll so viel heissen: Wenn in der Christnacht der Mond scheint, und das Wetter helle ist; so soll das Jahr an Getraide fruchtbar seyn, so daß die Scheunen von dem Eingesammelten voll und finster werden: Wenn er aber nicht scheint, und das Wetter trübe ist, so soll das Jahr wenig in die Scheunen kominen, und sie licht und leer bleiben. Aber wer kennt die Thorheiten alle,

wodurch Weinachten entweiht wird?! Daß man den Kindern um diese Zeit Geschenke giebt, ist an sich eine unschädliche Gewohnheit; daß man ihnen aber sagt, der heil. Christ gebe es ihnen, daß man befiehlt, Tücher aufzubreiten, damit er darauf bescheeren könne, daß man das Zusehen verbietet, weil er ihnen die Augen ausbuhsten könne — wer kann das billigen? Ein vermummter Claus, St. Nicolaus, Knecht Ruprecht, oder wie er sonst heissen mag, trit herein, mit einem weissen Hemd oder auf andere, Kindern fürchterliche Art gekleidet, hat in der Hand

eine Ruthe, und ruft mit verstellter Stimme: betet, betet! und stäupt sie, wenn sie das nicht können; oder giebt ihnen Nüsse, Aepfel ꝛc. wenn sie recht viel zu beten wissen. Das arme, unwissende Kind betet den verkleideten Buben fast an, damit er es nicht in den Sack stecke: und glaubt, es sey der Herr Jesus selbst. Aber würde dieser so handeln, wenn er auf der Erde erschien? würde er Kinder erschrecken, und durch Schläge Gebete von ihnen erzwingen? Man würde erstaunen, wenn man die Menge der Kinder wissen sollte, die vor Schreck über solchen Anblick gestorben sind. Man durchschwärmt die Nacht, welche Vorbereitung auf die heiligsten Tage seyn soll, und macht den Kindern weiß, daß es in dieser Nacht besonders sehr unsicher sey, und die Gespenster da häufiger erschienen als sonst, und je-

dem sichtbar würden. Heilloses Gewäsch! — Die sogenannten Frühmetten, welche aber zur Ehre des Christenthums an den allermeisten Orten, theils schon abgeschafft sind, theils noch abgeschafft werden, und die uranfänglich eine stille, feierliche Vorbereitung auf das Fest seyn sollten, waren so ausgeartet, daß sie zur höchsten Verunehrung Gottes und des Erlösers gereichten. Wenn man in der Ferne einen vermischten wilden Schwarm sähe, so wie etwa einen wilden Matrosenhaufen, der sich in einer Brandweinsschenke berauscht hat, und man käme dann näher hinzu, und sähe, daß der Ort des Greuels eine Kirche sey, wo bei angezündetem Lichte ein Prediger auf der Canzel stünde — daß also Gottesdienst hier gehalten werde; so würde man freilich erschrecken, und mit Erstaunen und Betrübnis fragen: Welche heidnische Nation je sich so vergessen habe? Und wenn man denn bedächte, daß es Christen, protestantische Christen, im letzten Virtel des achtzehnten Jahrhunderts wären; so würde man von Schmerz und Betrübnis überwältigt werden. Die Christen kamen auf den Gedanken, die Nacht, in welcher das Andenken der Geburt des Erlösers jährlich erneuert wird, feierlich zu begehen; aber diese Feier entartete bald in Ausgelassenheit, die weder durch die Heiligkeit des Orts, noch der Zeit zurückgehalten ward. Man bemerkte dieß, und an mehreren Orten suchte man diesen Greuel wegzuschaffen; aber nur die geschärftesten Verbote konnten diese Christnachtsfeier abstellen, welche man sich fast allenthalben, durchaus nicht wollte nehmen lassen. Dieß war ehedem der Fall in den Frühmetten in Z.

Der Gottesdienst begann Morgens um 4 Uhr: Die Kirche war erleuchtet, es erschallten Music und lateinische Gesänge. Das Fest lockte eine Menge Menschen aus den benachbarten Bergstädten dahin, die sich mit Brandwein und Honigkuchen reichlich zu versehen pflegten, um sich gegen die Kälte zu schützen, und — das Christfest zu begehen. Die Kirche war gepfropft voll und der Lerm so groß, als wenn alle Trommeln eines Regiments auf einmal geschlagen würden. Der entsetzliche Dampf vom Brandtwein, Lichtern und Tobac erfüllte die Kirche und erstickte fast den einzigen nüchternen Mann, den Prediger. Die-

ser konnte wegen des erstaunlichen Getöses nicht reden, stand still, und sahe von der Canzel herab den Unfug der Gemeinde. Brennende Lichter, die das besoffne Volk von den Leuchtern riß, flogen in der Kirche umher, bei einigen wirkte der im äussersten Ubermaaß genossene Brandtwein und Honigkuchen von oben und unten. Andre wälzten sich mit Weibspersonen in öffentlicher Unzucht schamlos herum. So kann selbst die heiligste, die beste Religion ausarten, wenn nicht die aufklärende, sittlichmachende Vernunft ihr zur Seite bleibt.

Calenderaberglaube.

Mein neuer Calender sagt:
Weisheit, Klugheit und Verstand,
Welches sehr gut ist, wie aller Welt bekant,
Wünscht der Calender im neuen Jahr,
Der 1790 geschrieben war.

Wohl sind die Dinge sehr gut: Wenn sie nur der Calender auch beförderte! Es ist aber so viel ungereimtes darin, daß Weisheit, Klugheit und Verstand verschwinden würden, wenn man ihm folgte. Gleich Anfangs heißt es unter der Uiberschrift:

Der zwölf Nächte Anmerkungen.

Wenn die Sonne am heiligen Christtage scheinet, so bedeutet es ein glücklich Jahr. Den 2ten, so bedeutet es Theurung. Den dritten, Uneinigkeit. Den vierten drohets den Kindern Masern und Blattern. Den fünften geräth das Obst und Winderfrucht wohl. Den sechsten giebt es Uiberfluß an Baum- und Feldfrüchten. Den siebenten gute Viehweide; hingegen Theurung an Korn und Wein. Den achten viel Fische und wilde Vögel. Den neunten den Kaufleuten glückliche Handelschaft. Den zehnten gefährliche Gewitter. Den elften grosse Nebel und Krankheiten. Den zwölften bedeutets Krieg und Blutvergiessen.

Jeder weiß, wie viel und grosser Aberglaube von und an den Tagen herrscht, die für Christen die heiligsten seyn sollten: Hier wird uns auch gesagt, daß die Sonne Glück oder Unglück bedeu-

te, wenn sie an den ersten zwölf Christtagen scheine. Aber laß sie nur scheinen, die wohlthätige Sonne, sie soll uns immer willkommen seyn, an den Christtagen, so wie durchs ganze Jahr. Wir wollen, wenn wir sie an diesem Tage sehen, weder Unglück ahnden, noch ausserordentliches Glück erwarten; denn beides mögte unsere Erwartungen täuschen. Ist das Jahr glücklich, oder trit in demselben Theurung ein; so soll die Sonne uns das nicht prophezeihet haben. Masern, Blattern, Krankheiten, Uneinigkeit, wilde Vögel ꝛc. werden in dem neuen Jahre nicht fehlen; werden aber gewiß auf diese Calenderprophezeihung nicht folgen. Geräth das Obst und die Winterfrucht wohl; giebt es Uiberfluß an Baum- und Feldfrüchten, an Fischen ꝛc. so wollen wir dem dafür danken, der es uns gab — ohne auf jene vorgeblich vorbedeutende Sonnenerscheinungen an heiligen Tagen geachtet zu haben. Krieg und Blutvergiessen hängt von dem Willen des Weltregierers ab, wie könnte der Sonnenschein am zwölften Christage es uns verkündigen? Denn

Alles lenkt ein weiser Gott:
Drum ists Dummheit oder Spott.
Etwas glauben ohne Grund. —

Wo ist es uns gesagt, daß Gott durch Sonnenscheinungen zu gewissen Zeiten uns die Zukunft entdecken wolle, die er uns aus weisen Ursachen verborgen hat? Eben so wenig hat Gott in den Donner, der in den verschiedenen Monaten gehöret wird, etwas vorbedeutendes gelegt. Der Donner, welcher allemal auf den Blitz folgt, welches zusammen Gewitter heißt, hat seine sehr natürlichen Ursachen! Wenn die Dünste, die aus der Erde beständig aufsteigen, in der Luft sich reiben, so werden sie entzündet; und das ist der Blitz: Der Blitz treibt die Luft aus einander, die denn mit Heftigkeit wieder zusammen fährt; und das ist der Donner. Unter gewissen Umständen muß ein Gewitter entstehen, und Regen und Wind sind natürliche und begreifliche Folgen desselben, die unter diesen Umständen nicht ausbleiben können. Sobald man aber von etwas weiß, daß es natürlich zugeht, und die Ursachen kennt, warum es geschieht; so hört man auf zu glauben, daß dadurch etwas prophezeihet werde. Un-

ter den zwölf Nächten versteht man bekantermassen diejenigen zwöf Tage und Nächte, die vom ersten Christtag anfangen, und sich am Abend vor dem Feste der Offenbahrung Christi endigen. Die abergläubischen Thoren wollen von der Witterung, die in diesen Tagen einfällt, auf die Witterung des ganzen Jahrs schliessen. Der erste Christtag soll den März, der zweite den April, der dritte den Mai u. s. w. bedeuten. Und so wie die Witterung des Morgens, Vor- und Nachmittags und auf den Abend, an jedem Tage der Zwölfen beschaffen ist; so soll die Witterung in jedem der zwölf Monate seyn. Man glaubt fälschlich, daß in den zwölf Nächten die Calender gemacht werden, weil während derselben eine besondere Stellung der Gestirne am Himmel sey, und man an dem Laufe derselben sehen könne, was für Witterung das ganze Jahr hindurch seyn werde. Das ist alles grundfalsch, ist die Geburt eines schwachen Kopfs. Man hat sonst noch von den Zwölfen andere Vorurtheile, glaubt z. B. daß man krank werde, wenn man Hülsenfrüchte: Erbsen, Linsen, Bohnen u. dgl. geniesse; daß das beste Vieh im Stalle sterbe, wenn man Fleisch esse. Es ist aber nichts gewöhnlicher, als daß der Landmann in den Feiertagen krank wird, weil er da mehr als sonst ißt und trinkt, und weniger arbeitet: Und da in solchen Tagen auch das Gesinde nicht zu arbeiten pflegt, so ist es um so mehr eine gute Hausregel, wenn man kein Fleisch zu essen giebt. Gleichfalls soll das Ausmisten der Viehstelle, während den Zwölfen nicht gut seyn. Ein verständiger Hauswirth aber wird, wenn es forderlich und die Witterung bequem ist, sich durch dieses Vorgeben nicht davon abhalten lassen. Das Gesinde, welches mit Ende des Jahrs aus den Diensten geht, unterzieht sich in den letzten Tagen vielen Arbeiten so ungern, als das neue Gesinde in den ersten sogenannten Flittertagen; und der Hausherr übersieht es in diesen Fällen, zumal da man in den kürzesten Tagen, wenn die Kälte sehr groß ist, die Ställe nicht gern öfnet. Daher verfliessen die Zwölfe gemeiniglich ohne Säuberung der Ställe, und der Aberglaube hat es endlich für unrathsam ausgeschrien. Im Calender heißt es ferner:

Prognosticon vom Christtage.

Fällt der Christtag auf den Sonntag; so wird ein warmer Winter, der Frühling warm und naß, der Sommer heiß, trocken und schön, der Herbst feucht und winterisch. Korn und Wein gerathen wohl, es giebt viel Honig, die Schaafe aber seyn dürftig, Saat und Gartenfrüchte gerathen wohl.

Fällt er Montags; so ist der Winter weder zu kalt noch zu warm, der Frühling gut, der Sommer windig; es giebt viel Wein, aber wenig Honig, und die Bienen sterben gern.

Fällt er Diensttags; so wird ein kalter Winter mit viel Schnee, der Frühling gut und windig, ein nasser Sommer, und trockner Herbst, Wein und Korn mittelmässig, auch sterben die Schweine gern.

Fällt er auf die Mittwoch; so wird der Winter hart, im Frühling viel Wetter: Sommer und Herbst werden gut; Heu, Wein, Korn genug, aber sehr wenig Aepfel, auch wenig Zwiebeln.

Fällt er auf den Donnerstag; so hat es im Winter sehr viel Regen, der Frühling ist windig, ein guter Sommer, ein nasser Herbst, Korn und Früchte genug, Wein ziemlich, wenig Honig.

Fällt er den Freytag; so wird ein langer und harter Winter, aber ein guter Frühling, der Sommer unstät, Wein, Korn und Heu genug, aber Schafe und Bienen sterben gern, auch wird viel Obst.

Fällt er auf den Sonnabend; so wird der Winter nebligt mit grosser Kälte und Schnee, der Frühling windig, der Sommer gut, der Herbst trocken, giebt aber wenig Korn und andere Früchte, aber gute Weide, die Bienen sterben gern.

Der Tag, an welchem wir das Andenken der Menschwerdung des Erlösers feiern, soll, wenn er auf den Montag fällt, anzeigen, daß es wenig Honig gebe, und die Bienen sterben; und wenn er auf den Dienstag fällt, die Schweine gern sterben. Es soll sehr wenig Aepfel und Zwiebeln geben, wenn er auf die Mittwoch fällt; es soll Schaafsterben anzeigen, wenn er auf

den Freitag fällt?! Wie wenig können die den Nahmen vernünftiger und guter Christen verdienen, die solchen Unsinn verbreiten, oder an demselben hangen? welche die Absicht der Menschwerdung des Erlösers so sehr verkennen, daß sie die Tage, an welchen sie sich dieser göttlichen That feierlich erinnern sollen, zu abergläubischen Anzeichen misbrauchen. Christus hat seinen Geburtstag mit keiner prophetischen Kraft begabt, und man kann daher in den darauf folgenden Tagen um so weniger etwas ausserordentliches suchen. Und da man den eigentlichen Tag der Geburt Christi nicht einmal mit Gewisheit bestimmen kann; so sieht man wol, daß alle daher genommene Prophezeihungen ungegründet sind.

Monatliche Witterung.

Wenn es im Januar donnert; so bedeutet es grossen Wind. Der Donner im Februar bedeutet Krankheit. Im März, Gußregen. Im April, Unfruchtbarkeit. Im May, Mangel an Früchten. Im Junio, folgen gemeiniglich Krankheiten. Im Julio, ist es ein Zeichen vieler Früchte. Im August, Mangel an Früchten. Im September, vielen Widerwillen. Im October, starke Winde. Im November, gute Früchte. Im December, Schaden am jungen Vieh.

Mancher, der an den Calenderglauben einmal gewöhnt ist, lauert sorgfältig auf den Donner, und erwartet, wenn er ihn gehöret hat, grosse Winde, Gußregen, Krankheiten und Widerwillen, den Mangel am jungen Vieh u. s. w. oder die vielen und guten Früchte — ohne daß vielleicht seine Erwartungen je erfüllt werden. Jenes prophezeihete Unglück kommt jährlich gewiß, mehr oder weniger: Daher läßt es sich gut vorher sagen! Wie aber, wenn es kommt, ohne daß es in den besagten Monaten gedonnert hat? Oder wie, wenn der Donner gehört worden ist, und das Unglück trifft nicht ein? Oder wie wenn es im Julii oder November donnert, und die Früchte gerathen dennoch schlecht? Wo bleibt da die Calenderweisheit, und wo der Glaube an seine Prophezeihungen? Weg also mit einem Glauben, der auf so schwachen Gründen ruht, der so ungewiß und unsicher ist! Wer

wollte sich noch hintergehen lassen, wenn man schon oft betrogen ist? Wer wollte unaufhörlich erwarten, was man schon so oft vergebens erwartete? Man setzt dabei das Vertrauen, das man Gott schuldig ist, aus den Augen, und glaubt den Menschen (die sogar die Absicht haben zu hintergehen) mehr als ihm.

Merkwürdig sind auch die Nachrichten, welche man im Calender vom Aderlassen hat: Wir lesen darin einen

Bericht vom Aderlassen.

An welchem Tage durch das ganze Jahr gut oder bös Aderlassen ist. Der erste Tag ist bös, man verliehrt die Farbe. Der zweite ist bös, bringet leichtlich ein Fieber mit sich. Der 3 ist bös, verursachet gefährliche Krankheiten. Der 4 ist bös, kann einen schnellen Tod verursachen. Der 5 ist bös, es verschwindet das Geblüte. Der 6 ist gut, da gehet Blut und Gewässer. Der 7 ist bös, verderbet den Apetit zur Speise. Der 8 ist bös, kränkt und verderbt den Magen. Der 9 ist bös, machet den ganzen Leib krätzig. Der 10 ist bös, verursachet ein flüssig Angesicht. Der 11 ist gut, machet Lust zum Essen und trinken. Der 12 ist gut, machet geschickt am ganzen Leibe. Der 13 ist bös, machet Unlust zum Essen und Trinken. Der 14 ist bös, verursacht gefährliche Krankheiten. Der 15 ist gut, machet Lust zu Speis und Trank. Der 16 ist bös, und der allergefährlichste. Der 17 ist gut, und der allerbeste. Der 18 ist gut, und bringet Gesundheit. Der 19 ist bös, und gar besorglich. Der 20 ist bös, erwecket allerhand Krankheiten. Der 21 ist gut zu allen Dingen. Der 22 ist gut, und entfernt alle Krankheiten vom Menschen. Der 23 ist sehr gut, wehret allen Krankheiten, und stärket die Glieder des ganzen Leibes. Der 24 ist gut, und nimt alle Dämpfe, starken Husten und Herzensangst hinweg. Der 25 ist gut für diejenigen, die Hauptbeschwerungen haben, befördert auch den Verstand. Der 26 ist gut, und bewahret das ganze Jahr vor Fieber, und wehret vornehmlich den Schlagflüssen. Der 27 ist bös, und geneigt zum jähen Tod. Der 28 ist gar herrlich und sehr gut. Der 29 ist bös. Der 30 ist sehr bös. Da

haben wir also in jedem Monat vierzehn böse, einen gar herrlichen und guten, einen allerbesten, und einen allergefährlichsten, einen zu allen Dingen guten, und einen gar besorglichen Tag bei dem Aderlassen. Aber wer wird sich daran kehren, wenn er Bedürfnis fühlt, oder der Arzt ihm dazu räth, ob in dem Calender bös oder gut steht? Laß zur Unzeit Ader, und du wirst die übeln Folgen davon wol erfahren, wenn im Calender gleich — recht sehr gut stand. Laß zur Ader, wenn es dir nöthig ist, oder ein Sachverständiger dazu räth; und es wird dir bekommen, wenn gleich der Tag, an welchem es geschah, im Calender für gar besorglich ausgegeben wurde. Es ist allerdings wahr, daß man nach dem Aderlassen die Farbe verliehren, in ein Fieber oder andere Krankheit verfallen, oder sich gar den Tod zuziehen kann; aber immer nur in dem Fall, wenn es zu unrechter Zeit geschieht: Zu rechter Zeit gebraucht, hat es bekant gute Wirkungen, ohne daß man aber im Stande wär, dazu einen Tag fest zu setzen. Der Calenderaderlaßprophet hat es auch gar wohl gewußt, daß der Dumme (denn für Kluge wird so etwas nicht geschrieben) immer mehr Unglück als Glück erwartet; daher sind der unglücklichen Tage mehr, als der glücklichen. Er wußte es auch, daß diese Gläubigen nicht untersuchen, und hält sie daher für das, was sie sind, für Narren. Der 5te heißt es, ist bös, es verschwindet das Geblüte, der 6te ist gut, da gehet das Blut und Gewässer. Allerdings verliehrt man Geblüt, wenn man Aderläßt, und daß das Blut mit Wasser vermischt sey, ist jedem bekant! Wie konnte er das als eine Prophezeihung anstellen? Gewiß wird auch aus einem Knecht kein Tanzmeister, wenn er Ader gelassen hat. Man sollte dieß aber meinen, wenn man liest: Der 12 ist gut, machet geschickt am ganzen Leib. Verschiebe das Aderlassen bis zum 26ten, und glaube, daß du denn das ganze Jahr vor Fiebern und Schlagflüssen werdest bewahrt bleiben; oder bis zum 25ten, um mehr Verstand zu bekommen; der Erfolg wird dich lehren, daß du in jedem Fall betrogen seyst. Kaum kann man sich des Unmuths enthalten, wenn man Menschen, die doch ihre Schwäche kennen, über Sachen z. B. über Gesundheiten, und Krankheiten, so zuversichtlich urtheilen hört,

als ob ihre Prophezeihungen ungezweifelt zutreffen müßten. Man höre den Calender:

Von Gesundheiten und Krankheiten.

Im Januario werden hitzige Krankheiten entstehen, und die Schwindsüchtigen werden ihre Noth haben. Der Februar wird manchem das Leben kosten. Der März drohet mit Kopf- und Zahnschmerzen. Der April soll gar gefährlich seyn. Im May kommen hitzige Fieber und Flüsse. Der Junius drohet mit Herzbeschwerungen und Ohnmachten. Im Julio fällt kein schädlicher Aspect ein. Im August wird man verschiedene Arten von Krankheiten bemerken. Im September sind mehr gute als böse Aspecten. Der October deutet auf Hauptweh, Schlagflüsse, Herzbeschwerung und Krätze. Der November zeigt auf Magenbeschwerden und Ohnmachten. Im December werden sich hitzige Krankheiten und Stockflüsse ereignen.

Ohne Zweifel werden alle die genannten Uibel in dem Jahre verspürt werden; aber gewiß nicht in der hier vorhergesagten Ordnung. Man trifft zu allen Zeiten alle Krankheiten unter den Menschen, ohne daß man sagen kann, diese Krankheit gehört für diesen, und jene für jenen Monat. Die Schwindsüchtigen haben nicht nur im Januar, sondern zu allen Zeiten ihre Noth; und nicht nur der Februar kostet manchem das Leben, sondern die Menschen sterben durchs ganze Jahr. Wer zu Kopf- und Zahnschmerzen, zu Ohnmachten ꝛc. geneigt ist, der wird nicht nur in den hier damit begabten Monaten, sondern zu ungleichen Zeiten davon befallen. Freilich werden immer einige seyn, die ihre Krankheiten in den Monaten finden, und wenn man denn sagen wollte, der Calender hat doch wahr geredt — so kann alles was darin steht, zu verschiedenen Zeiten, und an gewissen Personen wahr werden; aber wie viele sind dagegen, die von eben der Krankheit, zu ganz andern Zeiten befallen werden? Weg also mit so ungegründeten Meinungen!

Der Calender ist ganz mit Zeichen angefüllt, die gut Aderlassen, sehr gut Aderlassen, gut baden und schröpfen, gut säen und pflanzen, gut Kinder entwöhnen. (Zusammenkunft ist mit-

melmässig. Gesechster Schein ist gut. Gevierter Schein ist böse. Gedritter Schein ist gut. Gegenschein ist böse. Glücklicher Tag ist roth.) Gut Holzfällen. Gut Purgieren. Gut Haarabschneiden — bedeuten. Einfältige unterlassen nie, in den Calender zu sehen, bevor sie etwas vornehmen. Sie baden und schröpfen, säen und pflanzen, purgieren zu der Zeit, welche der Calender für die beste hält: sie entwöhnen die Kinder an einem glücklichen Tag, schlagen kein Holz, und beschneiden sich ohne Calenderrath ihr Haar nicht. Allein wenn das Kind lange genug gesäuget hat, so wird es sich zu allen Zeiten, (freilich auch an einem im Calender bezeichneten Tage) entwöhnen lassen. Die Arzneien werden ihre gewöhnliche Wirkungen haben, das Holz wird gleich gut wärmen, und das verschnittne Haar wieder wachsen, wenn der Calender auch nein dazu sagt. Wenn die Krankheit ein Purgiermittel fodert; so muß man es zu allen Zeiten und Stunden nehmen, und die Meinung ist thörigt, wenn man glaubt, die Wirkung der Mittel hange von dem Zeichen ab, im welchem sich die Sonne befindet, oder von den Vierteln des Monds. Dieses Vorurtheil aber ist so tief eingewurzelt, daß man Leute hat sterben sehen, die auf das günstige Himmelszeichen oder Mondsviertel warteten, einem Mittel Kräfte zu geben, welches vier oder fünf Tage früher genommen, ihnen das Leben würde gerettet haben. So entscheidet ein unwissender Calendermacher über das Leben der Menschen. Man fürchtet sich, Arzeneien zu nehmen, so lange die Hundstage währen. Wenn diese Furcht sich auf die grosse Hitze gründete, so verdiente sie Nachsicht: Allein man glaubt, der Hundsstern, den man für unglücklich hält, regiere in diesen Tagen, habe während denselben auf den menschlichen Körper besondern Einfluß. Jeder weiß, um wie viel Tage die sogenannten Hundstage von der Erscheinung jenes Sterns verschieden sind, und wie er daher um so weniger auf etwas nachtheiligen Einfluß haben kann, wenn sonst auch, wie es doch wirklich nicht ist, seine Wirkungen schädlich wären.

Auch bei dem Säen und Pflanzen hat man die Tage bestimt, die dazu gut seyn sollen.

Vom Säen und Pflanzen.

Diejenigen Tage, welche zum Säen und Pflanzen dienlich sind, sind folgende:

Zur Frühlingssaat sind gut: Der 7, 16, 20 und 26 März. Der 3, 8, 15, 18, 21, 24, 27 und 30 April. Der 5, 8, 12, 15, 19, 22 und 27 May. Der 4, 9, 16, 25 und 27 Junii. Zur Herbstsaat sind gut: Der 3, 7, 10, 15, 19, 23, 25 und 28 September. Der 2, 6, 8, 10, 14, 17, 20, 23, 27, 29 und 31 October. Der 3, 5, 9, 12 und 14 November.

Die Calendermacher sind hierin nicht eins: Dieser bestimmt diese, und jener jene Tage; und wenn man darüber mehrere vergleicht, so findet man, daß sie alle Tage, theils für gut theils für böse halten. So einfältig sind aber jetzt die Landleute nicht mehr, daß sie in den Calender sehen sollten, wenn sie den Acker bestellen, oder den Garten bearbeiten wollen: Sie nehmen dazu die Zeit, welche ihnen die beßte zu seyn scheint, und sind, wenn sie das ihre gethan haben, unbekümmert, weil sie wol wissen, daß sie nun nichts weiter zum Fortkommen des gesäeten oder gepflanzten beitragen können; sondern Seegen und Gedeihen von dem erwarten müssen, der dieß allein geben kann. Wie oft ist der Abergläubische betrogen worden, wenn er zu diesen Geschäften einen vermeint-glücklichen Tag wählte; und wie oft hat die Erfahrung gelehrt, daß auf solche Tage nichts ankomme. Das Sommergetraide: als Gerste und Haser, sollen mittelmässig gerathen, wie auch Linsen, Wicken, Erbsen, Hirsen; Heu dürfte mehr, aber weniger Grummet werden. Das Wintergetraide, sonderlich Korn, kann im Herbste bei rechter Zeit gesäet werden. Das Obst soll an etlichen Orten gut, an andern aber wenig seyn: Die Eicheln verbleiben ganz klein. Der Hopfen geräth mittelmässig, und leidet gemeiniglich im Frühlinge Schaden durch Mehlthau. In diesem Jahr soll wenig Wein werden, und weil im Herbst kein gut Wetter ist; so soll man ihn bald lesen und die Weinberge zeitig decken. So kann man vorhersagen, daß es heute finster, und morgen wieder helle werden wird, wie der Calender versichert, daß in diesem Jahr mehr Heu als

Grummet; an etlichen Orten mehr, an andern weniger Obst seyn werde. Daß der Hopfen gemeiniglich im Frühling durch Mehlthau Schaden leide; daß im Herbst kein gut Wetter seyn werde, und man daher bei Zeiten säen, und Wein lesen solle. Wenn denn aber jenes zuversichtliche Vorhersagen: Gerste und Hafer sollen mittelmässig gerathen. — In diesem Jahr soll wenig Wein werden ꝛc. nicht eintrifft, wer merkt darauf, oder wer macht dem, der es gesagt hat, Vorwürfe? Wer kann aber so etwas glauben? und wer wird sich nicht gern von Meinungen losmachen, die so elend ausgedacht sind, die so gefährlich werden können, wenn man an denselben fest bleibt?!

So unzuverlässig, wie alles dieses, sind auch die Wetterprophezeihungen der Calender: Wer aus dieser Ursach sich einen Calender kauft, der betrügt sich gewiß. Man vergleiche nur die Calendervorherverkündigungen mit der Witterung selbst, und man wird sich bald überzeugen, daß sie nichtig sind. Nachdem man sich zehnmal betrogen hat, so trifft es kaum einmal zu, was man im Calender vom Wetter sucht. Wir wissen im allgemeinen die Ursachen davon, wenn das Wetter sich verändert hat; aber die Regeln, nach welchen dieß geschieht, kennen wir noch nicht, und werden sie schwerlich finden. Man hat Jahre lang das Wetter jedes einzelnen Tages bemerkt, und die Ursachen davon gesucht; hat alles das mit einander verglichen, um hierin auf etwas gewisses zu kommen; aber vergebens! Und fast scheint es, daß alle künftige Versuche so fruchtlos als die bisherigen, seyn werden. Es ist auch bekant, daß die Witterung an allen Orten nicht gleich ist. Hier regnet es, und eine Stunde weiter scheint die Sonne. Dort ist ein Gewitter, und hier bemerken wir es nicht. Wir haben Calender, die in einer 15 und mehrere Meilen entfernten Stadt gemacht sind; wie wär es möglich, daß sie uns sagen könnten, es werde heute bei uns ein Gewitter, morgen Regen u. s. w. seyn?

Heute fallen keine sonderliche Aspecten, sagt der Calender, heute falien gute, heute böse. Aspecten sind die Stellungen der Sonne und der Planeten, welche zu verschiedenen Zeiten, auch verschieden sind, weil diese Körper sich bewegen. Wenn sie mit

einander auf- und untergehen, und zu gleicher Zeit im Mittage erscheinen; so sagt man, daß sie einerlei Länge haben. Wenn man von der Sonne bis zum Mond durch die Mittagslinie in Gedanken sich eine Linie denkt, und findet sie entweder in eben dem Grade, oder doch nur wenige Grade der Länge, von einander unterschieden; so heißt dieß Zusammenkunft: Und diese soll mittelmäßig-glücklich seyn. Ist aber die Sonne von dem Planet, oder ein Planet von dem andern, 60 Grad (ein Grad hat 15 deutsche Meilen) der Länge nach entfernt; so heißt das Gesechsterschein, der nach dem Calender gut seyn soll. Wenn die Sonne von einem Planet, oder ein Planet von dem andern 90 Grade abstehen, so nennt man das Geviertenschein, der, wie der Calender sagt, böse ist. Beim Gedrittenschein sind Sonne und Planeten 190 Grade der Länge von einander entfernt — er ist gut! Wenn zween Planeten gegen einander überstehen; so heißt es Gegenschein; und der ist böse! Erblickt man zwei oder mehrere an derselben Stelle des Himmels; so heißt dieser ihr Stand conjunctio oder Verbindung. Ich fühle, daß ich, um diese Calenderausdrücke zu erklären, nicht ganz deutlich seyn kann; fühle aber auch, daß es ungeräumt seyn würde, zu glauben, die verschiedenen Stellungen der Sonne und Planeten, die von Ewigkeit her nach den vom Schöpfer festgesetzten Regeln erfolgen, und zu bestimmten Zeiten gewiß eintreffen — könnten etwas böses oder gutes bedeuten. Warum wollte man sich bei Dingen, welche nicht in unsrer Macht stehen, mit Furcht oder Hofnung quälen? Würden wir dabei wol als vernünftige Menschen handeln, oder würden wir nicht mit Recht Thoren genennt werden, die ohne Noth sich die Freuden des Lebens verbittern? Der Aberglaube denkt z. B. Wenn der Mond bei dem Jupiter oder der Venus gesehen werde; so zeige diese Verbindung bei der Geburt eines Kindes Glück an. Wer die ungeheuren Entfernungen bedenkt, in welchen die Planeten von einander, und von der Erde (auch bei ihrer Zusammenkunft) abstehen, der wird nicht Kälte, Wärme, Hitze, Trocknis und Feuchtigkeit, noch weniger Schicksale einzelner Menschen oder gar Weltbegebenheiten ihrem Einfluß zuschreiben.

Die Planeten sind aus dem, bei manchem so beliebten Calenderbuch bekant. Sie heissen Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercurius, Mond. Sie sind Weltkörper, denen man diese Nahmen gegeben hat, um sie zu unterscheiden. Jedem Jahr wird ein Planet zugeordnet, von dem man alsdenn sagt: Er regiert. Jedem Planet legt man Eigenschaften bei, die man auf die Witterung des Jahrs überträgt. Saturn ist trocken und kalt; Jupiter feucht und warm; Mars hitzig und trocken; Venus feucht und warm; Mercurius warm und trocken; Mond feucht und kalt. Jeder weiß aber wol, daß die Witterung der Jahrszeiten eintrit, ohne daß der Planet, den man den regierenden nennt, Einfluß darauf hat. Hätten diese Planeten, ohne ihre Stellung, wie man dieß nach dem sogenannten hundertjährigen Calender glaubt, auf die Denkungsarten und Schicksale der Menschen Einfluß; so müßten Zwillinge, und alle diejenigen Kinder, die zu der Zeit geboren werden, da die Planeten dieselbe Stellung haben, auch einerlei Character und Schicksale haben: Aber lehrt nicht die Erfahrung, daß ihre Gemüthsart und die Vorfälle ihres Lebens sehr verschieden sind? Wie sonderbar ist es daher, wenn man von einem Planet sagt: Er regiert. Kann ein todter Weltkörper, der sich seines Daseyns nicht bewußt ist, über vernünftige Geschöpfe das Regiment führen? Wenn das ein Planet könnte, warum sollte es nicht vielmehr die Erde können, auf der wir wohnen, und die daher auf uns einen weit grössern Einfluß haben müßte, als jene weit entfernte Welten? Ist es nicht schändlich, bei Betrachtung seiner Schicksale an eine leblose Materie zu denken, und derselben Wirkungen zuzuschreiben, die sie unmöglich haben kann? Als ob man es nicht wüßte, daß ein Gott sey, der alles regiert, und für seine Geschöpfe mit Güte und Weisheit sorgt! Jener Aberglaube verdunkelt die göttliche Vorsehung, und ist für die Tugend höchst gefährlich. Der Müller in G. glaubt, daß die sieben Planeten die sieben Fürsten (Erzengel) im Himmel bedeuten, und daß man sich, je nachdem dieser oder jener Planet im Jahre regiert, an diesen oder jenen Himmelsfürst wenden müsse, um etwas zu erlangen: Und weil er, wie man sagt, sonst kein unge-

scheuter Mann ist, so glaubt es die ganze Gegend. Wenn aber nun der Müllermeister einmal hört, daß man den achten Planet (Uranus) entdeckt hat, wird er denn auch einen achten Himmelsfürst erwählen? Eben so wenig bestimmen die zwölf himmlischen Zeichen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische — die monatliche Witterung: Sie zeigen in den Calendern weiter nichts an, als daß die Sonne in dieses Zeichen trete; und man kann nicht sagen; der Februar ist wässerig, der Julius feurig; weil in diesem der Löwe, in jenem die Fische — das Monatszeichen sind. Wenn der Mond oder die Sonne in dieses oder jenes himmlische Zeichen trit; so glaubt man, dieß habe in die Dinge auf der Erde, in die Schicksale der Menschen, auf Seegen und Unseegen einen besondern Einfluß. So will mancher Zimmermann, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses oder des Scorpions steht, kein Holz fällen, weil er glaubt, der Wurm komme in dasselbe. Wenn das Zeichen der Fische drei Tage hinter einander im Calender steht; so soll es Regen bedeuten. Allein wer die ungeheure Entfernung bedenkt, in welcher die Fixsterne von der Erde abstehen, und daß sie blos willkührliche Nahmen haben, welche die alten Sternkundiger von den Dingen hernahmen, mit welchen man sich damals in jedem Monat vorzüglich beschäftigte, der wird leicht einsehen, daß es Thorheit sey, ihnen solche Wirkungen beizumessen. Man bestimmt im Calender auch die monatliche Witterung im allgemeinen, aber so, daß jeder andere eben das vorhersagen kann. Der Frühling, heißt es, ist feuchte, dabei warm, mit unterlaufendem Froste; der März ist kalt; der April hält Regen; der Mai ist anfangs schön, worauf Kälte folgen könnte. Der Sommer ist bisweilen warm, doch öfters kalt; der Junius ist zwar fein, hat aber öfters Regen. Der Herbst und Winter ist anfangs feuchte, alsdenn mittelmässig kalt, darnach ganz kalt und feuchte. Im December kommt Schnee, darauf etwas Regen: Zu Ende des Jahres wird es kalt, so bis ins folgende Jahr dauert. Wie bekant ist es, daß im Frühling noch Fröste mit unterlaufen; daß es im April regnet, und noch etwas kalt, und die Kälte des Win-

ters bis ins folgende Jahr dauert? Es würde daher mehr als Neugier nach der Zukunft seyn, wenn man nach diesem Maasstab die Witterung messen wollte. Wir können die künftige Witterung im allgemeinen mit ziemlicher Gewisheit vorhersagen; denn die Erfahrung hat uns ihre Verschiedenheit in den Jahrszeiten und ihre gewöhnlichen Abweichungen von der Regel gelehrt.

Auch darf man nicht glauben, als ob die Thiergestalten so am Himmel erscheinen, wie sie im Calender stehen. Man hat die bei einander stehenden und bleibenden Sterne, aber nur auf dem Papier, in Thiergestalten gezogen, und ihnen Nahmen gegeben, um sie zu unterscheiden, und sie im gemeinen Leben kurz nennen zu können. Die Sterne an sich, oder ihre Stellungen gegen einander, haben nichts weniger als solche Gestalten.

Und damit es an nichts fehle, was ein Neugieriger oder Abergläubischer suchen könnte; so haben viele Calender auch

Welthändel.

Januarus. Boshafte Gemüther richten viel Unheil an. Hüte dich vor bösen Mäulern. Februarius. Es wird mit gefährlichen Unternehmungen umgegangen. Alte Gebräuche wieder einzuführen, ist jetzo vergebens. Martius. Jetzt wird es offenbar werden, was in geheimen Cabinetten bisher tractirt worden ist. Aprilis. Gewisse Anschläge haben schlechten Fortgang. Wer wider Eid und Pflicht handelt, wird keinen guten Lohn empfangen. Majus. Die Kaufmannschaft ist glücklich. Grosser Reichthum kommt aus entfernten Ländern. Junius. Man sey vorsichtig; der Feind ist geschäftig, und der Betrug groß. Wer andere waschen will, muß selbst rein seyn. Julius. Mancher kann sich wieder erholen. Ungerechten Richtern geht es übel. Augustus. Die Trauerkleider werden zugeschnitten. Grosser Zwietracht wird entstehen. Die Kaufleute haben sich vor Schaden zu hüten. September. Böse Anschläge werden gemacht, werden aber nicht gelingen. Ein jeder stehe auf der Hut, daß er nicht in die Schlinge falle. October. Vielen hohen und niedern will die Welt zu enge werden: Ein je-

der hüte sich. November. Hohe Potentaten spüren ihres Vorhabens glücklichen Fortgang. Böse Gemüther suchen Verwirrungen anzurichten. December. Gott regiere aller hohen Potentaten Herzen, daß ihre Anschläge ein gutes Ende nehmen.

Man glaubt in die Heydenzeiten versetzt zu seyn, wenn man in Zeiten, die man aufgeklärt nennt; wo man die Vorfahren dumm, und sich für weise hält, so etwas in einem Buche liest, das fast allgemein in den Händen der Christen ist! Mancher hängt seinen Calender, den er in allen Nöthen zu fragen gewohnt ist, wie ein Heiligthum hin, und hält seine Aussprüche, wenn ihn gleich der Erfolg so oft das Gegentheil gelehrt hat, ferner für untrüglich. Schon das sollte die Nichtigkeit der Calenderprophezeiungen verwerflich machen, daß sie ein Jahr wie das andere, fast immer gleich ausfallen. Boshafte Gemüther richten nicht nur im Januar oder November, sondern zu allen Zeiten Unheil an: Und soll man sich etwa nur in diesem Monat vor bösen Mäulern hüten; oder hat man durchs ganze Jahr Ursach dazu? Nicht nur im Februar oder October wird mit gefährlichen Unternehmungen umgegangen; nicht im Junius nur ist der Feind geschäftig, und ungerechten Richtern ist der Julmonat nicht allein gefährlich. Man sieht leicht, daß der Calender blos schrieb, um auch von Welthändeln etwas gesagt zu haben. Wer könnte so thörigt seyn, die Begebenheiten in der Welt hienach zu beurtheilen; oder glauben, daß das, was geschieht, darum geschehe, weil es im Calender vorhergesagt ist? Freilich, wenn man geneigt ist, die Vorfälle, welche uns und andere treffen, hieher zu ziehen; so wird man immer Gelegenheit haben, sich in der Meinung zu beruhigen, daß der Calender doch wahr geredt habe. Vielleicht sind die Prophezeihungen

vom Krieg und Frieden

richtiger. Wir mögen, heißt es da, die Ursachen des für Land und Leute so höchst schädlichen und gefährlichen Kriegs betrachten, wie wir wollen; so werden wir doch niemals dieselben recht erforschen, noch vielweniger werden wir sie an dem gestirnten Himmel finden. Es ist also nichts thörigter, als dieses, daß man

die Ursachen davon bei den Sternen zu suchen sich nicht abgewöhnen, und die Nichtigkeit dieses Prognostici nicht einsehen will. Lasset uns andächtig und fleissig zu Gott beten, daß er die Herzen grosser Potentaten allezeit zum Frieden lenke, und alle verderbliche Kriege von uns gnädiglich abwende. — Es fehlt weiter nichts, als daß man im Calender Truppen ins Feld rücken, dem Kaiser die Schlacht verliehren, und dem König sie gewinnen ließ, um alles Calendervorhersagen lächerlich zu machen, und jeden zu überzeugen, wie weit er sich darauf zu verlassen habe. — Wenn man gestehen muß, daß man nichts wisse; so nimmt man zugleich einen so andächtigen Ton an, daß das prophetische Ansehen in den Augen des Einfältigen nichts verliehrt. Man gesteht hier, daß es thörigt sey, die Ursachen dazu bei den Sternen zu suchen: Warum aber entfernt man nicht alles das, was eben so thörigt ist? Warum sucht man nicht die Nichtigkeit aller Vorhersagungen zu zeigen, und warum befördert man den Glauben davon so ängstlich?

Dort sehe ich wieder ein Verzeichnis der Knaben- und Mägdlein-Charaktere, durch alle Monate. Welch ein Mischmasch!

Januarius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist schön, zornig, arbeitsam; ist dem wollüstigen Leben ergeben. — Ein Mägdlein ist schmeidiges Leibes, verliebt; hat ein Merkmal im Gesicht: Im Alter dürfte es Armuth leiden.

Februarius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist schönes Gesichts, kalter Natur, ungeschickt; liebt das Weibsvolk sehr. Heirathet er; so bekommt er eine schlechte Ehe, und zeuget doch viel Kinder. — Ein Mägdlein ist kalter Natur, argwöhnisch, zornig, lügenhaft. In ihrer ersten Ehe leget sie wenig Ehre ein; in der andern aber wird sie in Glück leben, welches ihr Neid bringet.

Marzius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist Kunstreich, liebt die Wahrheit, und kommt zu hohem Alter. — Ein Mägdlein aber wird schön: Höflichkeit ist ihr Schmuck, wodurch sie zu einer frühen Heirath gelanget.

Aprilis. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist ansehnlich, glücklich im Heirathen, hat Beliebung zum Krieg. — Ein Mägdlein ist schön, verliebt, mag ihr Kränzchen in Acht nehmen, und nicht lange im Heirathen wählen.

Majus. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist vernünftig, still; hat Glück im Handel, wenn er fromm lebet. — Ein Mägdlein ist scharfsinnig, treuherzig, wodurch sie oft betrogen wird, bekommt mehr als einen Mann.

Junius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist kunstreich, liebet Gesellschaft, hat Glück zur Kaufmannschaft und geistlichen Gütern; bei grossen Herrn aber viel Widerwärtigkeit. — Ein Mägdlein aber ist schön, und dabei sehr leichtsinnig, heirathet jung, hat gute Zeit in der Ehe.

Julius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, wird sehr geliebt, bekömmt drei Weiber, und hat gute Nahrung. — Ein Mägdlein aber ist schön, heirathet bald, und wird ihren Mann recht sehr lieben; kommt zu hohem Alter.

Augustus. Ein Knabe in diesem Monat geboren, wird künstlich, liebet das Frauenzimmer; bekommt ein hohes Alter. — Ein Mägdlein aber ist falsch, verliebt, und durch Aergernis verkürzt sie ihr Leben, sonst würde sie alt.

September. Ein Knabe in diesem Monat geboren, isset und trinket gern etwas gutes, er wird gerne reisen, und zu einer gewünschten Heirath gelangen; den Armen viel Gutes thun. — Ein Mägdlein aber ist freundlich, kommt bald in Ehestand, ist gottesfürchtig, und liebet den Mann.

October. Ein Knabe in diesem Monat geboren, hat viel Glück, Lust zur Reise, und hat Glück in der Heirath. — Ein Mägdlein aber wird schöner Gestalt, durch ihre dritte Heirath wird sie glücklich werden.

November. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist schöner Gestalt, erlanget Gunst bei Herrn und Frauen. — Ein Mägdlein ist dumm von Gedächtnis, doch sehr höflich, heirathet aus ihrem Vaterlande, und wird Neider haben.

December. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist heroisch, dürfte einen tapfern Kriegsmann abgeben, und glück-

lich seyn. — Ein Mägdlein ist faul, lügenhaft, trotzig, hoffärtig; sie wird Segen haben, wenn sie darnach lebet.

Man suche, ob die Mägdlein des Januars im Gesicht ein merkmal haben. Gelangen die im März gebornen Knaben wirklich zu einem hohen Alter; und liefert der April nicht je zuweilen Krüppel? Daß die Mägdlein des Aprils ihr Kränzchen sollen in acht nehmen, und die Maimädchen treuherzig sind, steht wol blos darum da, daß darüber in einer Schenke gelacht werde? Der Mann, im Julius geboren, heurathe, und glaube, er werde drei Weiber bekommen: Der Tod sieht nicht in den Calender, und fragt nicht darnach, ob er etwa ein hohes Alter geweissagt habe. Verkürzen nur Augustmädchen durch Aerger sich das Leben; essen nur die Septemberknaben gern etwas gutes; oder ist das allen Erdenkindern gemein? Aber wir wollen über ernsthafte Dinge nicht spassen! Der Dumme wird unvorsichtig heirathen, weil er in einem Monat geboren ist, der ihm dazu Glück verkündiget; oder er wird den Ehestand scheuen, weil der Calender ihm Unglück prophezeihet: Und was für unselige Folgen können aus dem allen entstehen? Jener wird ein Wollüstling, vielleicht darum, weil, wie der Calender sagt, und er glaubt, alle im Januar Geborne dazu geneigt sind: Jene ist lügenhaft und zornig, und bleibt es; denn der Februar hat es in ihre Natur gelegt, und sie kann, wie sie glaubt, nichts dafür. Der erwartet nach dem Calender ein hohes Alter, und der Tod reißt ihn mitten unter Hoffnungen dahin: Und dieser fürchtet es, weil es ihm darin trübe gehen soll. Diese fürchtet die erste Ehe, weil sie damit wenig Ehre einlegen soll, und verscherzt darüber ihr Glück; jene plagt die beiden ersten Männer zu Tode; denn erst die dritte Ehe soll glücklich seyn. Dieser — aber wer könnte den Unsinn, und alle das Unglück, das daraus entstehen kann, und wirklich entsteht, erzählen? Warum wollte man sich die Jahre der Freude verkümmern, das Glück des Lebens nur halb geniessen; oder unter Furcht und leeren Hoffnungen dahingehen? Und wie unweise würde man seyn, wenn man das aus dem nichtigen Grund thun wollte, weil es ein alberner Mann im Calender sagt!

Man mögte ermüden, alle die thörigten Meinungen zu nennen, von denen die Menschen geplagt werden. Dort sehe ich etwas

Von den Stufenjahren.

Selbige sind, heißt es, im menschlichen Alter allemal das 7. oder 9. Jahr. In diesen pfleget sich bei den Menschen mehrentheils etwas sonderliches zu ereignen. Von der Zahl 7 sind folgende Stufenjahre: Das 7, 14, 21, 28, 35, 42, 49, 56, 63, 70, 77, 84, 91, 98. Unter diesen wird sonderlich das 49 Jahr, weil es das 7mal 7te ist, gefährlich gehalten: Aber im 56 sterben gemeiniglich die grösten Helden. Von der Zahl 9 sind folgende: 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72, 81, 89, 98. Das 63 aber ist gemeiniglich der Alten Tod, weil es sowol von 7 als 9 ein Stufenjahr ist.

Man geht bei Bestimmung der sogenannten Stufenjahre von den Zahlen 7 oder 9 aus, verdoppelt sie, und setzt denn noch 7 oder 9 hinzu, um die Jahre zu bestimmen, da dem Menschen etwas ganz merkwürdiges begegnen soll. Im 63 Jahre sollen die Alten gemeiniglich sterben: Warum? weil 7mal 9 63 macht! Das 49 Jahr soll besonders gefährlich seyn, weil es das 7mal 7te ist: Warum nicht auch das 81ste? denn es ist das 9mal 9te! Gott verbarg uns die Zukunft, und die Zeit unsers Todes: Wie könnten wir dieß durch so leichte Berechnungen errathen? Greift man nicht durch solche Klügeleien dem Schöpfer vor? Und wo ist der, der sagen könnte, daß die merkwürdigen Begebenheiten seines Lebens in die genannten Jahre wirklich gefallen wären? Die Vorsehung bestimmt der Menschen Schicksal, ohne sich nach den Jahren zu richten, die diese vorwitzig dazu festsetzten.

Leser, ermüde nicht, und ließ noch etwas von dem Glücks- und Unglücksspiegel, auf nächtliche Träume gerichtet.

Dieses vorgesetzte A, B, C, sollst du also verstehen: Wenn du des Morgens frühe aufstehest, so sollst du vor allen Dingen dein Gebetbuch zur Hand nehmen, und mit einem andächtigen Gebet dich Gott befehlen: Wenn du nun dein Gebetbuch

auffschlägest, so nim den ersten Buchstaben, der auf der ersten Zeile oben am Blatte steht, und suche in diesem vorgesetzten A, B, C; so wird derselbige Buchstabe zeigen, was dir an demselben zuständig ist. Ist es Glück, so danke Gott, so bete desto fleissiger zu Gott; denn Gott ist ein Mann, der Glück und Unglück wenden kann.

Bericht, wie man das A, B, C, verstehen soll.

A. Grosse Ehre und Freundschaft sollst du haben heut.
B. Feindschaft ist auf dir, sieh dich fleissig für.
C. Verlust will dir heute begegnen.
D. Glück in allen Sachen wirst du haben.
E. Beim Frauenzimmer bist du glücklich.
F. Zank und Streit hast du heut.
G. Freude wirst du überkommen.
H. Aus deinen Sorgen kommst du heut.
J. Deine Sachen gehen glücklich an den Ort.
K. In Schaden sollst du kommen heut.
L. Betrogen sollst du werden heut.
M. Kummer und Trübsal ist um dich überall.
N. Böse Nachrede wirst du hören.
O. Gute Zeit ist dir heut bereit.
P. Gute Bothschaft wirst du hören.
Q. Deine Freunde sind dir mißgünstig.
R. Keine gute Zeitung wirst du hören.
S. Ein heimlich Unglück will dir begegnen.
T. Hüte dich vor deinem Nächsten.
U. Glück und Freude hast du heut.
W. Guten Fortgang hast du heut.
X. Glücklich ist deine Sache.
Y. Guten Nutzen und Gewinn.
Z. Heut hast du zu allem, was du anfangen wirst, Glück.

Wie viel Unheil kann durch Verbreitung solches Unsins angerichtet werden! Heute soll ich mich vor meinem Nächsten hüten, weil, indem ich das Gebetbuch aufschlug, der Buchstabe T. mir zuerst in die Augen fiel: Er merkt mein Mistrauen,

und hört auf, Freund zu seyn; denn er hatte nichts böses im Sinn. Heute soll ich Freude, Glück ꝛc. haben, freue mich darauf, und sehe mich zu meinem Misvergnügen getäuscht: Oder ich soll Verlust, Zank, Schaden ꝛc. haben, fürchte es vergebens, und verbittre mir die Zeit, die sonst vielleicht froh würde vorübergegangen seyn. Heute unterlasse ich, etwas zu thun, weil der Buchstabe es mir widerräth, und muß es nachmals bedauern; denn die Gelegenheit ist vorüber, und kommt wahrscheinlich sobald nicht wieder, da ich zu meinem, oder zu dem Glück eines andern etwas thun konnte: Oder der Buchstabe prophezeihet guten Fortgang; ich unternehme, und sehe mich abermals betrogen; denn ich fand gerade die unbequemste Zeit.

Durch den Calender würde man unter allen Büchern am geschicktesten richtige Kenntnisse verbreiten, und Weltverbesserung bewirken können. Jedes andere Buch legt man bald, wenigstens wenn man es gelesen hat, weg: Den Calender braucht man, vom Anfang des Jahres bis zu Ende. Aber was je der Aberglaube ausgedacht hat; das findet man in Calendern. Schade, daß man ihn mit lügenhaften Wetterprophezeihungen und so vielen andern albernen Dingen anfüllt! Schade, daß man ihn zur Verbreitung vieles Unsins und des Aberglaubens misbraucht!

Frage: Aber warum wird denn so etwas gedruckt? Antwort: Weil jetzt noch gilt, was weiland die Väter sangen: Daß die Welt wolle betrogen seyn.

Nachstehende Bücher sind bey mir zu haben.

Bremer, J. C. lateinisches Wörterbuch für Anfänger. gr. 8 1 Thlr.

Fabers Versuch über die vortheilhafteste Bauart hydraulischer Maschinen, und insbesondere der Getraidemühlen. Aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von M. A. F. Lüdicke, mit einer Vorrede von J. J. Ebert, nebst 6 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr.

Fabris, J. C. Geographie für alle Stände, gr. 8. 1ster Theil 1ster Band, 3 Thlr. und 2ter Band. 2 Thlr. 20 gr.

Züge aus der Natur und Gesellschaft für Kinder, 8. 8 gr.

Hanway, Jonas, Tugend im niedrigen Leben, oder Betrachtungen über die gegenseitigen Pflichten der Reichen und Armen, der Herren und Diener, Gedanken über die mancherley Zustände, Leidenschaften, Vorurtheile und Tugenden der Menschen, aus wahren Abrissen hergeleitet; nebst hieher gehörigen Fabeln und Anecdoten von Lebenden und Todten; in Gesprächen zwischen einem Vater und seiner Tochter. Aus dem Englischen, 4 Theile. 8. 3 Thlr.

Lederer, J. Ch. neu umgearbeiteter Orbis pictus. 8. 12. gr.

Mill, Versuch vom Wetter, nebst Anmerkungen über des Schafhirten von Bambury Regeln, wie man von den Veränderungen desselben urtheilen soll, als ein Anhang zu eben dieses Verfassers Lehrbegriffe von der Feldwirthschaft. Aus dem Engl. 8. 6 gr.

Müllers, J. T. Einleitung in die ökonomische und phisikalische Bücherkunde, und in die damit verbundenen Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten, erster Band, welcher die Klassification der Bücher enthält, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

— — Einleitung in die ökonomische und physikalische Bücherkunde 2ter Band, erste Abtheilung welche die litterarische und kritische Kenntniß der Bücher enthält, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

— — 2ter Band, zweite Abtheilung, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Briefe für Kinder über die Werke der Natur, 8. 10 gr.

Nichelson, W. Einleitung in die Naturlehre. Aus dem Englischen mit einigen Zusätzen und Anmerkungen übersetzt von M. Fr. Lüdicke. 2 Bände mit 25 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Kurze Anweisung für den Landmann, Steinkohlen, Torf, Mergel, und Gips zu entdecken, Wiesen zu bessern, Flachs, Hanf, Hopfen, Toback, Kümmel und Fänchel mit Nutzen zu bauen, Baumschulen anzulegen, Bienen zu warten, Maulbeerbäume zu erziehen, und den Seidenbau mit Vortheil zu betreiben. 8. 1789. 1 Thlr.

Reichel, A. gründliches und deutliches Rechenbuch, aus welchem die Rechenkunst ohne mündliche Anweisung mit Vortheil erlernet werden kann. 2 Theile 8. 2 Thlr.

Xenophontis Cyropaedia e recensione Th. Hutchinsoni, cum selectis eiusdem notis. Accessit Index graecitatis. Editio auctior atque emendatior. Curauit editionem Sam. Fr. Nath. Morus. med. 8. 20 gr.

Lucians, griechische Todtengespräche mit einem zureichenden Wörterverzeichniß, der Jugend zu Liebe herausgegeben von J. G. Haas, 8. 4 gr.

Die ersten Gründe der griechischen Sprache, nebst den nothwendigsten syntaktischen Regeln zum Besten der Anfänger, aus größern Sprachlehren gezogen von G. H. Martini. 8. 5 gr.

Der Immerwährende Kalender nebst einer Ostertabelle für die Jahre nach Christi Geburt 1700 bis 2000 von M. L. Fr. Rüdiger. gr. 8. 1789. 20 gr.

Landwirthschaftskalender. Oder aus den bewährtesten Erfahrungen und den besten neuern ökonomischen Schriftstellern entlehnte Vorschriften, über das, was in jedem Monate bey einer wohlbestellten Landwirthschaft zu beobachten ist. gr. 8. 1790. 5 gr.

Lexicon latinum et theodiscum ad formam Kirschiani cornu copiae paratum post varias variorum curas denuo retractavit, emandavit, supplevit pluribusque vocabulis auxit. P. G. B. med. 8. 1790. 3 Thlr. 8 gr.

P. Ovidii Nasonis libri Metamorphoseon ex recensione Burmanni, varietate lectionis et notis perpetuis illustrauit T. E. Gierig. II. Tomi. med. 8. 2 Thlr.

Ovids Verwandlungen metrisch übersezt von I. G. K. Schlüter 8. 2 Thlr.

Funfzehn Kupfer zu Ovids Verwandlungen, so zur lateinischen und deutschen Ausgabe können gebunden werden. 2 Thlr.

Platonis Menexenus, et Periclis Thucydidei, oratio funebris, recensuit et animaduersionibus illustrauit I. C. Gottleber. gr. 8. 8 gr.

ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ. Platons Gastmahl. Ein Dialog. Hin und wieder verbessert und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von F. A. Wolf. med. 8. 14gr.

Plutarchi Instituta et excerpta Apophthegmata Laconica, Recensuit, animaduersionibus illustravit, indiceque verborum Graecorum instruxit T. E. Gierig. med. 8. 6 gr.

Propertius, Sextus, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Barthio; accedunt indd. rerum et verborum philologicocritici. med. 8. 1 Thlr. 12 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Heinrich Ludwig, 1762-1831

Das Buch vom Aberglauben

Bd.: [1]

Leipzig 1791

Phys.m. 64 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132603-6
VD18 10278656